Historische
Studien

von

Schmidt von Lübeck.

Altona
bey J. F. Hammerich.
1827.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Für die Freunde.

Der Verfasser dieser Blätter, die er seinen in Deutschland und Dännemark zerstreuten Freunden zueignet, hat sich bis weit über die Hälfte seines Lebensweges in den Blumengärten des Idealen gefallen. Im Herbste, dem Vorhofe des Winters, wollen wie in der körperlichen, so in der geistigen Natur, Lieder und Blumen kein Gedeihen haben. Von der Stunde, die entflohen ist, mit Anstand Abschied nehmen, und was die nächste bringt, sich nach Möglichkeit aneignen, bis die allerletzte schlägt, ist von allen Geboten der Lebensweisheit das erste und größte. Wenn die Gegenwart sich zu Ende neigt, wird die Vergangenheit erst recht interessant. Wenn vor uns der Weg sich schließt, wenden wir den Blick wiederum zurück. Und so macht sich der Uebergang von Poesie zur Geschichte, wie von selbst. Es ist wahr, das eigentliche Element, worin die Poesie lebt, ist Phantasie; und Chronologie, Genealogie, Heral-

dik und Numismatik sind diesem Elemente so wenig verwandt, wie eine antiquare Deduktion dem Schillerschen Gedichte. Allein die Schatten der Vorfahren auf die Bühne des Lebens zurückrufen, sie gehörig gruppiren und costümiren, und ohne der historischen Wahrheit das geringste zu vergeben, sie die Rollen abspielen lassen, als ob die Handlung vor unsern Augen vorgehe, scheint in der That nur eine Untergattung der Poesie zu seyn.

Alter, Ernst des Berufs und eine abnehmende Gesundheit haben diesen an sich leichten Uebergang bei dem Verfasser der gegenwärtigen historischen Studien nur noch mehr befördern können. Der Lehnstuhl des Podagristen und der Schreibpult des Bankdirektors begeistern nicht zu Liedern, wie der Rasensitz des frischen, ungebundenen Jünglings. Wem Wallungen des Gemüths von dem Arzte verboten worden sind, darf keine oder nur schlechte Verse machen. Der Verkehr mit Grazien und Musen erfordert eine frische Constitution. Der Umgang mit Todten hingegen echaufirt nicht, und thut dem Schlafe keinen Abbruch. Die Freunde mögen es daher dem älternden Freunde verzeihen, wenn er von jenen Abschied nimmt, und sich diesen zuwendet. Uebrigens gewährt es auch einen

nicht unpoetischen Kunstgenuß, sich in der Gallerie der Vergangenheit umzusehen, und die alten Bilder mit den neuen zu vergleichen. Welche Grimassen das Zeitalter macht, so ist die Familienähnlichkeit zwischen Vormals und Jetzt dennoch nicht zu verkennen. Die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit; und es fragt sich noch, ob die Tochter hübscher sey, oder die Mutter.

Der Verfasser hat seinen Dichtungen einen von seiner Vaterstadt bezeichneten Namen vorgesetzt, und ist unter demselben hie und da bekannt geworden. Es scheint ihm schicklich, denselben Namen auch hier beizubehalten. Bei der Allgemeinheit seines Familien-Namens innerhalb und ausserhalb der deutschen Litteratur wird der Zusatz des Geburtsorts am leichtesten vor Verwechselung schützen. Auch gesteht er es gerne, daß eine kleine Herzensangelegenheit mit seiner artigen Heimat mit im Spiele ist. Geboren zu Lübeck so gerade in der Mitternachtsstunde des wechselnden Jahres, daß es ungewiß geblieben ist, ob er dem Jahre 1765 oder dem Jahre 1766 angehöre, hat er als Kind und Jüngling die glücklichsten Träume seines Lebens an der Trave verträumt, bis ihn das Schicksal, auf dessen nächsten Poststationen, von da über Warschau und Copenhagen nach Al-

tona geführt hat. Wiewohl er hier eine Handvoll Glück gefunden, und es ihm scheint, daß eben dieser Boden und eben diese Luft ihm für seinen Lebensbedarf am zuträglichsten sind, so kann und mag er dennoch nicht unterlassen, seiner ersten Liebe oft zu gedenken, und ihr gelegentlich ein wenig den Hof zu machen.

Ueber die in dieser ersten Sammlung enthaltenen Aufsätze scheinen einige Vorerinnerungen nicht überflüssig zu seyn. Das erste Stück, die Roswitha, ist bereits, mit Ausnahme der Hausgeschichte der Ottonischen Familie, in den von dem Rathmann Hinsche zu Bergedorf herausgegebenen nordalbingischen Blättern 1820 gedruckt erschienen, so wie das Gedicht über die Gründung des Klosters zu Gandersheim abermals in der von dem Kammerrath Gardthausen zu Cappeln herausgegebenen Eidora für das Jahr 1826. Hier wird jetzt die ganze Abhandlung vollständig mitgetheilt.

Das zweite Stück, Petrarca und Laura, ist während des Verfassers Aufenthalt in Copenhagen verfertigt worden. Er fand in der reichen Bibliothek des Staatsministers, Grafen Schimmelmann, bei dem er damals Secretair war, die bekannten Sadischen Memoiren, und unternahm es, daraus eine Geschichte der viel besprochenen

Herzensangelegenheit dieser beiden Liebenden zu Papier zu bringen. Da hier von keinen Welthändeln, sondern von zarten Verhältnissen zweier Herzen die Rede war, so mußte Sprache und Einkleidung von der gewöhnlichen historischen Erzählung abweichend gewählt werden. Die Briefform schien ihm damals die schicklichste zu seyn. Diese Briefe sind in Beckers Erholungen 1807 gedruckt erschienen.

Der dritte Aufsatz, die merkwürdige Familien-Allianz, ist auf Veranlassung der wirklichen oder damals gemuthmaßten Politik Napoleons, im Jahre 1810 zu Altona geschrieben worden, und erscheint hier zum erstenmale gedruckt. Merkwürdig genug, daß diese Politik drei oder vier Jahre darauf das Schicksal der hier erzählten Politik Theoderichs im 6. Jahrhunderte theilte.

Von dem Satirenschreiber Christian Ludwig Liscov, über den der vierte Aufsatz einiges mittheilt, ist bisher wenig Zuverlässiges oder Zusammenhängendes bekannt gewesen. Eine wahre Schmach für die deutsche Litteraturgeschichte. Als vor fünf oder sechs Jahren in dem zu Gotha erscheinenden deutschen Anzeiger Nachfrage über die Lebensumstände dieses Mannes geschahen, kamen allerhand Notizen zum Vorscheine, wahre, halbwahre, unwahre. Dies bewog den Verf.

selbst zu forschen, und die zerstreuten Notizen in eine zusammenhängende Darstellung zu bringen. Er ließ, was er gefunden hatte, in die Holsteinischen Provincialberichte einrücken, um andere zu veranlassen, manche Lücke auszufüllen. Der Zweck der Ausstellung ward hie und da erreicht. Und so wird hier alles geliefert, was auf diese Weise über das Leben und Treiben dieses Schriftstellers hat ausgemittelt werden können.

Die fünfte Abhandlung, Herodes Antipas und sein Hofprediger Johannes, ist eine der ältesten wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers. Als er in den Jahren 1786 bis 1789 auf der Universität zu Jena mit Neigung und Fleiß die Rechte studirte, sich aber Familienverhältnisse halber eine Weile zum theologischen Studium bekennen, und einige in das geistliche Fach einschlagende Vorlesungen besuchen mußte, lernte er in Griesbachs und Eichhorns Hörsälen Ansichten des hier in Rede stehenden Gegenstandes kennen, die von denen seines Rectors Overbeck in Lübeck — Oheims des bekannten liebenswürdigen Dichters — gar sehr verschieden waren. Als er darauf im folgenden Jahre in Göttingen zu Schlözers und Spittlers Füßen begreifen lernte, was das Wort Geschichte eigentlich sagen will; und letzterer in seinen hinreissenden Vorträgen mit einer Beredsam-

keit, die wohl selten von Cathedern vernommen wird, sich über ähnliche Gegenstände, von einem reinhistorischen Standpunkte herab, äusserte; gewann die Sache für ihn ein so hohes Interesse, daß er sich vornahm, selbige bei erster Muße durch seine eigne Brille zu betrachten. Einige Jahre darauf trieb ihn der Wind ins Land der Sarmaten, wo er der Muße und Langeweile genug fand. Er nahm einst aus der Jesuiten-Bibliothek zu Kalisch den Josephus und andere zu seinem Zwecke dienliche Autoren mit sich zu Hause, und brachte, was er in denselben gefunden zu haben vermeinte, zu Papier. Von diesen im Lande der Weichselzöpfe zusammengeschriebenen Heften machen die hier gegebenen Darstellungen nur einen Theil aus. Seitdem in den verschiedenartigsten Verhältnissen des Geschäftslebens herumgeworfen, ist der Gegenstand ihm so fremd geworden, daß er sich nicht hat erlauben dürfen, an dem Manuscripte, das fast seine dreißig Jahre zählt, zu hofmeistern oder zu ändern.

Die Darstellungen aus der schleswig-holsteinischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die den Schluß dieser Sammlung ausmachen, sind entstanden auf Veranlassung einer Preisaufgabe der patriotischen Gesellschaft, deren Central-Administration ihren Sitz zu Altona hat. Selbige hat eine besondere Sektion für Vater-

landeskunde, und war früher darauf bedacht gewesen, eine Fortsetzung der schleswig-holsteinischen Geschichte von Christiani und Hegewisch zu veranlassen. Der Versuch hatte keinen Erfolg, und man beschränkte sich seitdem größtentheils auf topographische Mittheilungen. Dem Verfasser, in dieser Zeit Secretair für gedachte Sektion, schien es zweckmäßig, eine Materialiensammlung für die neuere Geschichte von da an, wo Hegewisch aufhört, durch Prämienausstellung zu veranlassen; und zwar dergestalt, daß jede einzelne Darstellung ein in sich abgeschlossenes Ganze ausmache. Um seinen Gedanken durch Beispiel anschaulich zu machen, arbeitete er die hier mitgetheilten Darstellungen aus, und ließ selbige, da überdies Gründe der Schicklichkeit ihn verboten, an der Concurrenz zu den von der Central-Administration auf seine Anregung ausgesetzten Prämien Theil zu nehmen, in den Landes Provinzial-Berichten drucken. Er ist der Meinung, daß ähnliche Darstellungen nicht bloß eine nützliche Vorarbeit zu einer umfassenden neueren Geschichte der Herzogthümer, sondern auch ein angenehmes und unterrichtendes historisches Lesebuch liefern.

Altona den 11 April 1827.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Roswitha. . . . . . . Seite 1

Petrarca und Laura. 59

Merkwürdige Familien-Allianz zur Gründung einer monarchischen Republik in Europa. . . . 101

Christian Ludwig Liscov. 121

Herodes Antipas und sein Hofprediger Johannes. 195

Darstellungen aus der Schleswig-Holsteinischen Geschichte des 18ten Jahrhunderts. 235

R o s w i t h a.

I.

Ueber Roswitha,

Dichterin und Canonissin des Klosters Gandersheim.

Die erste Dichterin in Deutschland verdient eine nähere Bekanntschaft. Sie sang aus ihrer Zelle am Fuße des Harzes im 10ten Jahrhundert, in einer Zeit, wo in Deutschland noch nichts sang, als der Vogel des Waldes. Schade, daß sie in lateinischer Sprache gesungen hat. Ihre Dichtungen sind gesamlet und herausgegeben von Conrad Celtes im Jahre 1501, und nachher im Jahre 1707 von dem Professor Schurzfleisch. Allein ihr interessantes Werk, ihr Gedicht über die Gründung des Klosters zu Gandersheim, wovon hier die Rede ist, findet sich nicht in jenen Samlungen. Es war damals noch nicht gefunden. Es wäre beynahe im Strome der Zeit untergegangen. Wir verdanken die Erhaltung desselben unserm Leibnitz. Die Prinzessin Henrica Christina, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von

Braunschweig, Aebtissin zu Gandersheim, veranlaßte denselben, das Kloster-Archiv zu untersuchen. Er fand glücklicherweise das Manuscript. Nur zwey Zeilen und einige Buchstaben waren von der Zeit verwischt worden. Der Abschreiber des Urtextes hatte denselben entweder aus Nachlässigkeit oder aus Sprach-Unkunde häufig entstellt. Leibnitz ließ gewissenhaft das Manuscript, so wie es da war, mit allen Schreibfehlern, abdrucken, und fügte berichtigende Anmerkungen hinzu. Dies ist das Gedicht, welches wir unsern Lesern hier mittheilen. Es ist in lateinischen Hexametern verfaßt. Wir liefern es übersetzt in derselben Versart. Der historische Wehrt desselben ist allerdings grösser, als der poetische. Doch muß man unterscheiden. Das Substrat des Gedichtes ist rein historisch, und einen historischen Gegenstand poetisch zu behandeln, ist unserer Dichterin nicht verliehen worden. Ihre Erzählung der Thatsache ist beynahe Prosa des Annalisten und Chronikenschreibers, das Metrum abgerechnet, oder ein paar alltägliche Floskeln. Die Uebersetzung hat die Spuren dieser poetischen Armuth nicht vertilgen können, noch wollen. Sie hat sich nicht erlauben dürfen, die historischen Nachrichten zu deuteln, oder an selbigen das Geringste zu verschieben, oder zu verdrehen. Auch hat es ihr eine Art von Donquischottismus geschienen, einen Zulauf zu nehmen, um zum Beyspiel eine Jahreszahl poetisch auszusprechen. Ganz anders verhält es sich aber mit den

Episoden, welche die Dichterin in die Erzählung hineingeflochten hat. Hier hat ihre Phantasie einen Aufschwung nehmen können. Bild und Wortfügung sind hier natürlicher; und der Schwall nichtssagender Epitheten ist hier als Füllgraus weniger nothwendig gewesen.

Allein der eigentliche Werth des Gedichtes besteht außer den ächthistorischen Goldkörnern in der Gesammtheit und Wahrheit der Darstellung. Es ist ein so treues Familiengemälde aus dem Alterthume, daß wir in unserer vaterländischen Geschichte durchaus gar nichts Aehnliches aufzuweisen haben. Es sind nicht Schlachten und Feldzüge, die da erzählt werden; es ist das Walten einer wahrhaft edlen Familie mit solcher Innigkeit dargestellt, daß man, wiewohl Zeiten und Denkart sich geändert haben, von dem lebendigsten Interesse für die handelnden Personen ergriffen wird, und mit Wehmuth von ihnen Abschied nimmt. Vorzüglich rührend ist das Gemälde der ehrwürdigen Matrone Oda, der hundert und siebenjährigen Stamm-Mutter des berühmten Ottonischen Geschlechtes. Ihre jugendliche Thätigkeit bis an den letzten Augenblick ihres Lebens, ihr durch keinen Unfall, selbst nicht durch den früheren Tod aller der Ihrigen zu beugender Muth; die Verehrung, welche ihr von Jung und Alt gewidmet wird; die Eintracht der ganzen Familie, das selbstverläugnende Hingeben für eine gottgefällige Unternehmung; der Wechsel von Freud und Leid, und

dennoch der Sonnenschein eines seltnen Glücks, der nicht über ihrem Hause untergegangen ist, bis sämtliche Mitglieder desselben in einem und demselben Grabe in der von ihnen selbst gestifteten Kirche friedlich neben einander ruhen; das alles sind Züge zu einem Gemälde patriarchalischen Still-Lebens, die keiner poetischen Kunst bedürfen, um unser Wohlgefallen an einem solchen Familienstücke zu beisprechen.

Unsere Dichterin Roswitha gehört selbst zu dieser Familie. Das leidet keinen Zweifel. Sie darf es nicht sagen, und weiß es nicht zu verschweigen, daß Herzog Otto der Erlauchte, der Sohn der erwählten Oda, ihr Nahverwandter ist. Sie muß es im Drange des Gefühls bekennen, daß sie ihn mit kindlicher Liebe verehre. Otto der Erlauchte hatte aus einer Liebe ausser der Ehe natürliche Töchter. Eine derselben hieß Roswitha, und ward im Jahre 919 Aebtissin des Klosters zu Gandersheim. Wir verweisen desfalls die Leser auf unsere angehängte Hausgeschichte der Ottonischen Familie. Diese Aebtissin Roswitha, eine gelehrte Dame und Schriftstellerin, war höchstwahrscheinlich eine Taute von unserer Dichterin, oder eine Großtante, die sie als Kind zu sich ins Kloster nahm, und daselbst unter ihren Augen erziehen ließ. Daß Letztere jung ins Kloster kam, sagt sie uns selbst. Ihr eigentliches Geburtsjahr ist nicht leicht mit Genauigkeit auszumitteln. Indessen giebt sie uns selbst zwey Winke

über die ungefähre Zeit ihrer Geburt. Sie bedauert nemlich in ihrem Gedichte, daß sie den hochverehrten Otto den Erlauchten nicht persönlich gekannt habe, indem sie erst lange nach dessen Tode gebohren sey. Otto der Erlauchte starb den 2. December 912. Unsere Dichterin Roswitha ist also nach dem Jahre 912 gebohren. Das Lange nach seinem Tode kann in dem Zusammenhange, wo von einem persönlichen Kennen oder Nichtkennen die Rede ist, nur so viel als einige Jahre später heißen. Sie sagt uns ferner, daß ihre Aebtissin, die Prinzessin Gerberga, jünger an Jahren sey, wie sie selbst. Die Aebtissin Gerberga war eine Enkelin Königs Heinrich des Voglers. Ihr Vater, Herzog Heinrich von Bayern, war gebohren, nachdem sein Vater bereits König war, also nach dem Jahre 919. Nach seines Vaters Tode ward er als Jüngling in heftige Familien-Fehden mit seinem Bruder, Kaiser Otto dem Ersten verwickelt. Endlich im Jahre 943, ward er, kaum 23 Jahre alt, Herzog von Bayern. Wenn er nun auch gleich darauf sich verheyrathete, so kann man die Geburt seiner Tochter Gerberga doch nicht vor das Jahr 945 setzen; viel später aber auch nicht, denn bereits im Jahre 965 war sie Aebtissin zu Gandersheim, und blieb es bis 1002. Wir haben also zwey feste Punkte, zwischen denen das Geburtsjahr der Roswitha liegen muß, nemlich 912 und 945. Wir können uns nicht weit von der Wahrheit entfernen,

wenn wir 920 als ihr Geburtsjahr annehmen. Ein späteres Geburtsjahr können wir nicht annehmen, wenn wir bey der Meinung verharren, daß ihre Tante oder Großtante, die Aebtissin Roswitha, welche 926 starb, sie als Kind zu sich ins Kloster genommen habe. Was wir von ihrer Erziehung und von ihren ersten Versuchen in der Schriftstellerey wissen, wissen wir nur durch sie selbst; und wird unten mit ihren eigenen Worten vorkommen.

Die ersten schriftstellerischen Arbeiten der Roswitha sind ihre poetischen Erzählungen. Es sind acht an der Zahl, nemlich: Geschichte der heiligen Jungfrau; die Himmelfahrt Christi; Gangolf und Gemma; Leiden des heiligen Pelagius zu Cardova; Fall und Bekehrung des Theophilus; Bekehrung des Preterius in Cäsaria; Leiden des heiligen Dionysius; Leiden der heiligen Agnes. Diese Erzählungen hat sie nach ihrem eignen Geständnisse in einem unreifen Alter aus der Klosterbibliothek zusammengetragen, und metrisch bearbeitet, um solche nöthigenfalls zu verkaufen. Auf diese poetischen Erzählungen folgen sechs Comedien gottseligen Inhalts, dem Terenz nachgebildet, nemlich: Gallicanus; Dulcitius; Callimachus; Abraham; Paphnutius; Glaube, Hoffnung, Liebe. Die vierte dieser Comedien, Abraham überschrieben, ist die interessanteste. Ihr Gegenstand ist Fall und Bekehrung eines öffentlichen Freuden-Mädchens. Es ist ein merkwürdiges Sittengemälde der damaligen

Zeit, welche in dieser Hinsicht der unsrigen so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern. Nur der Preis der Waare ist seitdem etwas gestiegen. Eine Nacht mit Einschluß des Abendessens und des Weins kostete einen Solidus; also noch etwas weniger, als einen Speciesthaler unserer Zeit. Die Oeffentlichkeit solcher Freuden-Institute scheint noch öffentlicher gewesen zu seyn, wie jetzt in Paris oder Berlin. Ueber Veranlassung und Zweck dieser Comedien wird sie selbst uns Auskunft geben.

Auf die Comedien folgt in chronologischer Ordnung das Loblied auf die Ottonen. Es ward geschrieben auf Begehren der Aebtissin Gerberga und des jungen Mitkaisers Otto des Zweiten. Sie widmet es dem Kaiser Otto dem Ersten, und dessen Sohne und Mitkaiser Otto dem Zweiten. Sie empfiehlt es zur Prüfung dem Erzbischof Wilhelm. Otto ward Mitkaiser den 25. December 967, und Erzbischof Wilhelm starb im März 968. Folglich ist dies Gedicht gewiß geschrieben oder fertig geworden im Januar und Februar 968.

Endlich folgt das jüngste ihrer Werke, das Gedicht über die Gründung des Klosters zu Gandersheim. Es ist gewiß jünger, als das Loblied auf die Ottonen, denn sie erwähnt darin bereits desselben. Aber viel jünger ist es eben so wenig; denn es nennt Otto den Zweiten immer nur noch als Mitkaiser. Otto der Erste starb den 7. May 973; es

muß also zwischen 968 und 973 geschrieben seyn. Das Nähere über sich und ihre Schriften soll die Dichterin uns nun selbst sagen.

Vorrede der Roswitha zu ihren poetischen Erzählungen.

Dies Büchlein, wenig geschmückt mit einem Schmucke, aber sorgfältig ausgearbeitet, gebe ich anheim zur Verbesserung allen denen Gelehrten, die kein Vergnügen darin finden, den Fehlenden zu beschämen; sondern welche lieber das Mangelhafte berichtigen wollen. Ich bekenne, daß ich nicht wenig gefehlt habe, theils in Rücksicht auf Sylbenmaaß, theils in Fügung der Rede selbst. Es ist manches in dieser Reihe von Arbeiten, was Tadel verdient. Wer aber seine Fehler bekennt, dem verzeiht man leicht, dem bessert man gutmüthig die Fehler. Vielleicht wird man es auch tadeln, daß in diesem Werklein manches vorkommt, was nach einiger Meynung aus verdächtigen Quellen geschöpft ist. Es ist nicht aus unebner Anmaßung geschehen, sondern aus Unkunde. Als ich diese Reihe von Ausarbeitungen anfing, war es mir unbekannt, daß die Gegenstände, die ich gewählt hatte, zweifelhafte waren. Als ich es nachher erkannte, nahm ich Anstand, sie zu vernichten; weil was jetzt als unwahr erscheint, vielleicht als Wahrheit bewährt

wird. Das Werklein bedarf daher desto mehr der Nachsicht, je weniger ich beym Beginnen desselben auf eigne Kräfte mich verlassen konnte. Ich war damals noch in einem unreifen Alter, und in Kenntnissen noch zurück. Auch wagte ich es nicht, einen Verständigen um Rath zu fragen, und ihm mein Vorhaben zu entdecken, aus Furcht, er möchte es mir untersagen, weil die Arbeit zu schlecht sey. Daher habe ich, ohne daß jemand darum wußte, einsam und verstohlnerweise bald zusammengeschrieben, bald wieder das Mißgerathene zerstört, fest bey mir entschlossen, irgend etwas, wiewohl es eben nichts Nothwendiges sey, aus den Schriften, welche ich innerhalb des Klosters zu Gandersheim zusammengebracht hatte, im Zusammenhange zu verfertigen. Zuerst bin ich unterrichtet worden von der gelehrten und gütigen Riccardis, oder von deren Stellvertreterinnen im Unterrichte. Sodann pflegte die mir huldreichst gewogene königliche Princessin Gerberga, jetzo meine vorgesetzte Aebtissin, an Jahren jünger als ich, aber an Kenntnissen reicher — wie es einer Nichte des Kaisers geziemte — mich in einigen Autoren, welche sie selbst früher hatte kennen gelernt, sehr fleißig zu unterrichten. Der metrische Gesang schien ein schweres Beginnen zu seyn für ein Frauenzimmer, indessen pflegte ich, wenn ich allein war, im Vertrauen auf Gottes Hülfe, und nicht auf eigne Kraft, die Gedichte dieses Werkleins in abgemessene Dactylen zu

bringen, damit nicht das mir anvertraute geringe Talent unbenutzt in der Brust verroste und zerstört werde. Es sollte vielmehr unter dem Hammer der Uebung Gesänge zum Lobe Gottes von sich geben, durch deren Verkauf vielleicht, wenn sonst keine Gelegenheit vorhanden, etwas durch Handel zu verdienen, irgend ein nothwendiges Stück des Bedarfs angeschafft werden könne. Drum, o Leser, der du in göttlichen Dingen verständig bist, versage nicht diesen geringen Blättern, die sich keines Lehrers Autorität erfreuen, deinen Beystand. Wird es befunden, daß etwas recht gemacht ist, so schreib es Gott zu; alle Fehler aber meiner Nachlässigkeit; jedoch nicht mit Tadel, sondern mit Nachsicht, denn der Tadel hat sein Recht verlohren, wo das demüthige Bekenntniß da ist.

Vorrede der Roswitha zu ihren Comedien.

Es giebt mehrere Catholiken — und wir können diese Thatsache keinesweges billigen — welche lieber die heidnischen Bücher, als die heilige Schrift lesen; weil jene zierlicher und geschmackvoller geschrieben sind. Wieder andere halten sich zwar mehr an die heiligen Schriften, und machen sich im Allgemeinen nicht viel aus heidnischen Schriftstellern, indessen lesen sie doch gerne und häufig die Dichtungen des Terenz. Diese

ergötzen sich an die angenehme Schreibart und verunreinigen sich durch die Bekanntschaft mit häßlichen Dingen. Aus dieser Ursache habe ich, die starke Stimme zu Gandersheim, mich nicht entschlagen wollen, diesen Autor, der so fleissig gelesen wird, in der Schreibart nachzunahmen; doch so, daß wo dort häßliche Unanständigkeiten ausschweifender Weiber vorgetragen worden, nunmehro hier, so weit meine geringe Fähigkeit dazu im Stande ist, nur löbliche Sittsamkeit der Jungfrauen gepriesen werden soll. Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Behandlung eines solchen Gegenstandes mich oft hat erröthen gemacht; denn es sollte der Unsinn einer ruchlosen Liebe, es sollten die häßlichsüßen Geschwätze, die wir nicht einmal hören dürfen, im Gemüthe aufgefaßt werden, um sie unserer Darstellung und unserer Einkleidung anzupassen. Allein hätte ich dieses aus Schaam unterlassen wollen, so hätte ich weder mein Vorhaben ausführen, noch den Sieg der Unschuld so deutlich darstellen können. Denn je verführerischer die Schmeichelworte der Verliebten sind, desto herrlicher ist der Ruhm des himmlischen Helfers, desto glorreicher der Sieg; besonders wenn weibliche Zerbrechlichkeit zu siegen, und die männliche Stärke in Verwirrung zu bringen weiß. Gewiß werde ich dem Vorwurf nicht entgehn, daß meine Darstellung an Werth und Auseinandersetzung tief unter derjenigen stehe, die ich nachahmen will. Ich räume dieses willig ein. Aber ich behaupte, daß ich billigerweise

nicht zu tadeln bin, wenn ich mich nicht anmaaße, denen gleichkommen zu wollen, die mir in höheren Wissenschaften beyweiten überlegen sind. Ich stelle mich nicht einmal den geringsten unter den Schriftstellern gleich; sondern es ist einzig mein Zweck, selbst da, wo ich weniger tüchtig bin, in Demuth des Geistes, die mir verliehene Kraft wiederum dem Geber zu widmen. Ich sehe nicht auf mich selbst, sondern ich muß reden, wie es Christus verleiht, der das Gute wirkt bey seinen Heiligen, um nicht von diesem getadelt zu werden. Gefällt daher mein Bestreben hier oder dort, so freue ich mich dessen; gefällt es keinem, weil ich selbst zu unbedeutend, und meine Schreibart zu fehlerhaft ist, so macht meine Arbeit mir dennoch Vergnügen. Wenn meine übrigen kleinen metrischen Versuche geringfügig und ohne Werth sind, so haben diese dramatischen Ausarbeitungen das Verdienst, daß sie die verderblichen Lüste der Heiden nicht kennen.

Zuschrift der Roswitha an einige Gelehrte.

Roswitha, die Nichtwisserin und Nichtskennerin, wünscht den Gelehrten und Wohlverständigen, die als wahre Weisen fremdes Bestreben nicht beneiden, sondern gerne sehen, gegenwärtiges Wohlergehn und künftiges Glück! Ich kann niemals eure große

Herablassung, Güte und Liebe genugsam bewundern, noch irgend durch Dank vergelten. Zu philosophischen Studien von Jugend an auferzogen; in den Wissenschaften vervollkommnet, habt ihr meinem, eines geringen Weibes Werklein euren Beifall geschenkt; und dem Verleiher dessen, was Gutes an mir ist, zum Lobe, mir ein klein wenig Wissenschaft zugeschrieben, deren eigentliche Ergründung weit über weibliche Fähigkeit ist. Bis jetzt hatte ich kaum das Herz, meine kleinen ungehobelten Arbeiten Wenigen und Vertrauten mitzutheilen. Daher kannten mich nur wenige, denen ich mich entdeckte, und man konnte mich weder unterrichten, wo was zu verbessern sey, noch mich ermuntern, Aehnliches zu liefern. Aber jetzt, da die Wahrheit in dreyer Zeugen Munde besteht, und euer Urtheil mir Zutrauen giebt, jetzt bin ich vermessen genug, wenn Gott will, an die Ausarbeitung zu gehen, und selbige der Prüfung einiger Gelehrten zu unterwerfen. Indessen werde ich hier von Freude, dort von Furcht nach zwey verschiedenen Seiten gezogen. Ich freue mich nemlich von Herzen, daß Gott, durch dessen Gnade ich bin, was ich bin, in mir gepriesen werde; aber ich fürchte mich wiederum, mehr zu scheinen, als ich wirklich bin. Es ist, wie ich glaube, gleiches Unrecht, das Geschenk Gottes zu verleugnen, und das, was nicht geschenkt worden, als wirklich Empfangenes vorzuspiegeln. Drum hier mein Bekenntniß. Ich besitze durch Güte meines Schöpfers einige Kenntniß

im Allgemeinen, denn ich bin ein Geschöpf, welches des Lernens fähig ist; aber Vorzügliches weiß ich durchaus gar nicht. Ich erkenne, daß der Himmel mir einen Verstand verliehen hat, der wohl etwas begreifen kann, aber durch Mangel des Fleißes von Seiten meiner Lehrer ist er ungeübt geblieben, und durch eigene Trägheit ist er vernachlässigt worden. Damit nun nicht vollends, was Gott mir verliehen hat, zu gar Nichts werde durch eigene Nachlässigkeit, habe ich hier und dort einen Faden, oder eine Faser von dem Mantel eurer Gelehrsamkeit ausgerupft, und in mein gedachtes Werklein hineingewebt. So ist meine Geringfügigkeit durch Beymischung eines edleren Stoffes verschönert, und auch der Verleiher meiner Talente desto mehr verherrlicht worden, da man sonst den weiblichen Geist für wenig fähig zu halten pflegt. Die Absicht meiner Aufsätze ist einzig diese: ich will mich nicht prahlerisch anstellen, als ob ich wüßte, was ich nicht weiß, sondern so viel an mir ist, will ich gestehn, daß ich es nicht weiß. Auf euer Begehren habe ich euch dies Büchlein, so in solcher Absicht verfaßt, und wegen Geringfügigkeit bis jetzt geheim gehalten worden ist, zur Prüfung übergeben wollen. Es ist billig, daß ihr nicht geringeren Fleiß auf dessen Verbesserung verwendet, wie auf eure eigenen Arbeiten. Habt ihr es aber regelrecht verbessert, so sendet es mir zurück, damit ich, durch euren Unterricht belehrt, einsehe, worin ich gefehlt habe.

Wir schließen diese Nachrichten über unsere Dichterin Roswitha mit der Bemerkung, daß ihr Zeitalter in literairischer Hinsicht doch nicht so grau ausgesehen haben muß, wie wir es gewöhnlich zu malen pflegen. Eine Dame, welche ein Buch über die Logik schreibt, eine andere Dame, welche in lateinischen Hexametern Gedichte schreibt, und eine gelehrte Correspondenz führt, eine Prinzessin, welche die lateinischen Classiker liebt, und ein Publicum, welches sich der Liebhaberey zu eben diesen Classikern und besonders zum Terenz bis zur Ungebühr hingiebt, sind Dinge, welche wir in unserm Zeitalter der Journale, der Allmanache, der Tageblätter wohl selten antreffen möchten.

II.

Haus-Geschichte der Ottonischen Familie.

Wernechin, Herzog der Angrarier zu Carls des Großen Zeiten, hatte zwey Söhne, Bruno und Wittechind. Das Wortspiel mit braun und blond, der damaligen Sitte gemäß, ist nicht zu verkennen. Wittechind oder Wedekind heißt Weißhaut. Nach der sächsischen Erbfolge fielen die reichen väterlichen Besitzungen dem ältern Sohne, Bruno, zu. Als der Sachsenkrieg mit Karl dem Großen ausbrach, widersetzten sich beide Brüder diesem Eroberer. Karls Politik war, die Großen des Landes durch Geschenke, Ehrenstellen und Schmeicheleyen zu gewinnen, und es glückte ihm nur zu sehr bey allen, die viel zu verlieren hatten. Bruno, der seine Burg zu Brunsberg an der Weser erbaut hatte, machte zuerst Friede, und rettete seine großen Besitzungen. Er nahm die christliche Religion an. Nicht so sein jüngerer Bruder, Wittechind, der durch den Krieg nichts zu verliehren, sondern viel zu gewinnen hatte. Er schloß sich an Gottfried von Schleswig an, den größten und mächtigsten Widersacher Karls, und erhielt dessen Schwester Geva zur Gemalin. Von ihm hernach, jetzt wenden

wir uns zu der Nachkommenschaft des ältern Bruders, Bruno von Bruneberg. Dieser starb im Jahre 790 und ward begraben zu Paderborn. Sein Sohn, Bruno, erbaute Brunshusen im Bisthum Hildesheim, und kommt in der Stiftungs-Urkunde des Helmstädtischen Klosters vom Jahre 802 als Erzkanzler Karls vor. Er hatte einen einzigen Sohn, den Herzog Ludolf, der um das Jahr 800 geboren war. Der Vater ließ ihn bereits im Jünglingsalter in die Dienste Kaisers Ludwig des Frommen treten. Am Hofe dieses Kaisers suchte und fand er sein Glück. Er war ein schöner und gewandter Mann, tapfer und klug, und besaß die Gabe der Beredsamkeit. Er wußte die Gunst des Kaisers dergestalt zu gewinnen, daß er schnell von einer Ehrenstufe zur andern hinanstieg. Zuerst ward er zum Grafen in Sachsen bestellt, sodann aber mit noch größeren Rechten belehnt, so daß er am Ende Herzögen gleich zu achten war. Sowohl er, als auch seine Söhne werden daher auch immer von den Sachsen Herzöge genannt, wiewol die deutschen Könige in ihren Urkunden sie nur Grafen nennen. Um das Jahr 830 verheyrathete Herzog Ludolf sich mit Otta oder Oda, einer Tochter des fränkischen Grafen Billung und der Aeda, geboren 806. Er hatte nunmehro seinen Aufenthalt zu Brunshusen im Hildesheimischen, das sein Vater, wie gesagt, erbaut hatte. Hier gebar seine Gemalin ihm zwey Söhne und vier Töchter, Bruno, Otto, Hathmoda,

Gerberga, Christine und Ludgarda. Er mochte ungefähr 14 Jahre zu Brunshusen gewohnt haben, als die Geburt so vieler Töchter die Mutter auf den Gedanken brachte, zur Versorgung derselben ein Fräuleinstift zu errichten. Die adelichen Töchter eines Hauses waren damals in Sachsen den Eltern zur Last, weil es, ausser zu Herford, noch daselbst keine Fräulein-Klöster gab, wo selbige als Aebtissinnen oder Canonissinnen untergebracht, oder auch nur bis zu ihrer Verheirathung erzogen werden konnten. Theils darum, theils weil es der religiösen Stimmung des Zeitalters zusagte, vermochte Otta ihren Gemahl Ludolf, auf seinen eigenen Gütern und auf eigne Kosten ein Fräulein-Kloster für ihre eigene Familie zu stiften. Es sollte also zunächst eine Familien-Stiftung seyn. Herzog Ludolf traf die vorläufige Einrichtung zu einem Kloster zu Brunshausen selbst, bis ein schicklicher Platz zum eigentlichen Baue desselben in der Nähe, ausersehen seyn würde, und die Umstände gestatten möchten, den neuen Bau wirklich anzufangen. Die Eltern beschlossen, ihre älteste Tochter, Hathumoda — die kleine Hedwig — zur Vorsteherin des neuen Stiftes zu machen. Weil diese aber noch sehr jung war, so ward sie einstweilen der Aebtissin zu Herford übergeben, um sich für ihren künftigen Beruf anzubilden. Unterdessen versamleten sich vor der Hand zu Brunshusen mehrere Jungfrauen, welche sich dem Klosterleben zu widmen geneigt waren. Das neu anzulegende

Kloster bedurfte, wie jedes andere, der päbstlichen Sanktion. Herzog Ludolf und seine Gemalin Otta machten sich zu dem Ende persönlich auf den Weg nach Rom. Damals war Sergius Pabst. Mithin fällt diese Reise nach Rom zwischen den Jahren 844 und 847. In Rom ward der Antrag bereitwillig aufgenommen; und das künftige Kloster, der weltlichen Oberherrlichkeit frey, der päbstlichen Jurisdiction unterworfen. Reliquien waren damals wesentliche Bestandtheile eines Klosters. Pabst Sergius verehrte dem neuen Kloster, um es an nichts fehlen zu lassen, einige Gliedmaßen der heiligen Päbste Anastasius und Innocenz, zu deren Ehre es auch erbaut werden sollte. Etwa 15 Jahre vorher hatte Eginhard für das von ihm gestiftete Kloster zu Seligenstadt Reliquien des heiligen Marcellin und des heiligen Peter aus Rom erhalten, und die Erzählung von den wohlthätigen Wundern derselben war noch in aller Mund. Ludolf und seine Gemalin giengen mit den ihnen geschenkten Reliquien in ihre Harzgebürge zurück, und legten selbige vor der Hand in die Kirche zu Brunshausen nieder. Jetzt sah man sich ernstlicher nach einem bequemen Platze zum Klosterbau um. In der Nähe der Burg, die sie bewohnten, war ein Wald. Dieser ward umgehauen, und der Grundstein gelegt. Allein der Bau gieng nur langsam von statten; weil es an Steinen gebrach, wahrscheinlich auch am Gelde. Unterdessen war die älteste Tochter, Hathumoda, zu

den Jahren gekommen, wo sie das Primat antreten konnte. Im Jahre 852 ward sie von Altfried, dem vierten Bischofe zu Hildesheim, dessen Vorweser, Ebbo, sich bereits der neuen Anlage mit Rath und That angenommen hatte, als Aebtissin des Klosters zu Gandersheim — dies war der Name des neu angelegten Stifts — feierlich eingeweiht; wiewol ihre Heerde einstweilen immer noch zu Brunshusen weidete. Sie hat aber die Vollendung des Werks nicht erlebt, so viele Mühe sie sich auch gab, es auf alle Weise zu fördern. Ihr Vater, Herzog Ludolf, ließ es seinerseits nicht an einer reichen Ausstattung fehlen. Er vermachte dem Kloster die vier Marken, Gandersheim, Ruderia, Alvunga und Latheria. Allein auch er erlebte nicht die Vollendung des Baues. Er starb im Jahre 864, siebenzehn Jahre vor der Einweihung des Stifts. Dies war der erste Trauerfall in der sonst so glücklichen Familie. Seine Wittwe, Oda, eine der ehrwürdigsten Matronen, welche die Geschichte aufstellt, war damals bereits 58 Jahre alt, allein sie lebte noch nach ihm 49 Jahre, indem sie das seltne Alter von 107 Jahren erreichte, thätig und hülfreich bis an den letzten Augenblick des Lebens. Sie erhielt Wansleben zum Witthum, vermachte es aber großmüthig ihrem Lieblingsstifte, und verblieb zu Brunshusen. Ihr ältester Sohn, Bruno, erhielt nun das herzogliche Amt in Sachsen. Ihr zweiter Sohn Otto — der Erlauchte — nahm sich, wie der Vater,

des Klosters mit unermüdetem Eifer an, so daß er gewissermaßen als der eigentliche Schöpfer dieser Anstalt anzusehen ist. Im Jahre 866, zwey Jahre nach dem Tode ihres Gemals, erlebte Oda die Freude, ihre Tochter Ludgarde mit dem nachmaligen Könige **Ludwig dem Jüngeren**, oder dem Sachsen, verheyrathet zu sehen. Diese Ludgarde, lebhaft, herrschsüchtig, mit einem auf das Weltliche gestelltem Sinne, hatte freilich nicht die fromme Disposition ihrer Schwestern; allein als Gemalin des Königs hatte sie vielfache Gelegenheit, dem Familienkloster Gutes zu erweisen, und sie vernachlässigte keine Gelegenheit, es zu bereichern. Um dieselbe Zeit bewarb sich ein gewisser Bernhard um die Schwester Gerberga. Allein diese hatte mehr Neigung zum Klosterleben; auch fiel er kurz darauf in der Schlacht. Die Dichterin Roswitha giebt uns eine poetische Beschreibung der letzten Zusammenkunft dieser Halbverlobten. Im Jahre 874 erlebte Oda den zweiten Trauerfall in ihrer Familie. Ihre älteste Tochter, Hathumoda, Aebtissin des Klosters, starb in diesem Jahre in einem noch jugendlichen Alter, nachdem sie 22 Jahre dem Convente rühmlichst vorgestanden hatte. Jetzt ward die eben erwähnte Schwester, Gerberga, Aebtissin an ihrer Stelle. Derselbe Bischof Altfried, der vormals die Hathumoda zur Aebtissin einweihte, weihte auch diese. Indessen war der Klosterbau immer noch nicht vollendet. Um diese Zeit ungefähr muß der jüngste Sohn,

Otto, sich verheyrathet haben. Da der älteste Sohn, Herzog Bruno, unverheyrathet war, so war Otto, einer der größten Charaktere des Jahrhunderts, die Hoffnung der Familie. Seine Gemalin hieß Hathwi, Hutewich oder Hedewig. Wir wissen nicht, aus welchem Hause sie war. Die Angabe eines Genealogisten, welcher sie, um ihren Sohn, Heinrich den Vogler, von Karl dem Großen abstammen zu lassen, zu einer Tochter des Kaisers Arnulph macht, verdient aus chronologischen Gründen wenig Glauben. Otto zeugte mit dieser seiner Gemalin zwey Söhne und zwey Töchter. Den ältesten Sohn, der vor dem Vater verstarb, nennt die Geschichte nicht. Der jüngste, Heinrich, ist geboren 876. Die beiden Töchter hießen Ludgarda und Otta, jene, Aebtissin des Gandersheimischen Klosters von 926 bis 946; diese, verheyrathet an Zwentibold, König von Lothringen, den natürlichen Sohn des Kaisers Arnulph. Bald aber ward der alten ehrwürdigen Mutter die Freude über diese Enkelschaft durch andere Unfälle in der Familie verkümmert. Ihr Tochtermann Ludwig der Jüngere, seit November des gedachten Jahres 876 König der Deutschen, lebte mit seiner Gemalin, Ludgarda, nicht in der besten Eintracht, wiewol sie ihm einen Prinzen geboren hatte, dem dereinst die Königswürde des Vaters bestimmt war. Ludwig hatte einen natürlichen Sohn, **Hugo**, den er vorzugsweise liebte. Er lebte überdies ausschweifend und unordentlich. Seine Ge-

malin war intriguant und mischte sich gern in weltliche Händel. Sie hatte einen eben so intriguanten Günstling, den Abt von St. Denis, Namens Goslin. Diese beiderseitigen Verhältnisse gaben zu manchem Verdrusse in der Ehe Anlaß. Allein das größte Unglück traf dieselbe zum Anfange des Jahres 880. Ludwigs Bruder, Karlmann von Bayern, lag sterbend danieder. Ludwig reiste mit seiner Gemalin Ludgarda und mit seinem einzigen Prinzen, der noch ein Kind war, nach Bayern, um die Erbschaft seines Bruders, der nur einen natürlichen Sohn, den nachmaligen Kaiser Arnulph, hatte, in Empfang zu nehmen. Als sie nach Regensburg kommen, und in dem dortigen Schlosse wohnen, tritt der junge Prinz eines Tages an das Fenster eines obern Stockwerks, stürzt hinaus, und ist auf der Stelle todt. Ludwig starb bald darauf den 20. Januar [illegible] in seinem Pallaste zu Frankfurt, und Ludgarde überlebte ihn nur wenige Jahre. So verschwand für die alte Mutter die Hoffnung, von dieser ihrer einzigen verheyratheten Tochter eine Nachkommenschaft zu sehen. Das Jahr 880 war ausserdem ein Trauerjahr zu Brunshusen. Der älteste Sohn, Herzog Bruno, war ausgezogen mit einem Heere wider die Normänner. Den 1. Febr. 880 kam es zu einer Schlacht bey Eppesdorf unweit Hamburg, an der Alster. Die Schlacht fiel unglücklich aus für die Sachsen. Herzog Bruno kam um in der Alster mit dem größten Theile des Heeres. Zugleich mit

ihm fiel Marquard, Bischof zu Hildesheim. Herzog Bruno war nie verheyrathet gewesen. Sein Bruder Otto der Erlauchte ward nach ihm Herzog in Sachsen. Dieser Otto war nun die einzige Hofnung der alten, jetzt 74jährigen Mutter, indem ihre beiden anderen noch lebenden Kinder, Gerberga und Christina, sich, wie erwähnt, dem Klosterleben gewidmet hatten. Einige Annalisten geben ihrem Gemale Ludolf noch einen dritten Sohn, Dankwart. Dies ist wahrscheinlich eine Verwechselung des Herzogs Otto mit dem Enkel desselben, Kaiser Otto, der allerdings einen Halbbruder, Dankwart, hatte. Uebrigens müssen wir hier ein für allemal bemerken, daß die Genealogen nicht immer sorgfältig genug die natürlichen Kinder der Fürsten aus diesem Zeitraume von den rechtmäßigen Kindern unterscheiden, und daher zu mancher Verwirrung Anlaß geben. Kinder aus einer Liebe ausser der Ehe gehörten aber damals zur Landessitte, so daß eine solche Verbindung gar nichts Anstößiges hatte. Die Kinder behaupteten auch einen ihrer hohen Geburt angemessenen Rang und wurden von dem fürstlichen Vater sehr reich ausgestattet. Otto der Erlauchte hatte mehre Töchter aus einer solchen Liebe, die eine ward verheyrathet an den thüringischen Grafen Wido. König Heinrich hatte von der Hathaburg einen Sohn, Dankwart, und es werden mehre Töchter von ihm genannt, die er nicht mit seiner rechtmäßigen Gemalin Mathildis gezeugt hatte. Selbst

Kaiser Arnulph war ein Kind der Liebe; und der Erzbischof Wilhelm zu Mainz war ein natürlicher Sohn von Kaiser Otto I.

Unterdessen war endlich der Klosterbau zu Gandersheim im Jahre 881 fertig geworden. Am Feste aller Heiligen, also den 2. Nov., geschah die feierliche Einweihung. Der glücklichste Tag für die alte Herzogin, Oda. Alle erlittene Widerwärtigkeiten wurden über diesen Freudentag vergessen. Eine große Menge Volks aus der Umgegend hatte sich versamlet. Mit Anbruch des Tages trugen sämtliche Nonnen, die bisher ihren Aufenthalt noch immer zu Brunshusen gehabt hatten, in andächtiger Procession und unter Hymnen die Reliquien des heil. Anastasius und Innocenz aus der Kirche zu Brunshusen nach dem neuen Kloster zu Gandersheim. Als darauf hieselbst der Gottesdienst verrichtet worden war, weihte der Bischof Wigbert von Hildesheim das Kloster feierlichst ein zur Ehre aller Heiligen, deren Fest an dem Tage begangen ward. Von diesem Tage an blieben die Nonnen daselbst. Mit nicht zu ermüdendem Eifer nahm sich auch ferner die Herzogin Oda ihres Pflegekindes an, und hielt strenge auf Zucht und Sittsamkeit. Sie unterstützte ihre Tochter, die Aebtissin Gerberga, mit Rath und That. Diese starb nach einer 24jährigen Funktion 898, und ward begraben in der Klosterkirche, wohin bereits vorher die Gebeine ihres Vaters Ludolf, und ihrer Schwester

Hathumoda gebracht worden waren. Jetzt ward Christine, die jüngste der Ludolfischen Töchter Aebtissin.

Unterdessen waren Herzogs Otto Kinder herangewachsen. Der älteste Sohn war gestorben. Heinrich, jetzt bereits 22 Jahre alt, zeigte vorzügliche Anlagen und Fähigkeiten. Er hatte einen verständigen Hofmeister in dem Grafen Thietmar. Indessen konnte dieser den Jüngling nicht vor Verirrungen der Liebe bewahren. Ein hoher Wuchs, eine edle Gestalt und ein ritterliches Wesen gewannen ihm alle Gemüther. Sein Vater, Otto, war theils als Herzog in Sachsen, theils als Mitverweser des deutschen Reichs während der Minderjährigkeit Königs Ludwig des Kindes zu sehr mit Welthändeln beschäftigt, um sich viel um Familien-Angelegenheiten bekümmern zu können; wiewol er nicht unterließ, seine alte Mutter und seine Schwester die Aebtissin häufig mit seinen Kindern zu besuchen. Bei solcher Gelegenheit versäumte die Mutter niemals, ihm das Kloster und ihre Dominas, wie sie die Nonnen gewöhnlich zu nennen pflegte, auf das angelegentlichste zu empfehlen. Selten kamen auch Otto's Kinder dahin, ohne Geschenke mitzubringen. —

Etwa um das Jahr 909, als Heinrich bereits 33 Jahre alt war, sandte Otto diesen nach Thüringen in den Krieg gegen die Daleminzier. Er nahm seinen Aufenthalt zu Merseburg; wo in der Nähe zu Riande

seine natürliche Schwester, die mit Wido verheyrathet war, ihre Güter hatte. Hier machte er Bekanntschaft mit einer reichen und schönen Witwe. Sie war eine Tochter des Grafen Erwin von Altenburg, und hatte ausser einer Schwester keine weiteren Geschwister. Ob sie aus ihrer ersten Ehe Kinder hatte, sagt die Geschichte nicht ausdrücklich, macht es aber wahrscheinlich. Sie hatte, als Heinrich nach Thüringen kam, den Schleier genommen. Beide lernten sich kennen und lieben; allein der Schleier war ein unüberwindliches Hinderniß ihrer Liebe. Heinrich entführte sie aus dem Kloster, brachte sie nach Merseburg und verheyrathete sich daselbst mit ihr. Ihr Name war Hatheburg. In der letzten Hälfte des Jahres 911 gebar sie ihm einen Sohn, Dankwärts, auch Thankmar genannt. Die Entführung aus dem Kloster erregte eine widrige Sensation. Der Bischof Sigismund zu Halberstadt erklärte die Ehe für ungültig, und that Heinrich in den Bann. Dadurch gewann die Sache eine unangenehme Wendung, denn nun waren die Kinder aus dieser Ehe nicht successionsfähig. In diesem ungünstigen Augenblicke starb der deutsche König, Ludwig das Kind, der letzte aus dem Carolingischen Stamme. Die Sachsen hoften nun, den deutschen Thron aus ihrer Mitte besetzt zu sehen. Wirklich wollte man den alten Herzog, Otto den Erlauchten, wählen, allein was sollte dieser im hohen Alter für sich mit der deutschen Krone anfangen, da

sein einziger Sohn im Banne, und dessen eben gebo= rener Prinz nicht successionsfähig war? Dazu kam, daß der unversöhnliche Feind und einflußreiche Wider= sacher der Sachsen, der Erzbischof Hatto von Mainz, noch lebte. Otto lehnte daher die ihm gedachte Ehre ab, und schlug den Herzog Conrad vor, der auch zu Weihnachten 911 erwählt ward. Ohne Zweifel sind dabey zwischen Otto und Conrad Bedingungen zu Gunsten Heinrichs verabredet worden. Während dies geschah, unterließ man nicht, Heinrich zu bewegen, sich von der Hathaburg zu trennen, und in eine andere rechtmäßige Ehe zu treten. Die Sache machte sich endlich wahrscheinlich mit Einwilligung der Hathaburg. König Conrads erster Regierungsact war die Auf= hebung des Banns von Seiten des Bischofs Sigis= mund zu Halberstadt. Hierauf vernichtete Conrad die Ehe. Unterdessen hatte der alte Otto den vorma= ligen Hofmeister seines Sohnes, den Grafen Thietmar, auf die Brautschau nach Herford geschickt. In diesem Kloster war eine Tochter des Grafen Dietrich von Riegelheim, eines Urenkels des berühmten Wittechind, von zartester Kindheit an unter den Augen ihrer Großmutter, welche Aebtissin des Klosters war, erzogen worden. Sie hieß Mathildis, und war jetzt bereits 32 Jahre alt. Ihre anmuthige Gestalt, ihre lange klösterliche Eingezogenheit und ihre fromme Disposition eigneten sie unter den angeführten Umständen gar wohl zu einer Gemalin Heinrichs. Dieser gieng

darauf mit dem Grafen Thietmar und einem glänzenden Gefolge auf die Werbung nach Herford. Sie war ihm nicht unangenehm, und bereits den folgenden Tag führte er sie als Braut heim. Unmittelbar darauf, im Januar oder Februar 912 ward die Vermählung zu Walhausen, das er ihr eigenthümlich schenkte, vollzogen. Einige behaupten, dies sey Walhusen in Thüringen gewesen, andere aber, Walhusen nahe bey Ringelheim in der Nähe von Gandersheim. Die geschiedene Gemalin Hathaburg ist wahrscheinlich ins Kloster zurückgegangen. Wir hören weiter nichts von ihr. Unsere Mathildis gebar dem Heinrich bereits den 24. Nov. 912 einen Sohn, Otto, den nachmaligen Kaiser, und nach einem Zwischenraume von etwa 7 bis 8 Jahren, zu Nordhausen eine Tochter, Gerberga, und einen Sohn, Heinrich, nachmals Herzog in Baiern, ferner eine Tochter, Hedwig, in der Folge an den Grafen Hugo von Paris verheyrathet, und einen Sohn, Bruno, der in der Folge Erzbischof von Cöln ward. Die älteste Tochter Gerberga ward zuerst an den Herzog Gieselbert von Lothringen und sodann an König Ludwig IV. von Frankreich verheyrathet. Mehre Kinder, als diese drey Söhne und zwey Töchter hat sie nicht geboren. Siehe das Leben der heil. Mathildis. Dennoch sprachen einige Annalisten noch von drey andern Töchtern Heinrichs, und nennen namentlich eine Mathildis und Rira. Der Graf Siegfried, der erste unter den

Sachsen nächst dem Könige, wird ausdrücklich von dem glaubwürdigen Geschichtschreiber Wittechind von Corvey, der Schwiegersohn des vorigen Königes genannt. Dieser Schwiegersohn Heinrichs, der bald nach der gedachten Krönung starb, 938, war ein Nahverwandter der Hathaburg, und deren mit Heinrich gezeugter Sohn Dankwart nahm die Verlassenschaft des Siegfried als nächster Erbe in Anspruch. Daraus scheint mit ziemlicher Gewißheit zu erhellen, daß die Harhaburg* dem Heinrich Stieftöchter aus erster Ehe zugebracht habe, und eine derselben mit dem Grafen Siegfried verheyrathet geworden.

Die Heyraths-Angelegenheiten des Sohnes, der Bann, die Scheidung, der Verlust der deutschen Krone konnte nicht ohne große Unannehmlichkeiten für Vater und Großmutter abgehen. Der Vater, Herzog Otto der Erlauchte, starb zu Brunshusen, dem Sitze seiner Väter, den 2. Dec. 912; acht Tage nach der Geburt seines Enkels Otto. Die Dichterin Roswitha hat uns eine rührende Beschreibung hinterlassen von der Wehklage des Landes um diesen hochverehrten Herzog. Er ward begraben zwischen den Seinen in der Mitte der von ihm selbst gebauten Kirche zu Gandersheim. Seine Gemalin, Hedwig, ist vermuthlich lange vor ihm gestorben. Wir finden ihrer nirgends in der Geschichte dieser Zeit erwähnt.

Jetzt stand die alte Mutter, Oda, 107 Jahre alt, fast allein auf Erden. Von allen ihren Kindern lebte nur noch ihre jüngste Tochter, Christine, Aebtissin des Klosters, und selbst hochbejahrt. Sechs Monate nach dem Tode ihres vielgeliebten Otto, im May 913, ging sie endlich heim, und ward begraben in der Kirche zu Gandersheim dicht neben ihren Töchtern. Sechs Jahre darauf, 919, starb auch Christine, die letzte der Ludolfinischen Kinder. Von der ganzen zahlreichen Familie war nun niemand übrig, als Heinrich, der nach dem Tode seines Vaters Herzog in Sachsen, und jetzt 919 König der Deutschen geworden war. Brunshusen war verödet. Wir finden nicht, daß Heinrich sich daselbst aufgehalten habe. Gewöhnlich treffen wir ihn in Friedenszeiten zu Nordhausen, Goslar und Quedlinburg. Seine Schwester Lutgarde war im Kloster zu Gandersheim, seine Schwester Otta, Wittwe von Zwentibold, hatte sich gleichfalls dem gottseligen Leben ergeben, und wohnte zu Deventer, im Orte Hamalant im Gaue Wichmans. Die Familie tritt hier ab von der Bühne der Geschichte, und Heinrich tritt dagegen auf mit seiner Familie. Die Ottonische Hausgeschichte könnte hier enden, wenn nicht wider Erwarten, noch eine bis jetzt völlig unbekannt gebliebene Person aus der Ottonischen Familie in der Geschichte erschiene. Das Nonnenkloster zu Gandersheim, war, wie wir gesehen haben, eine Fa-

milienstiftung des Herzogs Ludolfs für seine Töchter und Enkelinnen. Drey seiner Töchter waren bis jetzt nach einander Aebtissinnen gewesen. Die vierte Tochter war, wie gedacht, mit Ludwig dem Jüngern oder dem Sachsen verheyrathet. Von diesem haben wir noch eine Urkunde vom Jahre 877 über die Wahl der Aebtissinnen zu Gandersheim. Darin heißt es: die Töchter der Familie, die mit den erforderlichen Eigenschaften geziert sind, sollen ohne Weiteres Aebtissinnen des Klosters seyn, sonst sollen die Conventualinnen eine Aebtissin wählen. Nach diesem Statute hätte im Jahre 919, als die letzte Ludolfinische Tochter, Christine, starb, die Tochter Otto's, Ludgarda, ohne Weiteres Aebtissin werden müssen, denn diese Ludgarda und ihre Schwester Otta, Zwentibolds Wittwen, waren jetzt die beiden einzigen, aus rechtmäßiger Ehe erzeugten Töchter der Familie. Dennoch ward sie es diesmal noch nicht, sondern eine Roswitha wird nach Christina's Absterben 919 ohne Wahl der Conventualinnen Aebtissin, und von Bischof Walbert zu Hildesheim als solche eingeweiht. Es heißt ausdrücklich dabey, diese Roswitha sey aus herzoglichem Stamme. Sie blieb Aebtissin bis zum Jahre 926, wo sie starb. Und nun erst wird Ludgarda, Otto's leibliche Tochter es; bis auch sie 946 stirbt. Jetzt erst wählen die Conventualinnen eine Wendelgardis zur Aebtissin, indem

außer Heinrichs Töchtern, die beyde verheyrathet waren, keine Prinzessinnen des Hauses vorhanden waren. Erst nach Wendelgardis Tod 965 wird Heinrichs Enkelin, Gerberga, wiederum ohne Wahl Aebtissin. Roswitha aus herzoglichem Stamme muß also nähere Ansprüche gehabt haben, als Otto's Tochter Lutgarda. Sie muß also entweder eine Tochter von Otto's älterem Bruder Herzog Bruno gewesen seyn, der unverheyrathet 881 in der Schlacht fiel, oder eine ältere Tochter Herzogs Otto selbst; und dies letztere ist wahrscheinlich; ob eine natürliche, oder rechtmäßige aus einer früheren Ehe, bevor er Hedwig heyrathete, wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß eine seiner Töchter, die nicht in der zweiten Ehe erzeugt war, an den Grafen Wido in Thüringen verheyrathet war. Es läßt sich denken, daß die verwittwete Wido eben diese Roswitha war, und also eine ältere Halbschwester der Lutgarda, der allerdings der Vorrang zukam. Diese Roswitha war übrigens eine sehr gelehrte Dame, und Verfasserin eines berühmten Werks über die Logik, welches verloren gegangen ist. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Dichterin Roswitha, die etwas später in demselben Kloster zu Gandersheim Conventualin war.

Hier schließen wir die Hausgeschichte und bemerken nur noch, daß Hathaburg, Heinrichs ge-

schiedne Gemalin, vor ihm verstarb, indem er seinem Sohne Dankwart die Güter der Mutter nahm, und ihm dafür andere gab. Dankwart lebte nach seines Vaters Tode mit seinem Halbbruder Otto in beständiger Fehde, und ward wider des letzteren Willen, in der Kirche zu Eresburg 938, 27 Jahre alt, erschlagen.

III.

Roswitha's Gedicht

über die Gründung des Klosters zu Gandersheim.

Hier des schwachen Gemüths Erguß in ziemender Demuth!
Gandersheims Klosterbeginn will ich verherrlichend singen,
Wie gegründet es regeren Fleißes Ludolf der Große,
Wie vollendet es Otto, der glorreiche Sprößling desselben;
Beyde nach Recht und Macht Herzoge des sächsischen Volks.

Es geziemt dem Liede, nach Fug beginnend von Anfang,
Zu vermelden den Bau des Gandersheimischen Klosters.
Ludolf hat es erbaut mit frommem Sinne, der Herzog,
Er, aus hochedlem Geschlecht, entsprechend dem Adel der Abkunft
So durch Tugend als Sitt', war groß und herrlich im Volke.
Tapfer war er, und schön von Gestalt, die Rede war Weisheit,
Klugheit, was er begann, des Geschlechtes einzige Hoffnung

Früh gewidmet dem Dienst des Frankenkönigs Ludwig
Stieg er, gehoben von ihm, empor zu den Stufen der Ehre,
Erst zum Grafen des sächsischen Volks und ferner zum Fürsten,
Daß mit herrlichen Rechten belehnt, er Herzögen gleich war,
Seinen Ahnen voran in edler Gesinnung und Ruhmglanz.
Oda, edlen Geschlechts aus glorreichem Stamme der Franken,
Tochter Billungs, des gütigen Fürsten, und Aeda der Edlen,
Rühmlichen Angedenkens, war ihm die theure Gemalin.
Aber Aeda, gewidmet dem Herrn mit frommem Gebete
Und gottseligem Werk, ward himmlischer Weisung gewürdigt,
Ihr ward die Offenbarung durch Sankt Johannes den Täufer
Daß dereinst in kommenden Zeiten ihrem Geschlechte
Vorbehalten noch sey die Macht und Würde des Kaisers.
Denn als einstens im lichten Glanze der röthenden Stralen
Das Gedunkel der Nacht Aurora hatte geschieden,
Kniete gewohnter Andacht sie nieder vor dem Altare,
Der geheiliget war zur Ehre Johannis des Täufers,
Klopfend mit frommem Gebet stark an die Thüre des Himmels.
Das Gemüth befangen in der gottseligen Uebung,
Und das Gesicht zum Boden gewandt, erblickt sie die Füße

Eines Mannes, der nah ihr steht; erschrocken im Herzen,
Wer vermessen genug es wagen dürfe, zu stören
Diesen heiligen Ort, und die Morgenstunde der Andacht.
Und sie richtet ein wenig empor das Haupt von der Erde;
Siehe da steht ein Jüngling, im Glanze wunderbar strahlend,
Angethan mit einem Gewande von gelblichen Haaren,
Wie gewoben aus der Bekleidung des Höcker-Kameeles
Schön verklärt ist das Antlitz, das Bärtlein schwarz und das Haupthaar;
Staunend gewahrt die Matrone, es sey der Sterblichen keiner,
Und wie weiblicher Sinn der Furcht gar leichte sich hingiebt,
Sinkt sie von plötzlicher Angst ergriffen, nieder zu Boden.
Doch die Zagende tröstet mit holder Rede der Jüngling;
Fürchte dich nicht, so spricht er, und laß dies Zagen der Seele,
Und vernimm, wer ich bin; ich bringe fröhliche Botschaft.
Ich bin Johannes, der einst gewürdiget ward, den Erlöser
Zu besprengen mit Wasser. Du hast uns treulich gedienet;
Ich verkünde dir jetzt, dein Geschlecht wird groß seyn und herrlich;
Und wird stiften ein Kloster, geweiht zur heilige Jungfrau'n,
Eine Wohnung des Friedens und eine Zierde des Landes,
Von den Königen selbst gepflegt zur Ehre des Höchsten

Denn wird dein hohes Geschlecht alsbald in kommenden Zeiten
Einen Gipfel erreichen des Ruhms, daß keiner auf Erden
Unter den Königen ihm an Macht und Herrlichkeit gleiche.
Also sprach er entweichend zurück in himmlische Lüfte,
Und hinterließ wohlthuenden Trost der theuren Matrone.
Die Verheißung der herrlichen Größe deutete klärlich
Auf der Oda berühmtes Geschlecht, aus welchem der Herzog
Otto der Vielgepriesne entsproß, denn dieser erzeugte
Heinrich den König, der tüchtig geführt das Scepter des Reiches,
Ihn den Vater von Otto dem hocherlauchten Verehrten,
Der beherrschend nach seinem Vater die Lande der Sachsen,
Nahm, gewürdigt göttlichen Winks, des römischen Reiches
Herrlichen Stuhl und das Scepter des Kaisers, gütig verordnend,
Daß ihm folge der Sohn, nach seinem Namen genennet,
Auf dem Throne des Reichs mit gleichem Glanze der Herrschaft.
Davon bereits an anderem Ort; jetzt ziemt es dem Griffel,
Zu vollenden, was fromm wir begonnen, redlichen Fleißes.
Oda, verehrte Gemalin Ludolfs, ihres Gebieters
Und durch Tugend und Wandel berühmt im Volke der Unsern,
Diente getreu mit Gebet dem Herrn nach Weise der Mutter.
Wohlerwägend bey sich das Wort der Kloster Erbauung,

Wandte sie sich an ihren Gemal mit schmeichelnder Bitte,
Daß zum Lobe des Herrn erbauet werde das Kloster
Von dem Gewinn der eigenthümlichen Länderbesitzung;
Zur Behausung für gottgewidmete, züchtige Jungfrau'n,
Unter heiligem Schleyer des geistigen Bräutigams harrend.
Er, der treue Gemal, gewährte gerne die Bitte
Der erkornen Genossin. Mit gottgefälligem Eifer
Förderten beyde nunmehr vereint das Werk der Gelobung.
Lag am Ufer der Ganda das Kirchlein in dem Gebirge,
So ihm eigen gehörte; berühmt war Gandersheims Flecken.
Dort versammeln zum Dienst des Herrn sie viele der Jungfrau'n
Bis sich fände der bessere Sitz gemeinsamen Lebens,
Und bestimmen zu gleichem Beruf und gleicher Gemeinschaft,
Dreinst Aebtissin zu seyn, ihr eignes Kind Hathumoda.
Doch daß würdig es sey, dareinst zu leiten den Schafstall,
Anvertrauen sie jetzt das Mädlein, sich zu vollenden,
Der achtbaren Aebtissin des Klostersitzes zu Herford.
Dies gottselige Werk erwägend zogen nun beide,
Ludolf und seine Gemalin, versehen mit Briefen des Königs
Ludwig des Aeltern, nach Rom mit nicht geringer Begleitung.
Ehrfurchtsvoll betreten sie dort des heiligen Vaters
Pallast, und bringen Geschenke dar, demüthiglich bittend,
Daß er gewähren möge mit Gottes Hülfe die Lösung

Des gethanen Gelübds. Es war zu selbigen Zeiten
Sergius, heiliger Pabst, das Oberhaupt in der Kirche.
Als nun dieser gelesen hatte des Königes Handschrift,
Und vernommen, daß vor ihm sich der geachtete Herzog,
Redet er freundlich ihm an, und forscht nach Absicht der Reise.
Herzog Ludolf und seine Gemalin werfen sich nieder
Vor dem ehrwürdigen Pabst mit solchen bittenden Worten:
Deinen Pilgern allhier sey, heiliger Vater, gewogen,
Kommend aus fernen Landen und bringend Gaben der Ehrfurcht.
Denn es brennt uns im Herzen der Wunsch, zu gründen ein Kloster
Das geheiliget werde dem Herrn; wir achten uns schuldig,
Unser Verlangen gebührend dir vorzutragen in Demuth,
Und zu vernehmen, was deiner Weisheit möge gefallen.
Denn du bist ja der Kirche Haupt und Herrscher auf Erden.
Ist das fromme Beginnen dir wohlgefällig, so helfe
Väterlich uns vollbringen, was wir im Herzen gelobet;
Denn von dir nur erflehn wir billig den Rath und die Hülfe.
Nimm es huldreich entgegen, was wir dir bringen an Gaben,
Und gedenke der Treu, die dir der König gewidmet.
Denn von heiligen Männern verleih uns heilige Pfänder,
Daß sie seyen der Schutz, so wie die Ehre des Klosters.
Und daß immer hinfort es frey vom Joche der Fürsten,
Frey sey von der Gewalt der weltlichen Herren der Erde.

Unterwerfen wir es der Oberherrlichkeit deiner
Apostolischen Macht; die sey uns Schutz und Gebieter.
So der Herzog; darauf erhob sich der heilige Vater:
Wir umarmen dich, Sohn, mit einem Herzen, voll Liebe,
Wir umarmen mit Liebe zugleich die theure Gemalin.
Euer frommes Bestreben gereicht zu unserm Vergnügen,
Und wir erachten es gut, was ihr begehrt, zu genehmen.
Anastasius und Innocenz, zwey heilige Männer,
Saßen vormals allhier auf diesem Stuhle gar mächtig.
Nächst dem Petrus und Paulus, den großen Hirten und Meistern
Glänzt vor allen ihr Ruhm, und ihr Verdienst um die Kirche;
Drum bewahren bis dieser Stunde die Väter des Stuhles
Ihre Leiber, bedacht, daß nicht das geringste der Theilchen
Geh aus der vollen Zahl der heiligen Glieder verlohren,
Unentgeltlich verleihen wir, dem frommen Bestreben
Zu willfahren, von diesen heiligen Leibern geschnitten
Euch die Pfänder. Doch mit dem Sacramente betheuert ihr,
Daß ihnen werde Verehrung in der Kapelle des Klosters,
Bis ans Ende der Täg', daß heilige Hymnen erklingen,
Sey's bey Tag oder Nacht, und immerdar brennen die Lampen.
Und so weihen wir auch nach eurem Begehren das Kloster,
Frey vom weltlichen Joch, der apostolischen Obhut.

Solcher Verheißung froh gelobt der Herzog, in kurzem
Dem verehrten Befehl gemäß, das Werk zu vollbringen,
Und nach kundigem Rath aufs beste zu gründen die Kirche.
Wo das Kloster nun steht, da stand vor Zeiten ein Wäldchen,
Rings mit Hügeln umkränzt, so wie sie noch uns umkränzen;
Und darinnen im Wäldchen war die geringe Behausung
Eines friedlichen Manns, woselbst die Hirten des Herzogs
Gern bei nächtlicher Weile die müden Glieder erquickten;
Denn sie pflegten allda zur Mastung Schweine zu treiben.
Einst, es war Vorabend des Allerheiligenfestes,
Sehn sie bey dunkler Nacht im Walde brennende Lichter,
Glänzend in großer Zahl, und wundersamen Geflimmers.
Nimmer sahn sie dergleichen zuvor, und waren betroffen.
Drauf zum Wirthe sie gehn, berichtend die seltsame Kunde,
Und bezeichnend den Ort, wo die Beleuchtung erschienen.
Der will selber mit eignem Aug' erforschen das Wahre,
Und in der zweiten Nacht geht er hinaus zu dem Hirten.
Alle sind munter und wach, und wehren lauernd dem Schlafe.
Siehe da zünden sich wiederum an die hellen Laternen
An dem nehmlichen Ort, jedoch in größerer Menge,
Und um eine Stunde zuvor, als gestern sie kamen.
Glücklicher Vorbedeutung ein heilweissagendes Zeichen;

Kaum versendete Phöbus die ersten Stralen von oben
So erscholl in der Gegend umher die fröhliche Mähre,
Bald auch kommt sie zu Ludolfs Kunde, des treflichen Herzogs.
Er, der erhabne Fürst, begleitet von vielen der Seinen
Forscht in des Festes heiliger Nacht behutsam im Walde,
Ob ihm selber erscheinen möge das himlische Zeichen.
Eben bedeckte die Nacht mit dunklem Nebel die Felder,
Als urplötzlich umher in dem Reviere des Waldes,
Wo nach Himmels Beschluß der heilige Tempel zu bauen,
Eine Gruppe von Lichtern erschien in deutsamer Ordnung.
Alles Dunkel der Nacht, und alle Schatten des Waldes
Schwanden dahin vor dem Glanz des mächtig stralenden Lichtes;
Und die da standen umher, lobpriesen Gott und gelobten:
Heilig sey dieser Grund dem, der mit Licht ihn erfüllet.
Dankbar der himlischen Gnad' ließ alsobald von dem Boden
Er, der Herzog einmüthig mit seiner theuren Gemalin
Alles Gesträuch entfernen, und ringsum fällen die Stämme;
Daß das waldige Thal, wo Faun und Ungethüm wohnte,
Werde gesäubert dem Herrn, und seinem Dienste bereitet.
Drauf als die Kosten des Bau's der Herzog selber vermittelt,
Wurden ohne Verzug gelegt die Mauern der Kirche,
Die der röthende Glanz des Lichtes hatte bezeichnet.

So der Anfang des Klosters, gebaut zur Ehre des
Höchsten.
Doch der Gegend gebrach überall der nöthige Baustein,
Drob verspätete sich des Angefangenen Vollendung.
Aber gläubig vertraut dem Herrn und seiner Verheißung
Hathumoda, des Klosters Aebtissin, göttlicher Uebung
Und der Selbstkasteyung bey Nacht und Tag beflissen,
Flehend um Trost von oben für die geweiheten Jung-
frau'n
Ihrer Pflege vertraut, und um Vollendung des Baues.
Nicht vergeblich, denn bald verspürt sie des Glaubens
Gewährung.
Fastend einst, und gewandt zu Gott in frommen Ge-
beten
Lag sie vor dem Altar; und horch! ein leises Gelispel
Heißt hinaus sie gehen, und einen Vogel verfolgen,
Den sie sitzend auf einem Felsen werde gewahren.
Gläubig geht sie hinaus, gehorsam warnender Stimme.
Eiligst betritt sie den Pfad mit sandigen Gräbern,
wohin sie
Treibt ein gütiger Geist, und als sie kommen zur
Stelle,
Wo begonnen der Bau des gottgefälligen Tempels,
Da gewahrt sie sitzend auf des gedeuteten Felsens
Hohem Gipfel ein weißes Täubchen; das spannet die
Flügel,
Und mit leiserem Flug', als sonst gewöhnlich, durch-
schifft es
Immer voran die Luft, das Mägdlein Christi verfolgt es,

Schreitend hinter ihm drein mit den erwählten Gefährten;
Bis sie kommen zur Gegend, wo jetzt der Steine so viele.
Hier zur Erde gesenkt, durchwühlt das Täubchen den Boden
Mit dem Schnabel, da lagen unter der Decke die Steine.
Dies gewahrend gebot die würdige Jungfrau den Gräbern,
Wohl zu säubern den Ort, und abzustechen den Rasen.
Dies geschehen, gedankt sey dafür der himmlischen Güte,
Kam des Gesteins so viel zu Tage, daß Kloster und Kirche
Konnte vollendet werden mitsamt dem ganzen Gemäure.
Und mit regerem Eifer fortan betrieben die Gründer
Das dem Herrn geheiligte Werk bey Nacht und bey Tage.
Aber Ludolf der Herzog, der erste Stifter desselben,
Der Beförderer des Bau's, geneigt den Bitten der Oda,
Hat ihn nimmer vollbracht, denn ach, berührt von des Todes
Grausamer Hand, befahl er zuvor die Seele dem Schöpfer.
Sterbend empfahl er annoch der nun verlaßnen Gemalin,
Und den Söhnen, den Herzogen selbst, das schwere Beginnen:
Bittend, nicht abzuziehn, bis Kirche und Kloster vollendet.

Drauf im alten Tempel vertraut dem Schooße der Erde
Ward der ehrwürdige Leib und dann nach wenigen Jahren
Beygesetzt das Gebein in der neuerbaueten Kirche.
Ist er von Gott vielleicht darum der Erde genommen,
Mittleren Alters kaum, daß nach ihm seine Gemalin,
Fleischlicher Liebe baar, zum Höhern wende die Sinne,
Und mit rüstigem Fleiß das Gottgeweihte vollbringe?
Nimmer hat des Gelübdes gedenk, sie Hülfe verweigert,
Immer mit alter Treu getrachtet, mit allen den Dingen,
Die vonnöthen uns sind, gar reich zu beschenken die Nonnen.
Nach dem gnadenvollen Beschluß des ewigen Königs
Auserkor sich Ludwig, der große König der Franken,
Ihre Tochter, Ludgarda genannt, zur ehlichen Gattin,
Zur Genossin des Reichs und seiner treuen Gefährtin.
Er, der Sohn des Ludwigs, durch dessen Milde der Herzog
Ludolf zuerst sich erfreut des eignen Volkes Beherrschung.
Sie, die Königin selbst, zu unserm Frommen erkoren,
Und der verehrten Mutter mit Rath und Beystand ergeben,
Sie gewann uns die Gunst des königlichen Gemales,
Und gelobte dem Stifter der zeitlichen Güter Bescherung.
Unterdessen entschlief gar schnell die gesegnete Jungfrau
Hathumoda; sie hat der frommen Heerde gepfleget
Zwey und zwanzig der Jahr', da gieng sie heim in die Sterne,

Und der Schafstall, noch schwach, ward anvertraut der Gerberga.
Einst war diese verlobt dem edlen, mächtigen Bernhard,
Doch geringe nur achtend den Bräut'gam sterblichen Geistes
Angehörte sie längst im Herzen dem geistlichen, Christo.
Nur Unfrieden befürchtend, noch angethan nach Gewohnheit
Mit Gewändern der Pracht, geschmückt mit stralendem Golde.
Ihm indessen, den sie, die Braut des Himmels, verworfen,
War geworden die Mähr von solchem stillen Gelübde.
Und er machte sich auf, und kam verlangend die Treue,
Aber das Mädlein verzog vor dem Gespons zu erscheinen;
Schlimmes ahnend und laß des Harrens fleht er die Mutter,
Daß die Tochter auf ihr Geheis nach Sitte der Bräute
Ihn empfah' im Feyergewand' und goldnem Geschmeide.
Und es stellte sich drauf die Auserwählte; da sprach er:
Leider hab ich vernehmen müssen die traurige Mähre,
Daß gesinnt du seyst, den Bund der Treue zu brechen.
Leider kann ich anjetzt beginnen weder noch fordern,
Denn ich muß sofort in den Krieg, dem Banne des Königs,
Meines Gebieters gemäß, doch magst du trauen dem Worte,
Kehr ich zurück und gesund, so wirst du mein Weib, das Gelübde,
So du gelobt, ist nichtig und null; ich achte des nimmer

Sprach es bewegten Sinns und hob die Rechte zum Schwure,
Schwur bey dem Schwert und Haupt, zu halten was er geredet.
Ihm erwiedert in Demuth darauf Gerberga die Worte:
Christo hab ich anheimgestellt mich selbst und mein Leben,
Mir geschehe, so fleh ich, was ist sein heiliger Wille.
Bernhard gieng, er lebte nicht lange nach diesem Besuche,
Und es zeugte sein schleuniger Fall, daß keiner vermessen
Und im thörichten Wahn mag widerstreben dem Höchsten;
Denn er fiel in der Schlacht, besiegt von höherem Arme,
Weil er über Gebühr so Thörichtes hatte geredet.
Aber die Jungfrau Christi verband alsbald sich in Liebe
Ihrem himlischen Bräutigam, dem keusch sie gelebt hat.

Ihres Primates waren beynah sechs Jahre verflossen,
Da zog Bruno der Herzog, bedacht die heilige Kirche
Zu beschirmen, hinaus den schrecklichen Ungarn entgegen.
Aber leider er fiel, von diesen tückischen Feinden
Gottes besiegt in der Schlacht, er selbst nebst zweyen der hohen
Heeresführer, es fiel die Schaar der tapfern Genossen.
Otto der jüngere Bruder ward drauf des sächsischen Volkes
Herzog nach dessen Fall, belehnt vom Könige Ludwig.
Und er that nach dem Wunsch der frommen Mutter; beflissen
Gleichen Eifers mit ihr, die Kirche würdig zu schmücken,
Daß im folgenden Jahr die Weihe werde vollzogen.

Auch die Mauern des Klosters, so wie die Sitze der Jungfrau'n
Zur Behausung bequem, hat dieser Otto vollendet.
Als nun alles vollbracht, so wie die Mutter verordnet,
Und beschlossen den Tag, bestimmt zur Feyer der Weihe,
Wenn November beginnt, am Allerheiligenfeste.
Und um Mitternacht glänzten zum Drittenmale die Lichter,
Die an selbigem Ort zuvor im Walde geleuchtet.
Und sie kamen von fern und nah zum festlichen Tage,
Eine Menge des Volks aus aller Gegend der Erde.
Als nun frühe das Licht die Morgenröthe verbreitet,
War versammlet die Schaar der gottgeweiheten Schwestern,
Und die heiligen Leiber der frommen Kloster-Patronen
Wurden denselben gereicht mit segenspendendem Glückwunsch.
Und sie trugen sie heim ins Kloster und Hymnen erschollen,
Weil sie zogen des Wegs. Die Vorbereitung vollendet,
Weihte sodann Wigbertus der vielgesegnete Bischof
Diesen Tempel zur Ehre des Herrn, den Heiligen allen,
Deren Fest man begieng, zum immerwährenden Lobe
Und die Weihe geschah, als sich acht hundert und achtzig
Jahre vollendet und eins, seitdem der Heiland geboren.
Jetzt erklangen zuerst Gesänge des göttlichen Lobes
Hier im waldigen Thal, jetzt blieb zum Dienste des Höchsten
Auch versamlet allhier die fromme Kloster Gemeine.
Und ob sorgsamlich pflegt der jungen Heerde Gerberga,
Oft erinnernd sie mahnt, geziemenden Lebens zu wandeln,
Und des Gelübdes gedenk, Unheiliges nicht zu beginnen:

Dennoch prüft mit wachsamen Aug' im Zwinger des Klosters
Oda die Hochverehrte, Beruf und Sitte der Schwestern,
Daß sich keine vermeß', der Kloster-Regel vergessend,
Nach dem eignen Gelüst zu thun, was jene verboten.
Und zu jeglicher Pflicht ermahnt ihr herrliches Beyspiel,
Wie die liebende Mutter durch Ernst das Töchterlein wendet
Jetzt vom Bösen, und jetzt zum Guten durch freundliche Rede,
So auch leitet die trefliche Frau die Pflegebefohlnen
Bald durch strengen Befehl, und bald durch mütterlich Schmeicheln,
Bis einmüthigen Sinns sie durch gemeinsames Streben
Dienten dem Herrn, den selbst lobpreisen die Sterne des Himmels.
Und wie jene sie liebt mit wahrer Liebe der Mutter,
Also ehrt sie gleichergestalt sie höchlich, und nennet
Ihre Domina's sie. Gar ofte kamen besuchend
Kinder und Kindeskinder, mit höchster Ehre bekleidet,
Ehrfurcht entbietend der, vielgeachteten Mutter und Schwieger;
Und wetteifernd, Geschenk und köstliche Gabe zu bringen.
Diese pflegte sie dann mit freundlicher Rede zu mahnen:
Theure Geliebte, vergeßt vor allen Dingen mir ja nicht,
Unsre Dominas zu beschenken mit würdiger Gabe;
Denn gewidmet ist doch ihr Dienst den frommen Patronen,
Die fürbittend bescheert uns solches Glück und Gedeihen,
Daß gekommen auf unser Haus die Würde des Königs.

So gewann sie dem Kloster die Gunst des ganzen Geschlechtes.
Was ihr Tochtermann, Ludwig der König, hatte zum Witthum
Ihr an Gütern verliehn, verlieh er, ihrem Begehren
Zu willfahren, nunmehr der Ganderheimischen Kirche,
Und durch Bitten vermocht der eignen Gemalin Ludgarda,
Ueberließ er der hochgeliebten Aebtissin Gerberga,
Als der Gemalin Schwester, der reichen Güter noch viele.
Arnulph der König, der ihm im Regimente gefolget,
Hat bestätiget das Vermächtniß durch gültige Briefe,
Und auch selber Weinberge hinzugefügt dem Geschenke.
Auch ist vielerley sonst das Kloster worden gesegnet,
Seys gedankt der Fürsprach der beyden gütigen Päbste,
Denen geheiligt es ist, und ihren frommen Verdiensten.
Doch daß das schwache Gemüth sich nicht des Glücks überhebe,
Daß auch Prüfung besteh Gerberga die glückliche Jungfrau,
Hat es gefallen dem Herrn in seinem weisen Beschlusse
Viele hinwegzunehmen des Klosters Pfleger und Gönner.
König Ludewig starb, der Gute, der viele Gebiete
Königlicher Gewalt uns zugewendet, und selbe
Unserm Kloster zu eigen vermacht durch Siegel und Urkund.
Wenig Jahre darauf gieng von der Erde Ludgarda,
Ihm die würdige Gattin und uns die Quelle des Segens.
Leider gieng sie dahin! Dem Kloster herbe Verluste.
Gleiche Trauer alsdann ob unsrer guten Aebtissin,
Der Gerberga, fürwahr der treusten Pflege beflissen:
Sich erfreuend der Gunst der Könige, früher erwählet

Eng verbunden durch Blut dem königlichen Geschwister,
Hat sie viel das Kloster geschmückt mit glänzenden Gaben,
Und für unsern Bedarf hinzugefüget gar manches.
Vier und zwanzig der Jahr hat sie als oberster Vorstand
Wohl verwaltet das Amt; dann legte sie nieder die Bürde
Des vergänglichen Fleisches, und übergab in die Hände
Ihres Schöpfers den Geist, empor in die Lüfte getragen.
Und die mutterverlassne Heerd' ward drauf anvertrauet
Ihrer Schwester Christina, zu schützen sie und zu pflegen.
Und der Weise getreu der beiden seligen Schwestern
Wandelt sie gleichen Weg, und wird gleich jenen das Vorbild
Einer erhabnen Tugend, so wie sie gleich war an Adel.
Doch der Wandel der Dinge kann nimmer beugen der Mutter
Starkes Gemüth; getreu ergeben dem Dienste des Höchsten,
Immer mit gleichem Eifer, sie mahnt die Tochter durch Beyspiel
Und durch Lehre, mit klugem Sinn das Amt zu verwalten,
Und nach Gebühr wohl wahrzunehmen der mancherley Pflichten,
Bald durch freundliches Wort die Pflegbefohlnen ermunternd,
Bald durch strenges Gebot, daß nicht der heilige Ritus
Werde versäumt noch verletzt, des Herzens Trägheit begegnend,

Und so fuhr sie auch fort, die hochpreiswürdige Oda,
Stralend im hellen Glanz der wunderähnlichen Tugend,
Von dem Höchsten geliebt und hochgeschätzt auf Erden,
Und mit kindlicher Treu gleich einer Mutter verehret,
Was zum Bedarf der Nonnen gehört, mit zärtlicher Sorge
Zu bereiten, wie für erworbne Töchter des Hauses.
Gleich gesinnet mit ihr war Otto der herrliche Herzog;
Liebend war sein Gemüth, wie das der trefflichen Mutter.
Durch der Könige Gnad', die seines Dienstes sich freuten,
Hat er gütig bedacht das Haus der Mädelein Christi
Nimmer sich selbst beachtend, und wehrend jeglichen Unfall,
Immer bereit, zu fügen sich dem Begehren der Mutter.
Hat er, so lang ihm allhier des Lebens Frist war vergönnet,
Und mit ganzem Gemüth sich angenommen des Klosters.
Nicht gefürchtet, als Herr, geliebt als gütiger Vater,
Ihm ein sichrer Freund und Hülfe bringender Rather.
Drum mit Recht sein Angedenken wird heilig geachtet
Noch bis zu dieser Stund' in diesem Klostergebäude.
Und wir selber, damals noch nicht der Mutter entbunden,
Und gebohren erst lange nachher, wir theilen die Triebe
Tief vom holden Reize bewegt der blosen Erzählung,
Und gleich jenen von Liebe durchglüht, die selber ihn schauten.

Und sich der Gaben erfreut von seiner Güte gespendet.
Dieser herrliche Mann, so fromm und gütig gesinnet,
Der uns Fleckenbewohnern verliehn der Güter so viele,
Gieng der Mutter im Tode voran und unsrer Aebtissin.
Weil die Eltern des Menschengeschlechts sich liessen gelüsten,
Von der verbotnen Frucht zu kosten, wurde dem Geiste
Abgestreifet die Hüll' aus Erdenfaser gewoben.
Weinend umwallte der Schwestern Schaar des Sterbenden Lager
Ach vergeblich! es schlossen ihn aus die Pforten des Todes,
Und sie kamen zur Feyer der Erdbestattung von ferne,
Alle weinend und klagend um den verehrten Gebieter.
Laut war des Adels Trauer, und laut der Jammer des Volkes,
Aber lauter das Klagegeschrei der verlassenen Nonnen:
Ohne Ziel oder Maas, denn schwach ist des Weibes Gemüthe.
Selbst das Leben verachtend und mitzusterben begehrend
Aufbewahreten sie den unbestatteten Leichnam
Drey der Tage, vergeblich zurück ihn rufend ins Leben.
Doch nach klügerem Rath, weil alles Hoffen war nichtig,
Ward bereitet alsdann, genäßt von Thränen des Schmerzes
In der Mitte der Kirch, von ihm einst selber erbauet
Würdig die Gruft, zu empfahn das Gebein des herrlichen Herzogs.
Dort noch flehn die Schwestern mit unablässigen Bitten

Für den geliebten Geist zum himmelthronenden Vater,
Daß er gnädig verleih ihm Ruh und ewigen Frieden.

Doch acht Tage vorher und auch der Nächte so viel,
Eh' der Herzog verblich, ward seinem Sohne Henrikus
Dreinst zum König bestimt, das Söhnlein Otto gebohren.
Dieser ward nach des königlichen Erzeugers Verbleichen
Erst erkoren zum König des tapfern sächsischen Volkes
Und dann ward er zugleich ein mächtiger Kaiser der Römer.
Durch ihn gieng in Erfüllung, was einst Johannes der Täufer
Wie die Muse bescheiden im Anbegin hat berichtet,
Aeda, seiner Ahnherrin, verkündend hatte verheissen.
Als den rollenden Kreis sechs flüchtige Monden vollendet,
Seit geboren ward Otto, die Zierde solchen Geschlechtes,
Gieng auch Oda, des Klosters [illegible], heim in die [illegible]
Seliglich endend den Lauf nach hundert Jahren und sieben,
Ueberglücklich gelebt, der Auferstehung nun harrend
Unter hartem Gestein, dicht bey den Töchtern im Grabe.
Alle waren dahin: dem Kloster blieb nur Christina,
Sie der einzige Trost der pflegebefohlenen Schwestern.
Doch sechs Jahre nachher, als man die Mutter begraben,
Uebergab sie den seligen Geist den Händen des Schöpfers,
Und im Lande des Lichts und immerwährenden Friedens
Ward sie gesellt den Schwestern; so wie hienieden auf Erden

Sie denselben war gleich an heiligem Wandel und Ehren.
Alle sind nun vereint mit der Mutter droben im Himmel.
Laß allgütiger Vater sie sich des Lohnes erfreuen,
Den in Ewigkeit hin du hast beschieden den Deinen,
Daß sie dich und den Sohn zugleich mit dem heiligen Geiste
Loben mit fröhlicher Stimm, als den Beherrscher der Himmel.

Petrarca und Laura.

Erster Brief.

Von Petrarka's und Laura's Liebe soll ich Ihnen erzählen, meine theure Nanny? — Wohlan, ich bin bereit dazu. Ich habe die drei ungeheuren Quart-Bände der Sadischen Memoiren vor mir liegen, und will es versuchen, in diesem Walde, voll Kraut und Unkraut, die zerstreuten Blumen zusammenzulesen, die sich allenfalls zu einem Strauße, wie Sie ihn gerne haben möchten, verflechten lassen. Aber erwarten Sie nicht zu viel. Auch will ich nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Sie in der Folge etwa finden sollten, daß Petrarka's Liebe berühmter geworden sei, als die Verhältnisse zwischen ihm und Laura interessant waren. Es war ein schüchternes Annähern und Zurücktreten von der einen, es war ein schüchternes Annähern und Zurücktreten von der andern Seite, ohne daß beide Theile sich, wie einige wissen wollen, je begegneten. Er, ungeduldig etwas Grund mehr zu gewinnen; sie, beflissen, ihn immer in gleicher Abmessung nicht zu fern und nicht zu nah zu erhalten.

Das ist in ein paar Worten die Geschichte ihrer Liebe. Es ist die Geschichte zweier Magnete, die sich mit ihren gleichnamigen Polen zurückstoßen, wo aber der eine, sobald er sich herumdreht, den andern nach sich zieht, bis auch der sich wieder wendet, und nun den anziehenden zurückweiset. Oder wollen Sie ein andres Gleichniß? — Es ist die Geschichte des elektrischen Glockenspiels, wo vermittelst des Ladens und Entladens abwechselnd negative und positive Verhältnisse und demzufolge Ab- und Anprallungen entstehn. — Sie finden ein solches Spiel interessant? — und sehr interessant? —

Ich will darüber mit Ihnen nicht streiten, meine Nanny: Ich sehe, Sie sind entschlossen, es so zu finden; Sie wollen nun einmal, troh meiner Warnung, recht viele Unterhaltung von dieser Geschichte erwarten. Ich muß mir das gefallen lassen. Indessen um meinerseits nichts zu versäumen, was Ihre Erwartungen auf den gehörigen Punkt herabspannen, und Sie einigermaßen vor Selbsttäuschung bewahren könne, sehe ich mich genöthigt, Ihnen hier gleich anfangs zu sagen, was von Rechtswegen erst im Verlaufe der Geschichte und ganz am Ende kommen sollte; daß nemlich Laura bereits in ihrem achtzehnten Jahre mit einem zwanzigjährigen Edelmanne verheirathet wurde; daß sie in einer drei und zwanzigjährigen, etwas frostigen Ehe eilf Wochenbetten gehalten, und nachdem alles, was man einst Schönes und Reizendes an ihr gepriesen, längst verblichen und verblüht war, im ein

und vierzigsten Jahre ihres sittsamen Lebens an der Pest gestorben ist. — Was Petrarka betrifft, so war er nach der Nachhausekunft von der Universität ein wilder Bursche und ein Stutzer mit der Tonsur. Dann verliebte er sich plötzlich, und fast bis zum Wahnsinne in eine verheirathete Frau, wobei er übrigens aber noch Zeit genug abmüßigen konnte, seiner Herzenskönigin zu Ehren gereimte Canzonen zu Stande zu bringen, und überdieß nicht allein sich in die damaligen Welthändel mit Leib und Seele zu mischen, und Deutschland und Italien und Frankreich in Kreuz und Queere zu durchstreifen, sondern auch noch nebenher mit zwei andern Frauenzimmerchen einen verbotnen Umgang zu unterhalten, der ihm hier einen Sohn und dort eine Tochter einbrachte. Als darauf in spätern Jahren die Liebe ihn, oder er die Liebe verlassen hatte, gab er sich theologischen und scholastischen Armseligkeiten hin, und beschloß sein unstetes Daseyn, nachdem er sich längst bis zum Unkenntlichwerden überlebt hatte, und das Bild seiner einst geliebten Laura längst aus seiner Seele verschwunden war.

Wenn Sie nach diesem wenigstens nicht geschmeichelten biographischen Umrisse noch Lust haben, etwas Näheres von den Herzensangelegenheiten dieser beiden Leute zu erfahren, so soll es an meinem guten Willen nicht fehlen; und damit Sie sehen, daß ich nicht unbillig bin, und es überhaupt mit obiger Zeichnung nicht so böse gemeint war, so will ich es Ihnen gern

einräumen, daß, wenn Sie ihr ein wenig Ziererey, und ihm ein wenig Ruchlosigkeit verzeihen können, Sie nicht Unrecht thun werden, die Schwärmereien dieser guten Menschen immer noch interessanter zu finden, als die schaalen Tändeleien unserer modernen Liebe.

Ehe ich diesen vorredenden Brief schließe, noch ein paar Worte über Zeit und Raum, wo die Handlung spielt. Die Scene ist in Avignon und in dem nahen Thale von Vauclüse., Kein Ort in der Welt könnte, wie mich deucht, für eine solche Liebe mehr geeignet seyn, als Avignon. Der heilige Stuhl war eben von Rom hieher verlegt worden, und mit dem päbstlichen Hofe hatten die römischen Laster ihren Eingang erhalten. — Sie erstaunen über diesen Anfang? — Hören Sie Petrarka's eigne Worte über diese Stadt und ihre Sitten. — „Avignon ist das verruchte Babylon, „die Hölle der Lebendigen, die Cloake aller Laster; du „findest dort weder Glauben noch Liebe; weder Reli„gion, noch Gottesfurcht, noch Schaam; nichts ist „dort wahr, nichts dort heilig!“ — Und das der Geburtsort einer solchen Liebe, wie Petrarka's und Laura's? — Nicht anders. Denken Sie sich, ich bitte Sie, eine zartfühlende Seele, die sich gerne an etwas Schönes und Edles anranken möchte, und weit und breit nichts als verworfnes Gesindel, nichts als frivole Vergnügungen und schnöden Tand wahrnimmt; ist das eine Welt für sie? was soll sie da?

Sie flüchtet sich aus diesen ihr widerstrebenden Umgebungen, und zieht sich in sich selbst zurück. Still in der Brust verschlossen treibt die Liebe ihre Wirthschaft daheim, und der zarte Keim reift hier zu einem kräftigeren Wuchse, als es draußen in der kalten Nebel-Luft geschehen seyn würde. Denken Sie sich ferner eine solche Seele, die nun dieser verruchten Babylon entflieht, und kaum diese Hölle der Lebendigen im Rücken, sich von dem lieblichsten Himmel und von der freundlichsten Natur angesprochen und umfangen fühlt. Hier die raschflutende Rhone, dort die stillere Dürance und die ruhige Sorge mit ihrem dunkeln Gewässer; hier Vauclüsens schauerliche Thäler mit der einsamen Quelle; dort lachende Auen, und Weinberge, und fröhliche Gebreite. — Gefühle, die in den Tiefen dieser Seele schliefen, erwachen, und werden laut, und sehnen sich nach Mittheilung; aber wo, wo die Schwester finden, die sie verfleht? — Die Natur? — Ach, die hat wol Sprache für unser Herz, aber kein Ohr für unsere Noth. Kann die Liebe auf Erden keine Stätte finden, wo sie ihr Haupt niederlege, so sucht sie sich eine Heimath im Himmel. Sie nimmt eine fremde Gestalt an, und sich selbst nicht mehr kennend, wirft sie sich in die Arme des, der liebend die Welt im Busen trug, und aus Liebe für sie starb. Die Glocken läuten aus der Ferne; es gilt die große Feier seines Sterbetages; hin in den Tempel der heiligen Clara! Die Kuppel leuchtet von den Strahlen

der Andacht, womit die Feiernde frühe den Herrlichen begrüßt; hin, das überfließende Herz an seinem Kreuze niederzulegen. Glücklicher Wahn! an den Stufen des Hochaltars findet sie die Schwester-Seele, die sie sucht; und vergessen ist Himmel und Hölle, und der Heiland muß mit einer zerstreuten Andacht vorlieb nehmen.

Was alle diese Tiraden sollen, meine verwunderte Nanny? — Sie haben Recht, denn Sie werden es erst aus den folgenden Briefen erfahren, daß Petrarka und Laura sich an einem stillen Freitage in dem Tempel der heiligen Clara fanden. Uebrigens will ich es Ihrem feineren Takte zur Prüfung anheim geben, in wie weit ich das Getriebe richtig zusammengefügt habe.

Zweiter Brief.

Petrarka und Laura lebten in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. — Italien war damals in zwei große Partheien, nemlich in die päbstliche und in die kaiserliche gespaltet. Zu jener bekannten sich die Guelphen, zu dieser die Gibellinen. Während diese beiden Faktionen sich um die Oberherrschaft Italiens stritten, benutzte ein anderer klügerer Theil die allgemeine Gährung der Gemüther und den verworrenen Zustand der Dinge, um eine lange er-

sehnte Freiheit zu erringen oder zu erschleichen. Einzelne Städte rissen sich in diesem Wogendrange von dem Mutterlande los, und neue Fürstenhäuser stiegen wie Blasen aus dem aufgeregten Gewässer in die Höhe. In Florenz, wo Petrarka's Vater ein öffentliches Amt bekleidete, ging es nicht besser, wie überall. Petrarca nahm Theil an diesen bürgerlichen Fehden, und als die Gibellinische Parthei, mit der er es hielt, unterlag, mußte er seine Vaterstadt verlassen. Er ließ sich in Avignon, der neuen Residenz der Päbste, nieder. Unser Franciscus Petrarka war damals neun Jahr alt. Vier Meilen von dem geräuschvollen Avignon lag ein Ort, mit Namen Carpentras, wo ein geschickter Lehrer in der Grammatik und Rhetorik, damals den vorzüglichsten Studien der gelehrten Welt, eine Schule eröfnet hatte. Dahin zog die Mutter mit ihren beiden Söhnen, Franciscus und Gerard. Der alte Petrarco blieb in Avignon. Im Umgange mit einer lieblichen Natur und mit den Schriften der lateinischen Classiker nahm das junge Gemüth den Saamen des Schönen in sich auf, der sich schnell in diesem fruchtbaren Boden entwickelte, und früh in herrlicher Fülle aufging. Vor allen liebte er den Cicero; die Harmonie der Diction dieses Schriftstellers war Musik seinem Ohre; und er ließ nicht nach, bis er sich die Werke desselben von seinen kleinen Ersparnissen geschafft hatte.

Eines Tages, als sein Vater auf einen Besuch von Avignon aus hier war, wurde von einer Lustpartie nach Vauclüse gesprochen. Der junge Petrarka äußerte sogleich lebhaft den Wunsch, mitgenommen zu werden, und drang so lange mit Bitten in seine Mutter, die allerlei Bedenklichkeiten dabei hatte, bis sie endlich nachgab. Wie groß war seine Freude, als der Bediente ihn vor sich aufs Pferd nahm, und es nun nach dem Orte ging, von dessen wundervollen Naturschönheiten er so vieles erzählen gehört hatte! Sie waren kaum an die berühmte Quelle gekommen, als er von dem Zauber der wilden Einöde ergriffen ausrief: „Das ist ein Platz nach meinem Sinne; wäre der jemals mein, ich würde nimmer nach großen Städten fragen.“ Das lauschende Schicksal nahm ihn beim Worte, und gab ihm in der Folge die wilde Einöde zum Eigenthume, aber freilich in einem andern Sinne. Sie ward das Heiligthum seiner verlornen Liebe; seine Thränen flossen in die Quelle, die Klagen, die aus den Klüften kamen, gehörten ihm; die Lieder, die das Thal entlang schollen, waren sein; und wo Vauclüse genannt wird, wird man Petrarka's gedenken.

Er hatte nun sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, und es war die Rede von einem künftigen Stande in der Welt. Die Wissenschaften galten damals nicht viel; die Rechte allein konnten zu etwas führen, und die Rechte sollte er studieren. Er ward nach Mont-

pellier auf die Universität gethan. Die vier Jahre, die er hier zubrachte, waren für sein Studium verloren; er fühlte eine entschiedene Abneigung gegen dasselbe. Was sollte mir diese Wissenschaft, sagt er selbst in der Rechenschaft, die er der Nachwelt über seine Handlungen ablegt, was sollte sie mir in einem Jahrhunderte, und in einer Stadt, wo Tugend und Unschuld verlacht werden; wo die Zunge der Rechtsgelehrten, die Hand, der Verstand, die Ehre, die Treue, wo alles, alles käuflich ist? Philosophie und Poesie sagten seinem Geschmacke mehr zu, und er fand es vernünftiger, seine Zeit zu einer Umarbeitung der schönen Magalone anzuwenden, als sie über Testamenten, Erbschaften und Mieth-Contracten zu verderben. Allein diese Laune sagte wieder dem Geschmacke des Vaters nicht zu; er nahm seinen Sohn von Montpellier weg, und schickte ihn nach Bologna, der berühmtesten Universität der Zeit zunächst nach Paris. Aber umsonst; Petrarka lebte und webte auch hier nur in seinem Cicero, Virgil und den andern Dichtern des Alterthums. Der unzufriedne Vater kommt selbst nach Bologna, und tritt unerwartet in die Stube. Petrarka merkt, wem es gilt, und eilt, seine Manuscripte in einen Winkel zu stecken. Der Vater ersieht die Gelegenheit, und wirft plötzlich den ganzen Plunder ins Feuer; der Sohn schreit laut auf, und ist in Verzweiflung. Wohlan, sagt der alte Petracco, und holt den halbverbrannten Cicero und Vir-

gil aus den Flammen; nimm deinen Virgil wieder, er tröste dich über den erlittnen Verlust! nimm deinen Cicero wieder, er bereite dich zum Studium der Gesetze! Was halfs? Der Codex und die Decretalen konnten doch nimmer sein Herz gewinnen.

Petrarka war ungefähr drei Jahre in Bologna gewesen, als seine Mutter starb; ein Jahr später verlor er auch seinen Vater. Er verließ nun mit seinem Bruder Gerard die Universität, und reiste nach Hause. Zwei und zwanzig Jahr alt, verwaist, ohne Vermögen, ohne eine Fertigkeit, sich Auskommen zu verdienen, hielt er seinen Einzug in Avignon. Allein die Natur hatte ihm die Gabe des Gefallens verliehen; er hatte eine einnehmende Gestalt, leichte Manieren, etwas Weltton und viel Vertrauen zu sich selbst, dazu Belesenheit, Bildung, Talent für Poesie: was Wunder, daß das Prognostikon, welches ein berühmter Astrolog ihm in der Kindheit gestellt hatte, daß er nemlich einst Gnade vor den Großen finden werde, nun schnell in Erfüllung ging?

Unter diesen Umständen hielt er es gerathen, sich an einen Platz zu stellen, wo das Glück, wenn es etwa die Laune haben sollte, ihn aufzusuchen, ihn leichter aus der Menge herausfinden könnte; er trat in den geistlichen Stand, und nahm die Tonsur. Als er sich auf diese Weise mit der Sorge für die Zukunft abgefunden hatte, übergab er sich fröhlich und

leicht der Gegenwart. Er gerieth dabei freilich nicht immer in die beste Gesellschaft, und war oft Augenzeuge von Scenen, die er uns in seinen geheimen Briefen mit so lebhaften Farben und so scharfen Umrissen darstellt, daß ich billig Bedenken tragen muß, Ihnen etwas von diesen Zeichnungen vor die Augen zu bringen; indessen müssen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nachher immer mit großer Mißbilligung von dergleichen Auftritten spricht. Was überhaupt seine Verhältnisse mit den Weibern in dieser Periode betrift, so geben die Memoiren, aus denen ich schöpfe, darüber so schwankende Berichte, daß ich nichts besseres zu thun weiß, als Petrarka's freiwillige Selbst-Bekenntnisse über diesen Gegenstand herzusetzen. Er gesteht, daß er den größten Theil der Zeit, die Putz, Versemachen und Antichambre-Visiten ihm übrig ließen, unter und mit Weibern zubrachte; daß er fleißig die öffentlichen Gärten, wo die fremden Damen sich versammleten, daß er fleißig Concerte und lustige Gelage besuchte. Er giebt nicht undeutlich zu verstehn, daß er gegen gewisse Zumuthungen und Zudringlichkeiten sich tüchtig seiner Haut gewehrt habe. An einer andern Stelle sagt er: Es ist wahr, ich liebte die Weiber, und die Vergnügungen, die man mit ihnen genießt, aber ich kann mit Wahrheit behaupten, daß ich im Grunde der Seele diese Schwachheit verabscheute; Reue und Ueberdruß folgten kurzen Freuden. Warum bin ich doch

nicht gefühllos geboren? Ich möchte bisweilen hart, wie ein Fels seyn! — Wieder an andern Stellen versichert er, daß ihm die Liebe durchaus unbekannt geblieben sei, bis er seine Laura kennen gelernt habe, daß er schüchterner wie ein Reh gewesen; daß Furcht vor Gott, Liebe zur Tugend, und Grundsätze der Religion ihn bis in sein drei und zwanzigstes Jahr vor einer wesentlichen Verderbniß seiner Sitten bewahrt hätten.

Petrarka hatte ungefähr ein Jahr auf diese Weise in der wilden Freiheit herumgeschwärmt, als seine Stunde schlug, und sein Schicksal ihn fand. Doch davon im nächsten Briefe; für heute nur noch einige Züge seines Portraits als Schluß-Vignette. — Eine große, stattliche Figur mit starken und männlichen Gesichtszügen; Gewandtheit des Körpers, freier und edler Anstand, blühende, etwas bräunliche Farbe, seit dem fünf und zwanzigsten Jahre hier und dort ein graues Haar, geistreiche Physionomie und Feuer im Auge. Sein Herz war Zärtlichkeit, sein Temperament Leidenschaft, seine Neigung Libertinage. Seine Art, sich zu kleiden — Doch hören Sie ihn auch darüber sich selbst äußern: „Gedenkst du noch jener Zeiten,“ schreibt er an seinen Bruder Gerard, „wo wir in glänzend weißen Roben einhergingen? wo eine verschobne Falte uns Verdruß machte? wo unsere Schuhe so eng anliegen mußten, daß wir nicht ohne Höllenschmerzen darin gehen konnten? Wie sorgsam nahmen wir uns

nicht in den Straßen in Acht, daß kein Zugwind unsre Frisur zerstören, daß kein Schmutz an unser Kleid sprützen möchte."

Dritter Brief.

Es war den 6ten April im Jahre 1327 an einem stillen Freitage, als Petrarka des Morgens um sechs Uhr in die Kirche der Nonnen von der heiligen Clara ging, um seine Früh-Andacht zu halten. Hier erblickte er ein junges Frauenzimmer in einem grünen mit Veilchen besäeten Kleide, von Geberden, die ihn mehr wie irdisch dünkten, an Gestalt und Haltung einer Himmlischen ähnlich. Das blonde Haar, von der Hand der Liebe geflochten, umfloß die schneeweißen Schultern; das lieblichste Colorit spielte durch die feine Haut der Wangen. Das blaue Auge zärtlich und fröhlich zugleich; die Augenbraunen schwarz, wie Ebenholz. Wenn sie den Mund öfnete, sah man nichts, wie Perlen und Rosen; der Nacken war schön geformt, und von blendender Weiße; der Wuchs schlank und behende, niedliche Füße, und Hände wie Elfenbein. Ihr ganzes Wesen war über und über Grazie und Anmuth; ihre Physionomie hatte etwas unbeschreiblich Sanftes, ihr Blick etwas unendlich Holdes und Freundliches; es besprach zu gleicher Zeit Vertrauen und Ehrfurcht.

Ich brauche Ihnen, schöne Nanny, diese Erscheinung nicht zu nennen, denn wer könnte es anders seyn, als Petrarka's Laura? Doch muß ich hier die Bemerkung machen, daß dieses reizende Gemälde aus den einzelnen Zügen zusammengesetzt ist, die Petrarka uns in seinen Liedern und in seinen andern Schriften hinterlassen hat. Ziehen wir nun in Erwägung, was meines Bedünkens allerdings erwogen werden muß, daß ein honnetter Dichter sich doch in keinem Falle geringer mit seiner Schönen abfinden kann, sie mag weiß oder schwarz seyn, wie hier geschehen ist, so bleibt es immer noch zweifelhaft, wie viel der guten Laura von allem diesen Reichthume eigenthümlich zugehörte, und wie viel davon bloß angeliehenes Gut war.

Doch dem sei wie ihm wolle, Petrarka fühlte sich von den Reizen, die dieses Frauenzimmer hatte, oder nicht hatte, so mächtig ergriffen, daß es ihm entweder ein vergebliches oder ein unverantwortliches. Unternehmen scheinen mochte, noch eine Minute länger an Behauptung seiner Freiheit zu denken. Der Eindruck dieses Moments auf sein Herz muß auch in der That sehr tief gewesen seyn, da zwanzig Jahre ihn nicht wieder zu verwischen vermochten; denn so lange hing er mit einer beispiellosen Treue an seiner Laura, so lange war sie sein Tag-Gedanke und sein Traum, so lange flossen seine Thränen und bluteten seine Wunden um eine Liebe, die nur kalt erwiedert wurde,

um eine Geliebte, die, ach vergänglich wie die Lilie, nach wenigen Jahren kaum mehr kenntlich war.

Petrarka gedenkt jenes merkwürdigen Geburtstages seiner Liebe, der ganz andern Gefühlen geweiht war, sehr häufig in seinen Liedern. Hier haben Sie dem wesentlichen Inhalte nach ein Bruchstück aus einem derselben:

Es war der Tag, an dem zuvor,
Zur Ehre des, der sie geschaffen,
Die Sonne Glanz und Schein verlor,
Den Amor, weil ich ohne Waffen,
Zur Ueberrumplung sich erkor;
An dem mir eine Glorie
In deinen Augen aufgegangen,
Und, weil ich in die Stralen seh,
Er mir die Ketten umgehangen.
Ach, meine Passions-Geschichte
Beginnt mit diesem Strafgerichte! u. s. w.

In einem andern Liede heißt es:

Eilf Jahre sind es heute schon,
Daß ich das harte Joch getragen. —
Gedenken laß mich's, Gottes Sohn,
Daß man auch diesen Tag mit Hohn
Dich hat an's Kreuz geschlagen!

Nach allem diesen werden Sie hoffentlich ein wenig neugierig seyn, diese Laura näher kennen zu lernen. So hören Sie denn, wer sie war. Sie stammte aus dem adeligen Hause der Noves, die grosse

Güter in der Provence besaßen, und sich seit einiger Zeit in Avignon aufhielten. Ihr Vater, Andibert von Noves, war vor einigen Jahren gestorben, und hatte drei Kinder, worunter Laura das mittlere, hinterlassen, die unter der Vormundschaft ihrer Mutter Erwessende lebten. Laura, gegenwärtig zwanzig Jahre alt, war seit zwei Jahren mit einem jungen Edelmanne, Namens Sade, verheirathet. Er war beinahe gleichen Alters mit ihr. Als Beweis ihrer wohlhabenden Umstände und ihres vornehmen Standes will ich hier nur anführen, daß sie ihrem Manne eine Mitgift von ungefähr 80,000 Livres zubrachte; und an ihrem Hochzeittage von ihrer Mutter mit einer silbernen Krone, zwanzig Goldgülden im Werthe, imgleichen mit zwei vollständigen Anzügen, einem grünen und einem scharlachrothen, das mit kleinen Federn verziert war, beschenkt wurde. In diesen beiden Anzügen ist sie auch in den Gemälden dargestellt, die man in Florenz, in Avignon und in der Sadischen Familie aufbewahrt, und von denen in der Folge umständlicher die Rede seyn wird.

Wie gerne erzählte ich Ihnen jetzt recht ausführlich, was sich zunächst nach diesem ersten Zusammentreffen im Tempel der heiligen Clara zwischen unsern beiden jungen Leuten begab. Die pragmatische Geschichte eines so sonderbaren Liebeshandels müßte unendlich lehrreich und anziehend seyn; allein so viel ich auch hin und her blättere, ich finde nirgends den

geringsten Fingerzeig auch nur zu einer Hypothese. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Petrarka absichtlich manches vertilgt hat, was die Nachwelt allzu bekannt mit einer Angelegenheit seines Herzens machen könnte, die er in seinem überklugen Alter für eine Schwachheit der Jugend erklärte. So viel ist gewiß, daß er zwei Jahre nach dem Tode seiner Laura eine Revision seiner Manuscripte vornahm, und einen beträchtlichen Theil derselben verbrannte; und die Art und Weise, wie er sich selbst über dieses Auto-da-Fe äußert, läßt fast keinen Zweifel über den Inhalt jener Papiere übrig. „Wirst du es glauben," sagt er, „ich habe so eben über tausend Gedichte und vertraute Briefe dem Vulcan, ach nicht ohne Seufzer, zur Correktur übergeben."

Das Wenige, was wir von dieser berühmten Liebe wissen, findet sich in zerstreuten, gleichsam verflogenen Stellen seiner früheren Schriften, und in einigen Briefen, die er nach jener Revision schrieb. Worin dieß Wenige besteht, können Sie, wenn Sie Laune haben, in den folgenden Briefen erfahren.

Vierter Brief.

Petrarka hatte nach der Entdeckung, wozu eine Morgen-Andacht ihm verholfen, nichts Angelegentlicheres, als sich seiner Schönen zu nähern; seine Noth

zu gestehn oder errathen zu lassen, und ein Herz, das zu Hause wohl nicht sehr beschäftigt seyn mochte, durch den Ueberschwang seiner Liebenswürdigkeiten zu rühren. An Zutritt zu ihrem Hause war vor der Hand nicht zu denken. Der junge Ehemann hatte für junge Nicht-Ehemänner gar wenig gastfreundliche Disposition. Petrarka suchte daher Zugang in solche Gesellschaften, wo er sie zu treffen gewiß war; und der konnte ihm bei seinen vielfachen Verbindungen in Avignon nicht entstehen. Wie weidete er hier seine Augen an ihren Reizen, seine Seele an ihren muntern Gesprächen! Er fehlte bei keinem Feste, wo sie zugegen war; ihre Lieblings-Spaziergänge waren auch die seinigen. Unter andern hatte er sich ein anmuthiges Plätzchen neben einem Bache gemerkt, dem sie vorzüglich gewogen war; alsobald pflanzte er hier einen Lorbeerbaum, — einen Baum, mit dem, beiläufig gesagt, seine Imagination wegen Gleichheit des Namens mit dem ihrigen ein wenig kindisch zu spielen pflegte. Unter diesem Baume saß er stundenlang und machte Verse auf ihn und sie.

Anfangs ging das alles sehr gut; so lange Schüchternheit und Ehrfurcht ihn in der gehörigen Entfernung hielten, behandelte sie ihn mit voller Unbefangenheit des Herzens mit der Artigkeit, womit jedes junge Frauenzimmer, das keine Närrin ist, einem artigen jungen Manne zu begegnen kein Bedenken trägt; ja sie that selbst ein Uebriges, sie behandelte ihn

mit Güte. Allein als seine ungewöhnliche Aufmerksamkeit ihr am Ende doch auffiel; als vollends er seinen Augen, seiner Zunge, seinen Bewegungen größere Freiheiten erlaubte, oder zu versagen nicht länger vermochte; und sie nun merkte, wie sie mit ihm daran sey: da setzte sie ihr Betragen gegen ihn plötzlich um. Begegnete sie ihm jetzt auf dem Spaziergange, so bog sie schnell in einen Seitenweg; traf er sie an einem öffentlichen Orte, und machte Miene, sie anzureden: so zog sie sich zurück. Seinen Blicken, die ihrer Verfassung wol zu wenig schonen mochten, auszuweichen, erschien sie da, wo sie ihn gegenwärtig wußte, niemals ohne Schleier. Hatte sie denselben von ungefähr zurückgeschlagen, so that sie ihn geschwinde herunter, so bald sie Petrarka's gewahr ward; ja sie ging selbst so weit, daß sie in Ueberraschungsfällen die Hand vor das Gesicht hielt.

Ob Petrarka Ursache hatte, sich über diese Veranstaltungen so kläglich zu gebehrden, wie er wirklich that, überlasse ich Ihrer Beurtheilung, und begnüge mich zu bemerken, daß er seinerseits dadurch so verschüchtert wurde, daß er lange nicht zu Worten kommen konnte. „Ach!“ rief er einst aus, „könnte ich doch das Feuer ihrer Augen durch Jahre erlöschen, das Gold ihres Haares in Silber verwandelt, die Rosen ihrer Wangen abgeblüht, und sie selbst ohne Kränze, ohne grüne Kleider erblicken: ich würde mehr Muth haben; ich würde ihr von meinen Leiden sprechen, sie würde mir

wenigstens einige Seufzer nicht verweigern." Indessen fand der Muth sich doch nach und nach wieder ein, nachdem er sich einigermaßen von der ersten Bestürzung erholt, und dem Dinge reiflicher nachgedacht hatte. Eines Tages, als er Laura in fröhlicher Laune sah, ermannte er sich Knall und Fall, ihr ungeachtet ihres grünen Kleides, ihrer Kränze, ihrer Rosen, ihres Goldes und Feuers, sein Anliegen vorzutragen. Er hat es nicht für gut gefunden, uns mit dem Inhalte dieses epineusen Antrages näher bekannt zu machen; allein es leidet keinen Zweifel, daß er sich nicht ein wenig zu bestimmt erklärt haben sollte, denn bevor er noch vollendet hatte, rief sie unwillig: ich bin nicht eine solche, wofür Sie mich zu nehmen scheinen; und warf ihm einen so zornigen Blick zu, daß er auf der Stelle alle Fassung verlor, und verstummte. Sie verbot ihm hierauf, ihr jemals wieder vor die Augen zu kommen. Er schrieb ihr wol einen reuigen Brief, worin er um ihre Verzeihung bat; allein auch den nahm sie übel auf, und vermied fortan alle Gelegenheit, ihn zu sehen.

Sie können es sich leicht vorstellen, welche Jeremiaden der unglückliche Liebhaber jetzt anhob. Die Ufer der Rhone widerhallten von seinen Klagen, und wir verdanken seiner damaligen Verzweiflung einige Dutzende allerliebster Canzonen. Endlich fühlte die Schöne doch einiges Mitleid mit ihrem Getreuen. Wer vermag der stillen Beharrlichkeit, den Thränen

der Liebe, dem Anschmeicheln zärtlicher Lieder ewig widerstehn? Er durfte sie wieder sehen, er durfte sie wieder sprechen. Aber er war unglücklich oder ungeschickt genug, sogleich dieselbe Saite wieder anzuschlagen, die sie vormals so mißfällig vernommen hatte. Dießmal ist oder thut sie beleidigter und wilder, als je, und er, er wünscht sich den Tod, flieht in die gräßlichsten Einöden und klagt in rührenden Tönen der Welt und Nachwelt seine Leiden.

Am Ende ward ihm dieses gespannte Verhältniß denn doch zu peinlich. Was sollte er auch länger in Avignon, wenn sie, ohne die dieß Paradies ein Pfuhl für ihn war, nicht mehr von ihm wissen wollte? Sein Unmuth treibt ihn in die Weite. Er will eine Reise durch Frankreich und Deutschland machen; vielleicht wird Zeit und Trennung hier ein zergehendes Herz spröder, dort ein sprödes weicher machen. Die Liebe, wie Sie wissen, bedient sich oft einer solchen fremden Beimischung, um gleichsam durch einen chemischen Proceß in Gemüthern, die sich feindselig zu fliehen schienen, die gebundne Attraktions-Kraft frei zu machen.

Petrarka tritt die Reise an; überall neue Gegenstände, andre Menschen, andre Sitten, einen andern Himmel und eine andre Erde; aber er selbst immer derselbe. Wo er ein grünes Kleid erblickt, da ahnt er seine Laura, in jedem grünen Baume umarmt er einen Lorbeer. — Er hat während dieser Reise ver-

schiedene Lieder gemacht, die alle schwermüthiges Verlangen athmen. Eines derselben verschafft uns einen so hellen Blick in seine damalige Verfassung; die Laute sind so rührend, daß ich mich nicht entbrechen kann, es Ihnen mitzutheilen. Schade, daß der Schluß zu witzig und spielend gerathen ist! Er kommt mir vor wie eine bunte Schleppe an einem schwarzen Trauerkleide. Hier haben Sie es in einer ziemlich treuen Uebersetzung:

Ich wandre still dahin, und ach, bei jedem Schritte
Wird das gesunkne Haupt nach dir zurückgedreht,
Und Stärkung bringt die Luft, die mir von dannen weht,
Und vorwärts wieder gehn die müden, müden Tritte. —
Des Glücks gedenk' ich dann, das ich daheim gelassen,
Und wie so kurz die Zeit, und wie der Weg so lang;
Ich steh und sinne nach, und fühle Thränen-Drang,
Und kann das bittre Weh, und kann es nimmer fassen. — —
— Und mag der Leib bestehn, wenn ihm die Seel' genommen? —
Doch Amor ruft mir zu: was dir auch widerfuhr,
Freund, das gemeine Recht alltäglicher Natur
Es darf bei Liebenden nicht in Betrachtung kommen.

Ein anderes Lied voll lieblicher Schwärmerei, und gleichfalls während dieser Reise gedichtet, ist folgenden Inhaltes:

Von den Kindern, von der Frau
Zieht er in die Ferne;
Und sein Haar ist weiß und grau,
Und durch Regenschlag und Thau
Leiten ihn die Sterne.

Und so wankt er immer fort
Ueber Berg' und Auen,
Roms gebenedeiten Ort,
Und des Heilands Bildniß dort
Glaubend anzuschauen.

Künftig schaut von Angesicht
Er den Theuren wieder;
Doch dein liebes Augenlicht
Ach, ich seh es nimmer nicht
Wallend auf und nieder.

Fünfter Brief.

Alle die kleinen Begebenheiten, womit ich Sie in meinen beiden letzten Briefe unterhalten habe, alle diese stillen Angelegenheiten der Liebe, so unwichtig für die Welt und so wichtig für das Herz, füllen einen Zeitraum von sechs vollen Jahren und darüber. Petrarka war ungefähr neun und zwanzig Jahre alt, wie er seine Wanderschaft antrat, Laura sechs und zwanzig. — Nach acht Monaten war er wieder in Avignon. Sein erstes Geschäft war seine Liebe, aber

ach, Laura war immer noch dieselbe. Er gab sich jetzt der düstersten Schwermuth hin, er irrte Tage lang zwischen den Schlünden und Abgründen des Thals von Vauclüse, und es kam ihm oft von weitem der Gedanke, seinem freudenleeren Daseyn ein Ende zu machen. Um seine Seelen-Angst zu vermehren, erwachte nun auch das liebe Gewissen à propos des bottes; und er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sein Herz über Gebühr an ein irdisches Gut gehangen, und einer sündlichen Leidenschaft Raum gegeben. Er warf sich dem Pater Denis in die geistlichen Arme. Sie können glauben, daß der fromme Mönch keine Farben sparte, um ihm den Teufel recht schwarz zu malen. Petrarka dachte jetzt im Ernste an einen schleunigen Rückzug; und die arme Laura mochte große Augen machen, als sie, vielleicht eben auf eine ehrenvolle Uebergabe sinnend, den nicht ungerne gesehnen Feind auf der Flucht gewahrte. Sie war zu fein, um nicht sogleich herauszubringen, woher der Wind blies; und es galt nun, dem heiligen Pater ein geschicktes Bein zu stellen. Dießmal aber überhob eine anhaltende Dürre, die in der Gegend von Avignon herrschte, sie der leichten Mühe. Es brach eine Epidemie aus, worin Gesicht, Hals, Hände, der ganze Leib sich abschuppten. Ihr zarter Körper vermochte nicht zu widerstehn, sie wurde gefährlich krank. Petrarka fand zu seiner Verwirrung, daß alle seine guten Vorsätze von gestern an dieser Klippe scheitern gingen. Er konnte es sich

nicht länger verhehlen, daß er seine Laura mehr, wie seinen Gott und seine Seligkeit liebte. Indessen suchte er ehrlich, so viel an ihm war, die Trümmer aus dem Schiffbruche wieder zusammen, so bald die Gefahr vorüber und sie von der Krankheit genesen war. Jetzt kam er in keine Gesellschaft, wo sie zugegen war, jetzt vermied er es, sie anzureden, wenn er ihr in der Stadt begegnete; ja, er trat sogar auf die andere Seite der Straße. Das war aber nicht die Meinung ihrer ehemaligen Zurückhaltung gewesen; es war nicht die stille Huldigung, was ihr zuwider war, es war bloß das Geständniß. Als er daher eines Tages wieder Miene machte, ihr auszuweichen, warf sie ihm so unerwartet einen freundlichen Blick zu, daß er nicht Zeit hatte, sich auf die Klugheit zu besinnen, und davon zu laufen. Er näherte sich ihr, und es kam zu einer Unterredung, worin sie ohne Zweifel ein unvorsichtiges Wörtchen hat fallen lassen müssen, denn von stundan legt er die Bußkutte zur Seite, und erscheint wieder in der Liverey der Hoffnung. Auch nimmt er weiter keinen Anstand, sie immer und überall zu sehen und zu sprechen, wo und wann er kann; und sie — ist lauter Milde und Huld. Aber entweder waltete ein feindseliges Verhängniß über diese Liebe, oder er war mit unheilbarer Blindheit geschlagen, denn kaum wollte sich ein zartes Gewebe, das wie Gunst aussah, anspinnen, als seine verlaute Ungeduld zum dritten Male mit ungestümer Hand hineingriff, und alle Fäden zer-

rissen. Jetzt entwich die Hoffnung, und ließ ihn trostlos allein stehn, aber die Liebe blieb unsichtbar ihm zur Seite. Sie, treuer und pflegsamer und erfindungsreicher, als die leichtfertige Schwester, die gleich dem Schmetterlinge davonflattert, wo eine Blume nicht gedeihen will, zog aus seinen Leiden eine Pflanze groß, der man es gewiß nicht ansah, daß sie einst so liebliche Blüthen treiben würde. Petrarka's Gesundheit litt nemlich endlich von dem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Liebe und Gewissens-Angst. Er verfiel in jenen hinwelkenden Zustand, der allmählig die Frische der Farbe und die Munterkeit des Geistes schwinden macht. Lange trug er diesen heimlichen Schaden, der die edelsten Theile anfrißt, und gegen den die Apotheke kein heilendes Kraut hat, mit sich herum, bis, wie er sich selbst darüber ausdrückt, das Mark der Knochen ausgezehrt und alle Kraft und Lebenslust von ihm genommen war. Ernstlicher wie je, dachte er nun daran, die Rechnung mit der Liebe abzuschließen und sein Herz dem Himmel zuzuwenden; und der Pater Denis ging ihm mit Rath und That, und mit manchem spitzen Argumente treflich zuhanden. Schon wähnte er sich den Wegen irdischer Gelüste entronnen, schon glaubte er, unter dem Schutze der Gottseligkeit das stille Gewässer des Lebens gemächlich hinabzuschiffen, als eine Armseligkeit ihn plötzlich auf die Höhe zurückwarf, und ihn handgreiflich mahnte, wie thöricht unsere Weisheit

sei, wenn sie sich gegen die ewige Ordnung der Dinge vermessen will. Er war eines Tages, den Kopf im Himmel, aber leider den Fuß auf Erden, ins Feld gegangen. So wie er in der brennenden Hitze — es war gerade in den Hundstagen — eine Wiese entlang geht, erblickt er ein Bleicher-Mädchen, das einen Schleier über den Rasen breitet. Es war Laura's Schleyer, und er erkannte ihn auf der Stelle. Diese Ueberraschung in einer vermuthlich schwachen Stunde brachte ihn mit einem Male um allen Segen seiner Ascetik; er fing an, an allen Gliedern zu zittern, als ob er vom Winter-Froste geschüttelt würde. Er sah nun wohl, oder glaubte zu sehen, daß ein nochmaliger Versuch, sein Schifflein aus dem Strudel zu retten, und wieder dem Lande zuzusteuern, verlorne Arbeit sei. Wilden und störrischen Sinnes ließ er das Steuerruder fahren, und freute sich sogar der tosenden Meeresbrut, die, wie er meinte, nun bald Mast und Gebälke zertrümmern müßte. Daß er übrigens die Sache ein wenig leicht nahm, und bei aller Resignation immer noch seitwärts nach der Hoffnung hinschielte, beweist die Schlußwendung eines Liedes, das er gleich einem Stoßgebete diesem Sturme entgegenschrie:

Und ist es vergeblich früh und spät,
Und ist es verworfen mein heißes Gebet,
Und soll ich verbrennen, so höre mein Flehn,
Und laß sie durch gleiche Flammen vergehn!

Ob und wie weit sein Flehn erhört worden, das mögen Sie ausmachen, wenn Sie meine folgenden Briefe werden gelesen haben. Für heute begnüge ich mich, Ihnen zu sagen: daß seine Leiden jetzt den höchsten Stand erreicht zu haben scheinen, und daß hier überhaupt eine neue Epoche in dieser denkwürdigen Geschichte anhebt.

Sechster Brief.

Petrarka suchte nun sein aufgeregtes Gemüth durch neue Gegenstände zu beruhigen, und dem Wallen seiner sehnenden Seele durch ein fremdes hohes Interesse einen Abzug zu eröffnen. Er reiste nach Rom. In dem Laute Rom hatte für ihn seit seiner frühsten Kindheit eine unwiderstehliche Magie gelegen. Rom war für ihn das Ideal einer bürgerlichen Freiheit, die ach schon damals auf Erden nicht mehr zu finden war; es war die Puppe seiner Jugend und seines männlichen Alters, die er mit dem Reichthume seiner Phantasie schön und herrlich auszuschmücken pflegte. War etwas vermögend, das Bild seiner Laura in den Hintergrund der Seele zurückzudrängen, so waren es gewiß die hohen Gestalten des Alterthums, die er noch um das moderne Capitol lustwandeln zu sehen wähnte. Auch schien wirklich die klassische Luft, und die klassische

Umgebung einen wohlthätigen Einfluß auf sein Gemüth äußern zu wollen. „Es ist wieder Friede in mir geworden, schrieb er von Rom aus, ich weiß nicht mehr von den Stürmen, die sonst meine Seele zerrissen; Laura's Bild stellt sich mir seltner dar; ich durchweine nicht mehr die Nächte, sondern schlafe ruhig; ich bin fröhlichen Sinnes, alles gefällt mir, und die Thorheiten, die die Liebe mich begehen ließ, machen mich lächeln." — Werden Sie es glauben, Nanny, daß eben dieser ruhig schlafende, fröhliche, und die Liebe verlachende Petrarka einige Wochen später sich in einer Verfassung befand, wovon er uns folgenden Bericht hinterlassen hat? „Ich wünsche mir den Tod; ich war daran, die gewaltsamsten Maaßregeln zu ergreifen; ich fürchtete die Zusammenkunft mit Laura; ich sah endlich dieses goldne Haar, dieses Halsband von Perlen um einen Hals, weißer wie der Schnee; die geschlanken Glieder, die Augen, deren Glanz selbst die Umschattung des Todes nicht hatte trüben können. Das alles sah ich, und es fehlte nicht viel, daß mir übel ward; der Schatten ihrer Gestalt machte mich zittern, und der Laut ihrer Stimme verwirrte mir alle Sinne.

Und Laura? — Ich bitte Sie, diese Laura von nun an ein wenig scharf ins Auge zu fassen. Vielleicht gelingt es Ihnen, die hochgelahrten Casuisten und Commentatoren zu Schanden zu machen, die, so hellsehend und so blind, vergeblich mit einem Kopfe voll kritischen

Scharfsinns in ein zartes, nur dem Herzen verständliches Verhältniß einzudringen versucht haben. — Laura begegnete kurz nach diesem unserm Freunde in der Straße. Entweder hatte sie dießmal keinen Schleier bei der Hand, oder sie vergaß, den zurückgeschlagenen herunterzuziehen; auch muß sie dießmal nicht nöthig gefunden haben, die Hand vor das Gesicht zu halten; denn Petrarka erwähnt eines bedeutenden Blicks, den sie auf ihn warf. Und hätten Sie es der scheuen Laura zugetraut, daß sie, die sonst bei dem Worte Liebe aus Petrarka's Munde, schüchtern wie ein Reh von ihm wegsprang, ihm jetzt, vermuthlich scherzend und im Vorbeigehn, die bedenklichen Worte ins Ohr raunte: „Petrarka, so bald sind Sie es müde worden, mich zu lieben?“ — Ob es gleich oder in der Folge zu weiteren Erklärungen kam, und zu welchen, ist schlechterdings nicht herauszubringen. Indessen hat Petrarka uns doch in einem Sonnette eine Antwort auf diese naive Frage hinterlassen, die vermuthlich mit jener mündlichen gleichlautend ist; und die allerdings auf einige nähere Erörterungen hinzudeuten scheint. Er sagt darin unter andern: daß er es nimmer müde geworden, sie zu lieben, es nimmer müde werden wolle, so lange er athme, daß er es aber müde sei, sich selbst zu hassen; es wolle ihr hinführo nur gefällig seyn, seiner treuen Liebe den verdienten Lohn nicht vorzuenthalten; es müsse von nun an sich alles neu gestalten, u. s. w. Und wirklich gestaltete sich auch von nun an

manches neu. Petrarka faßte plötzlich den Entschluß, Avignon für immer zu verlassen, und sich in Vauclüse anzusiedeln. Er wollte aus der wirklichen Welt in eine idealische fliehen, um in der Stille eines verborgenen Thals der Liebe, der Natur und der Contemplation zu leben. Bevor er diese seine Flucht aus der Welt ins Leben antrat, ließ er sich von einem geschickten Maler, Namens Simon, Laura's Portrait verfertigen, und zwar bestellte er es so klein, daß er es immer bei sich tragen konnte. Man bewahrt noch in dem Sadischen Hause in Avignon ein altes Portrait der Laura, das leicht eine Copie dieses Simonschen Originals seyn dürfte. Laura ist roth gekleidet, und hält eine Blume in der Hand. Ihre Physionomie ist sanft und zärtlich.

Entweder hatte die Celebrität einer von dem berühmtesten Dichter so hoch und herrlich gepriesenen Liebe, oder die Schönheit des reizenden Gegenstandes diesen jungen Künstler eingenommen, oder er wollte Petrarka ein Compliment machen, und sein eignes Künstler-Interesse beim Publikum wahrnehmen; genug, Laura wurde von nun an das Ideal seiner Darstellung; und bei jeder Gelegenheit, wo er eine hohe und schöne weibliche Figur zu malen hatte, schob er ihr Bild unter. So sieht man sie noch grün gekleidet am Eingange der Notre-Dame-Kirche zu Dans, wie der Ritter St. Georg sie von einem Drachen befreit. Auch in einem Gemälde zu Florenz figurirt sie unter

den weiblichen Gestalten, die die Freuden des Lebens vorstellen. Sie ist mit einem grünen, veilchenbesäeten Kleide angethan; aus der Brust bricht eine kleine Flamme hervor. In einem andern Gemälde daselbst steht Petrarka als Rhodischer Ritter ihr zur Seite. Endlich zeigt man auch in Siena eine grün gekleidete Madonna von eben diesem Simon als ein Portrait der Laura. Sie ist in ihrer gewöhnlichen Stellung, nemlich mit zur Erde gesenkten Blicken dargestellt.

So das Bild seiner Laura am Herzen und im Herzen floh Petrarka in die Einsamkeit. Wir wollen ihn heute in Frieden ziehen lassen, und nur noch bemerken, daß er seine vollen vier und dreißig Jahre mit sich nahm, über Laura's Blüten aber bereits ein und dreißig Mal der Herbstwind geweht hatte.

Doch muß ich noch, ehe ich diesen Brief schließe, eines Umstandes erwähnen, der die Lobredner Petrarka's, und vorzüglich meinen Memoirenschreiber in nicht geringe Verlegenheit setzt: und vielleicht Sie selbst auf eine Sekunde an unsern Freund irre machen dürfte. Es ward nemlich in diesem Jahre unserm unglücklichen Liebhaber von einem Frauenzimmer, das uns ganz unbekannt geblieben ist, ein Sohn geboren. Er nannte ihn Jean, und liebte ihn bis an dessen Tod, der im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters erfolgte, mit väterlicher Zärtlichkeit. Wenn wir ein wenig nachrechnen, so fällt die anfangende Epoche dieses Kindes der Nicht-Liebe gerade in den Zeitraum der eben ge-

dachten Buß-Uebungen unter Leitung des frommen Paters Denis. Dieser gottesfürchtige Mann, der ohne Zweifel mit allen Fahr- und Schleichwegen zum Himmel bekannt war, mag vielleicht eine solche Ableitung eines tiefgewurzelten Schadens von einem edlen nach einem minder edlen Theile dem Seelenheile seines Pflegbefohlnen ersprießlich gefunden haben. Genügt Ihnen diese Entschuldigung nicht, so wollen wir uns an die Versicherung unsers Memoirenschreibers halten, der uns auf seine Ehre betheuert, daß damals ein solcher Umstand weder in den Augen der Welt, noch in der Meinung der erwählten und erklärten Geliebten das Geringste zu bedeuten gehabt habe, indem man damals noch nicht, wie in unserm verdorbnen Zeitalter, das Heilige mit dem Unheiligen zu vermischen, sondern für die Bedürfnisse des Herzens und der Sinne eine getrennte Buchhaltung zu führen, gewohnt gewesen sei; woraus es sich denn auch erklären lasse, daß die tugendsamsten jungen Weiber kein Bedenken getragen hätten, sich Angesichts des Publikums von einem jungen Manne den Hof machen zu lassen, und daß selbst die Ehmänner gegen ein solches Verhältniß nichts einzuwenden gedurft hätten, ohne sich lächerlich zu machen.

Wir wollen diese Behauptung dahin gestellt seyn lassen, und mag Petrarka es mit sich und mit seiner Laura unter vier Augen abmachen, wenn er bald dar-

auf ein anderes eben so unbekanntes Frauenzimmer in die Verlegenheit bringt, ihn gleichfalls zum Vater, und zwar von einer Tochter zu machen.

Siebenter Brief.

Vauclüse ist ein eingeschlossnes, von der Welt geschiedenes Thal, wo die Natur eine imposante Haltung und einen scharf ausgesprochnen Charakter hat. Gleich beim Eingange empfängt Sie die wildeste und lieblichste Einsiedelei; an beiden Seiten steile, in die Wolken ragende Felsen. Durch die Mitte des Thals windet sich zwischen immergrünen Einfassungen die Sorge mit ihrem klaren und schwärzlichen Gewässer. Sie gehen den schlängelnden Pfad entlang, der sich links längs dem Ufer derselben hineinzieht, und kommen am Ende in einen geräumigen Halbkreis, der von noch höhern Felsenwänden rings umgeben ist; aber gerade Ihnen gegenüber erhebt sich die höchste, bedeutendste und furchtbarste Masse. Das Fundament derselben bildet eine dunkle, schauerliche Grotte, hundert Fuß breit, eben so tief, und am Eingange sechzig Fuß hoch. In der Mitte ist ein nie ergründetes Bassin, woraus die Quelle der Sorge hervorsprudelt.

Hier in diesem Thale kaufte Petrarka sich ein Haus mit einem kleinen angrenzenden Felde. Hieher zog er

in die Einsamkeit, indem er die Welt so gänzlich dahinten ließ, daß er aus derselben nichts als seinen Hund und seine Bücher mit sich nahm. In einer Hütte dicht neben seinem Hause wohnte ein armer Fischer, den er das treuste Wasserthier unter der Sonne nennt, mit einem Mütterchen von Frau, dessen Gesicht er den Sandwüsten Lybiens vergleicht. Wenn er kleiner Dienstleistungen bedürftig war, so rief er diese guten Leute. Er hatte sich zwei kleine Gärten eingerichtet, einen, den er seinen transalpinischen Parnaß nannte, an der Quelle; den andern näher seinem Hause in einem Weinberge. Seine häuslichen Einrichtungen waren streng auf die Nothdurft berechnet; wozu auch ein lästiger Trödel, da er mit der Welt keinen Verkehr hatte, und selbst seine Freunde ihn nur selten besuchten? Seine Zeit theilte er zwischen ländlichen und litterarischen Arbeiten. Die meisten und besten Werke, die wir von ihm haben, sind hier geschrieben. — Vergleichen wir einen Augenblick diesen Eremiten Petrarka, mit dem frivolen Weltmann Petrarka, der vor zehn oder zwölf Jahren in allen Assembleen und Concerten und Lustgärten und Boudoiren eine ängstlich gepflegte Frisur, und einen zierlichen engen Schuh zur Schau trug! — Er, dünkt mich, müßte uns die sicherste Auskunft darüber geben können, wo das schöne Glück, das wir alle suchen, wo es denn eigentlich wohnt? Ob in den Prachtsälen des Hauses, wo aus jedem Fenster sein Schild ausgehängt, und an jeder Wand sein Per-

trait gemalt ist, oder in dem unscheinbaren Hinterstübchen, wo wir den Fremdling gähnend vorbeieilen, und den Freund vom Hause mit unerklärbarer Selbstzufriedenheit aus und eingehen sehn. — Lassen Sie uns doch Petrarka selbst darüber vernehmen. „Wie manche, manche Sommernacht bin ich einsam nach verrichteter Andacht, durch Feld und Gebirge im Mondenscheine gewandelt! Wie oft habe ich allein in finsterer Mitternacht die schauervolle Grotte betreten, der man sich kaum am Tage und in Gesellschaft ohne Bangen nähert! Welche stille Freuden habe ich hier in der Einsamkeit genossen! Die ruhige Muße that mir so wohl; es kommt mir vor, als ob ich nicht eher gelebt hätte, als bis ich in dieses Asyl geflüchtet. Wie war doch mein ganzes voriges Leben Unruh und Sorge!“

Und Laura? — Glauben Sie nicht, gute Nanny, daß man die Liebe so leicht vergißt, wie die Welt. Trug er nicht täglich ihr Bild am Busen? Sang er nicht gerade jetzt die drei unnachahmlich schönen Canzonen auf Laura's Augen, die ihm allein Unsterblichkeit eingebracht hätten, Gedanken und Bilder, die nur von der zartesten Liebe empfangen und geboren werden konnten? — Ging er nicht am sechsten April, als an dem Tage, an dem er vor zwölf Jahren zuerst seine Laura im Tempel sah, nach Avignon, und besuchte alle Winkel und Plätze, wo er sie je gesehn oder gesprochen hatte, und die seiner stillen Liebe heilig geworden waren? — Stand sie nicht des Nachts im Traume

vor seinem Bette? — Hier haben Sie aus seinem eignen Munde die Erzählung dieser merkwürdigen Erscheinung: „Dreimal habe ich sie um Mitternacht bei verschlossenen Thüren an meinem Bette stehend erblickt. Sie forderte mit ernstem Gesichte ihren Sklaven zurück. Der Schrecken machte alle meine Gliedmaßen erstarren, und das Blut trat ins Herz zurück. Wäre man in diesem Augenblicke mit einem Lichte hereingetreten, man hätte mich blässer als den Tod gefunden. Zitternd stand ich bei der ersten Dämmerung auf, und floh ein Haus, das mir unheimlich vorkam. Ich kletterte auf die Gipfel der Felsen, ich rannte in die Wälder, ich blickte wild nach allen Seiten umher, ob die Gestalt mich verfolge. Man wird mir nicht glauben wollen, aber was ich sage, ist wahr; ja, ich sah sie aus dem Baumstamme, ich sah sie aus der Quelle, ich sah sie aus dem Felsen und aus der Wolke hervorspringen."

Und Laura? — Beste Nanny, es ist hier in unserm Texte eine controverse Lesart, die die Antwort ein wenig bedenklich macht. Der Verfasser unserer Memoiren behauptet — ohne mich durch seine Gründe zu überzeugen — daß Petrarka Vauclüse zum Aufenthalte gewählt habe, um dort entfernt von seiner Laura, seinen Sinnen und seiner Liebe mit besserm Erfolge den Krieg machen zu können, daß Laura hingegen in Avignon zurückgeblieben sei. Ich darf es aber nicht

verschweigen, daß unser Erzähler ein Sade von Geburt ist, der sich einer gleichen Abstammung mit dem Manne der Laura rühmt, und daß man ihm auf jeder Seite die Aengstlichkeit ansieht, womit er jeden Umstand zu drehen und zu wenden sucht, der auf die strenge Tugend seiner Verwandtin ein nach seiner Meinung etwas zu milderndes Licht werfen könnte. Dies wäre also die eine Lesart, die uns aber nach allem, was wir so eben von Petrarka's verliebter Schwärmerei gehört haben, ein wenig verdächtig vorkommen muß. Die andere finden wir bei allen übrigen Biographen dieses Dichters; und diese letzte stimmt vollkommen mit den Traditionen und Sagen überein, die noch heutiges Tages unter den Thalbewohnern von Vauclüse im Umlaufe sind.

Wenn Sie nemlich in dem Thale längs der Sorge den Pfad hinabgehen, dessen ich oben erwähnt habe, so sehen Sie rechts, an der andern Seite des Flusses, auf dem Gebirge die Ruinen eines Gebäudes. Die Leute im Thale nennen dieß Gebäude: das Schloß Petrarka's. Der Sage nach war Laura's Landhaus gegenüber auf einer kleinen Anhöhe. Es sollen noch einige Spuren davon vorhanden seyn. In dem sogenannten Schlosse Petrarka's zeigt man eine Art von Cisterne, die gegenwärtig den Schaafen zur Tränke dient, und damals der Eingang eines unterirdischen Weges war, der in Laura's Haus führte. Nach den meisten Bio-

graphen ließ Petrarka sich hier nieder, um mit seiner Laura unbemerkt Umgang pflegen zu können. Nach ihnen sollen unsere Liebenden auch ihre erste Bekanntschaft in der Grotte der Sorge-Quelle gemacht haben. Eine Behauptung, die mit der mehrgedachten Thatsache, daß sie sich zuerst in einer Kirche in Avignon sahen, keinesweges im Widerspruche steht; dort sahen, hier sprachen sie sich zuerst. — Ich bin sehr geneigt, mir den ganzen Hergang der Sache folgendergestalt zu denken: Petrarka sieht in der Kirche ein schönes junges Frauenzimmer, und verliebt sich; er erkundigt sich, und erfährt Namen und Verhältnisse. Laura lebt eingezogen, der Mann ist eifersüchtig: wie ihre Bekanntschaft machen? Er hört, sie habe ein Landhaus in Vauclüse; er hat es erforscht, daß sie den oder den Tag da seyn werde; wie sollte er fehlen? Die Quelle ist der Mittelpunkt aller Gänge im Thale, dort muß sie ihm begegnen; dort war es leicht, Gespräch und Bekanntschaft anzuknüpfen. Es geschieht. Sie sehen sich öfter, dort und in Avignon; aber seine Liebe findet Hindernisse; er will zu viel, sie zu wenig. Die Zeit gleicht beide aus; Laura bequemt sich, zu lieben, Petrarka verspricht, ihr die Schuld zu erlassen. So entziehn sie die schuldlose Liebe den Augen der Welt, und tragen sie in die Verborgenheit des Thals. Stille Zufriedenheit erregt keine Aufmerksamkeit, und hat we-

nig Interesse für den großen Haufen; die Welt bekümmert sich weiter nicht um sie, die Nachwelt erfährt nichts von ihrem Treiben, und — glücklich die Liebe, die keine Geschichte hat.

Merkwürdige Familien-Allianz

zur

Gründung einer monarchischen Republik

in Europa.

Wer den Gang der Begebenheiten, welche in neuerer Zeit unter unsern Augen vorgegangen sind, mit festem Blicke verfolgt, und sich seine Um- und Uebersicht nicht durch untergeordnete Eräugnisse des Tages, noch durch verschiedne Meinung der Parthey und Gegen-Parthey, noch durch Seitenblicke auf irgend eine Persönlichkeit verwirren läßt, der muß sich am Ende überzeugen, daß der eigentliche Titel für die Geschichte der jüngst verflossenen Zeit: Kampf zwischen dem Gleichgewichts- und Föderativ-Systeme um die Oberherrschaft in Europa, heissen müsse. Möglichstes Gleichgewicht der Staaten gegeneinander, wodurch auch dem schwächeren und ganz kraftlosen eine Art von Selbstständigkeit gesichert werde, war das große Thema der bisherigen Politik. Weil aber ein solches Gleichgewicht, — und wäre es das gelungenste Meisterstück — immerdar unvollkommenes menschliches Machwerk ist und bleibt, und immerdar durch die geringste Zufälligkeit verrückt wird, auch durch Vergrößerungssucht einzelner Staaten sich selbst zerstört, so muß beständig daran gebessert und wiederhergestellt werden. Es ist ein Bau, der nie fertig wird. Daher bringt dieses System, wo nicht einen

ewigen Krieg, doch einen ewigen Kriegs-Zustand mit sich, den wir nur im Gegensatze wirklicher Schlachten Waffenruhe nennen können; denn in That und Wahrheit müssen wir bekennen, daß seit mehreren hundert Jahren gar nicht eigentlich Friede in Europa gewesen ist. Wir wollen hier übrigens nicht untersuchen, ob die Vortheile oder die Nachtheile dieses Systems die überwiegenden sind, sondern nur bemerken, daß so sehr dasselbe bisher mit der Feder und dem Schwerdte verfochten worden ist, es dennoch nicht an Köpfen gefehlt hat, welche das Heil der Welt auf einem andern Wege gesucht und versucht haben; nemlich auf dem Wege eines Föderativ-Systems, wo bey aller Eigenthümlichkeit in der Verwaltung der einzelnen integrirenden Staaten, Einheit des Willens und der Kraft in der Gesamtheit aufrecht erhalten werde. Es ist nicht unsre Absicht, uns darauf einzulassen, was für oder wider ein solches System gesagt worden ist, und gesagt werden kann. Wir wollen bloß aus den Jahr-Büchern der Geschichte einen merkwürdigen, bis jetzt wenig erwogenen Versuch, ein föderatives Staaten-System vermittelst Familien-Allianzen zu gründen, ausheben und ohne reflektirende Zuthat rein-historisch den Lesern mittheilen.

Es ist hier die Rede von dem Ostgothischen Könige Theodorich, welcher um das Jahr 500 lebte; also in jenen Zeiten, welche wir, ohne zu wissen, was wir thun, die barbarischen zu nennen, uns angewöhnt

haben. Daß dieser König ein großer, staatskluger, mächtiger Fürst war, durch dessen Weisheit und Wachsamkeit daheim das Glück, und draussen die Ruhe aufblühte, daß er Rathgeber und Friedensstifter zwischen den übrigen Fürsten Europas war, und durch freundschaftliche Vorstellungen, so wie durch Drohungen und zahlreiche Heere, den immer weiter greifenden Unternehmungen und Eroberungs-Plänen der Franken Einhalt gethan, ist ein von den alten Geschichtschreibern allgemein anerkanntes, von den neueren hundertmal wiederholtes historisches Axiom. Allein die eigentliche Tendenz seines politischen Systems wird von den meisten Geschichtschreibern ganz übersehen, und von den bessern nur leicht angedeutet. Dies ist selbst der Fall mit Gibbon. Nur Johannes von Müller ist, unsers Wissens der einzige, der auf dieses System des Theoderichs recht aufmerksam macht; und doch ist dasselbe eine der merkwürdigsten Erscheinungen, und ein bedeutsames memento mori in der Geschichte der Politik. Der Versuch, Staaten-Systeme durch Familien-Allianzen zu begründen, oder aufrecht zu erhalten, ist keine Erfindung der neuesten Zeiten, sondern ist bereits vor dreyzehn hundert Jahren in der kühnsten Auffassung des Gedankens und in der vollendetsten Anwendung ausgeführt worden, und gehört eben diesem Ostgothischen Könige.

Die Völkerwanderung, dieses so oft unbegrifne, oder vielmehr falschbegrifne Ereigniß, diese Ungestal-

ung der Staaten durch eine neue Herrscher-Dynastie, und eine neue herrschende Populace, welche Sitte, Gesetz und Sprache mitbrachte, und geltend machte, war vorüber. Eine neue Schöpfung von Reichen stand da; die jüngste und gelungenste war das Ostgothische Reich in Italien. Aber das neugeborne Staatensystem in Europa hatte noch wenig Haltung. Von aussen wurde dasselbe von dem weitgestreckten Griechischen Kayserthume bedroht; von innen von der Ruhm- und Eroberungssucht der noch nicht an friedliche Thätigkeit gewohnten Sieger. Schon der Westgothische König Eurich hatte diesen Zustand der Dinge begriffen, und durch einen Völkerverein eine Art von Gleichgewicht in Europa dem Griechischen Kayserthume im Oriente und dem Frankenreiche im Occidente gegenüber herzustellen versucht; aber Theoderich, der Ostgothen großer König, wollte auf einem andern Wege, nemlich durch eine Verbündung aller Staaten, das vollenden, was jener begonnen hatte. Die Staaten, welche damals die politische Welt ausmachten, waren, ausser dem Griechischen Kayserthume, folgende: 1. das Westgothische Reich im Süden und Norden der Pyrenäen, bis zur Loire und Rhone. Dieses mächtige und gutgeordnete Reich wurde von Alarich, dem Sohne Eurichs, von Toulouse aus beherrscht. 2. Das Burgundische Reich, zwischen der Rhone und dem Ober-Rheine, unter König Gundobald. Lyon und Genf waren die Haupt- und Residenz-Städte. 3. Das Reich der Franken,

unter König Chlodwig, welcher alle bis jetzt bestehenden fränkischen Staaten, in Eine furchtbare Masse zusammengeschmolzen hatte. Paris und Soissons waren die vorzüglichsten Städte, wo der Königliche Hof sich gewöhnlich aufhielt. 4. Das Ostgothische Reich unter Theodorich dem Großen. Es umfaßte ganz Italien und Süd-Deutschland bis an die Donau. Das Hoflager war zu Ravenna. 5. Das Reich der Vandalen längs der Afrikanischen Nord-Küste. Der König Thrasamund hatte seinen Sitz zu Karthago. 6. Das Thüringische Reich in Germaniens Mitte von der Donau bis zur Ober-Elbe und dem jetzigen Harzgebürge, beherrscht von drey Brüdern, Balderich, Hermanfried und Berthar. Hermanfried consolidirte die einzelnen Theile zu einem mächtigen Ganzen. 7. Das Reich der Warner, vom Harzgebürge bis an den Nieder-Rhein. 8. Die Heruler, welche nebst den Rugiern in dieser Epoche ihre Station im Lande der Boier, und im jetzigen Oesterreichischen hatten. Ihr Reich war nach einer eben erhaltnen Niederlage von dem Longobardischen Könige Tato in demselben Maaße im Sinken, wie 9. das Reich ihrer östlichen Nachbaren, der Longobarden jetzt unter dem siegreichen Könige Wacho im Aufblühen war. Die übrigen Völker im südlichen Germanien, die Alemannen, Schwaben, Bayern standen unter fränkischer oder ostgothischer Hoheit; und was nördlich und östlich jenseits der Elbe wohnte, — sächsische und slavische Stämme — nahm noch

keinen entscheidenden Antheil an den großen Welt-Händeln.

Dies waren die Völker und Fürsten, welche auf dem weiten Schauplatze von Afrika's Gestaden bis zu den Ufern der Elbe die Weltbegebenheit des Augenblicks abzuspielen hatten. Der geschickteste Spieler von allen, so wie zugleich derjenige, der alle die verschiedenen Rollen der Mitspieler zu einem ganzen, zusammenhangenden Stücke zu vereinigen strebte, war der Ostgothische König Theodorich. Erzogen an dem gebildeten, weltklugen Byzantinischen Hofe, und vertraut mit allen Künsten einer feineren Politik, wollte er Ravenna zu dem Mittelpunkte machen, wo alle Fäden des weitgesponnenen Plans zusammenlaufen sollten. Dieser Plan, welcher an die Europäische monarchische Republik Heinrichs des Vierten, und an die Eräugnisse unserer Tage erinnert, bestand in nichts geringerem, als in dem Bestreben, alle eben genannten Staaten von Afrika bis zur Elbe durch vielfach verschlungene Familien-Bande zu Einem Haushalte zusammen zu binden, worin er selbst der Hausvater wäre. Eine Gemahlin, drey Töchter, eine Schwester, ein Schwester-Sohn, und eine Schwester-Tochter mußten, so zu sagen, den Einschlag zu diesem politischen Gewebe ausmachen. Er wählte nämlich die Schwester des mächtigen Chlodwigs, Namens Audofleda zur Gemalin, damit die Grenzen der beyden verschwägerten Reiche, des fränkischen und ostgothischen, sich hinführo freundschaftlich berühren

möchten. Eine seiner Töchter, Theodichusa, verheyrathete er mit dem Westgothischen Könige Alarich; eine andere, Namens Ostrogotha mit dem Burgundischen Prinzen Sigismund, dem Sohne Gundobalds. Die dritte Tochter, Amalasuntha mußte er für sein eignes Reich aufsparen, da er selbst keine männliche Erben hatte. Er verheyrathete sie mit dem einzigen noch übrigen Prinzen aus dem Königlichen Hause, einem gewissen Eutharicus, der aber bald starb, nachdem er ihm einen Enkel und eine Enkelin gegeben. Theoderichs Schwester, Amalafrida, welche eben Witwe geworden war, mußte das Unterpfand für die freundschaftlichen Gesinnungen ihres neuen Königl. Gemals Thrasamund, des Beherrschers der Vandalen werden; 1000 gothische Edelleute und 5000 Soldaten geleiteten sie über Meer nach Carthago. Die Tochter dieser Schwester aus erster Ehe, mit Namen Amalaberga, wurde dem Thüringischen Könige Hermanfried zur Ehe gegeben. Der Sohn, Theodat, war mit einer Burgundischen Prinzessin Gundelina verheyrathet. Rechnen wir hierzu, daß der Longobardische König Wacho wiederum eine Thüringische Prinzessin zur Gemalin hatte, so wie der Fränkische König Chlodwig, ein Stiefbruder Hermanfrieds von Thüringen, die Nichte des Burgundischen Königs Gundebald; rechnen wir ferner hierzu, daß da, wo Blutverwandschaft nicht hinreichend war, Adoptionen deren Stelle vertreten mußten; und daß, so wie Theoderich selbst von dem Griechischen Kay-

ser Zeno war adoptirt worden, derselbe seinerseits den König der Heruler adoptirte, so müssen wir gestehn, daß bis auf die Warner, von deren königl. Familie wir nichts wissen, alle übrigen ebengenannten Fürsten von Afrika bis zur Elbe, auf eine wunderbare Art untereinander verschwägert und befreundet waren, und daß der Ostgothische König Theoderich in dieser Hinsicht wol als Hausvater einer großen Fürsten-Familie angesehen werden kann, bey deren Zwistigkeiten er ein väterliches und ernstes Wort mitsprechen durfte.

Bevor wir dem Leser den Erfolg dieses politischen Systems mittheilen, sey es uns erlaubt, demselben einige Briefe des großen Theoderichs an andere Könige vorzulegen, welche nicht allein das mehrerwähnte System in ein helleres Licht stellen, sondern auch überhaupt und in jeder Hinsicht schätzbare Urkunden und merkwürdige Belege zu der damaligen Cultur-Geschichte sind. Diese Briefe sind durch eine zwischen dem Fränkischen Könige Chlodwig und dem Westgothischen Könige Alarich ausgebrochne Feindseligkeit veranlaßt. Sie sind wörtlich mit möglichster Treue aus dem Original-Texte des Cassiodor übersetzt.

I.

König Theoderich an Alarich König der Westgothen.

Wenn die zahllose Menge Eures Völkerstammes, und das Andenken an die durch Eure tapfern West-

gothen gestürzte Macht des Attila, Euch Muth und Selbstvertrauen einflößt, so wißt, daß der kriegerische Sinn der Völker im Frieden erschlafft. Drum führt dieselben nicht zu plötzlich nach einer so langen Waffenruhe auf den Kampfplatz. Der Krieg bleibt immer schrecklich für Leute, welche nicht durch anhaltende Uebung daran gewöhnt worden; denn nur Gewohnheit, giebt Selbstvertrauen im Kampfe. Hütet Euch vor blinder Leidenschaft; vorsichtige Mäßigung allein kann die Völker retten; wildes Beginnen beschleunigt das heranziehende Verderben. Man muß nur alsdann zu den Waffen greifen, wenn der Gegner der Billigkeit kein Gehör giebt. So haltet euch ruhig bis wir Gesandte an den König der Franken schicken, und Euren Zwist durch Freundes-Rath beylegen können. Ihr gehört mir beyde durch Verwandschaft an, und es würde mich schmerzen, eine Fehde unter Euch ausbrechen zu sehen, worin einer von Euch beiden unterliegen muß. Kein vergossnes Blut, keine Euch geraubte Provinz schreyt um Rache; es ist bis jetzt nur ein kleiner Zank über Worte. Wie leicht vereinigt Ihr Euch noch, wenn ihr nicht durch die Waffen die Gemüther aufregt! Uebrigens wollen wir nebst unsern Verbündeten trefliche Schaaren gegen ihn aufstellen, obgleich er uns verwandt ist. Gerechtigkeit macht die Könige stark, und bringt schnell den zur Besinnung zurück, der solche Fürsten gegen sich bewaffnet sieht. Dieses haben wir Euch zum Gruße entbieten wollen;

unsere Gesandten, die wir an Euch absenden zu müssen geglaubt haben, werden die näheren Mittheilungen überbringen, und alsdann mit Eurer Erlaubniß zu unserm Bruder Gundobald, so wie zu andern Königen eilen. Laßt Euch nicht durch die Aufhetzungen derer leiten, welche schadenfroh fremden Streit wünschen; der Himmel verhüte, daß ihr schlimmer Rath Eingang bey Euch finde. Wir halten Euren Feind für ein gemeinsames Uebel, und wer Euch zuwiderstrebt, soll auch in uns seinen Widersacher finden.

2.

König Theodorich an Gundobald, König der Burgunder.

Es ist ein großes Leid, unter geliebten königlichen Personen feindselige Stimmung wahrzunehmen, welche heimlich dahin abzweckt, sich einander ein Unglück zu bereiten. Auch würde es uns beyde zum Vorwurfe gereichen, wenn wir zugäben, daß unter Verwandten ein Krieg entstünde, der mit dem Verderben des einen Theils enden dürfte. Ihr habt alle von mir ein Unterpfand meiner Liebe; das Interesse Eurer aller ist nicht von einander getrennt; das Unrecht, so Ihr Euch einander zufügt, fügt Ihr zu meiner großen Betrübniß Euch selbst zu. Es ist unsers Berufs, die könig-

lichen Jünglinge durch Gründe zu leiten; daß sie fühlen, wie mißfällig es uns sey, daß sie bey ihrem tadelswürdigen Unternehmen ihre Leidenschaft nicht zu zügeln wissen. Sie die brausenden Jünglinge müssen Ehrfurcht vor uns Alten haben; und wissen, daß wir weder ihre Zänkereyen lieben, noch erlauben, daß sie die Schranken der Mäßigung überschreiten. Wir müssen ein rauhes Wort sprechen, damit es mit ihnen, die uns verwandt sind, nicht auf das Aeusserste komme. Daher haben wir auch geglaubt, Gesandte an Deine Brüderlichkeit senden zu müssen, welche in zu erwartender Uebereinstimmung mit unserm Sohne Alarich und den uns verbündeten Nationen, zu einer Sendung an den König der Franken bestimmt sind, um den obwaltenden Zwist durch freundschaftliche Vermittlung auf eine billige Weise beyzulegen. Es darf nicht seyn, daß unter solchen Königen dergleichen beklagenswerthe Uneinigkeiten fortdauern; denn ihr Fall kann auch uns streifen. Drum wolle deine Brüderlichkeit gemeinsame Sache mit uns machen, die Eintracht wieder herzustellen. Die Welt dürfte leicht glauben, daß diese Fehde von uns gerne gesehen worden, wenn wir es ihr nicht hell und klar beweisen, daß wir vielmehr gewetteifert haben, dem Kampfe vorzubeugen. Manches andere noch haben wir den Ueberbringern des gegenwärtigen Schreibens zur mündlichen Ueberlieferung anvertraut, deine Klugheit, welche mit Gottes Hülfe

was sie ernstlich bedacht, zu Stande zu bringen pflegt, wolle auch diesmal alles reiflich erwägen.

3.

König Theoderich an die Könige der Heruler, Warner und Thüringer.

Der Uebermuth ist der Gottheit verhaßt und es muß demselben durch gemeinsames Bestreben begegnet werden. Wer ungerechterweise ein Volk unversehens in den Abgrund zu stürzen trachtet, wird auch gegen die übrigen Völker keine Gerechtigkeit üben; und diese Nichtbeachtung dessen, was wahr und recht heißt, ist die verderblichste Angewöhnung; denn alles, glaubt man, müsse sich unserm Willen beugen, wenn uns in einem ungerechten Kriege der Sieg über den Mächtigen zufällig gelungen ist. Darum wollet Ihr, die Ihr das Recht liebt, und die Anmaßung haßt, gemeinschaftlich mit uns und unserm Bruder Gundobald, durch Gesandte den fränkischen König Chlodwig zu bewegen suchen, daß er Billigkeit und Völkerrecht ehre, und von dem Kriege gegen die Westgothen abstehe. Achtet er nicht auf das Urtheil solcher Schiedsrichter, so habe er es mit allen zu thun. Kann er mehr verlangen, als strenge Gerechtigkeit? Ich will unverholen meine Meinung sagen. Wer sich erlaubt, gegen Recht

und Gesetz zu handeln, der ist allen übrigen Reichen gefährlich, und die Klugheit gebietet, dergleichen Anmaßung gleich im Anfange zu steuren; denn leicht bewirkt alsdann gemeinsames Bemühen, was sonst dem Einzelnen schweren Kampf kosten könnte. Gedenkt der Freundschaft, welche der Vater Eurich Euch bewies, der Unterstützung, die er Euch so oft gewährte, der Rettung von Krieg, womit benachbarte Völker Euch drohten; vergeltet dem Sohne diese Dienstleistungen, die Euch so wichtige Vortheile gebracht haben. Wißt, wenn das große Westgothische Reich dem Franken-Könige unterliegt, so wird derselbe kein Bedenken tragen, auch Euch anzugreifen. Indem wir Ew. Excellenzen durch dieses Schreiben unsern Gruß entbieten, theilen wir den Ueberbringern desselben, unsern Gesandten, noch andere mündliche Aufträge an Euch mit. Möchtet Ihr, die Ihr durch Gottes Hülfe unserer Leitung folgt, einstimmig handeln, und ausserhalb Eurer Grenzen dafür sorgen, daß Ihr nicht nöthig habt, innerhalb derselben den Krieg zu führen.

I.

König Theoderich an Chlodwig König der Franken.

Der Himmel will, daß unter Königen Rechte der Verwandschaft bestehen, damit durch einträchtige Ge-

sinnung den Völkern der erwünschte Friede erhalten werde. Eintracht ist das Heiligthum, das nimmer durch Störung verletzt werden darf. Was helfen alle Geissel, wenn das Zutrauen zu der Redlichkeit der Gesinnung fehlt? Fürsten vereinigen sich durch Bande der Verwandschaft, damit uneinige Nationen von gleicher Zuneigung beseelt seyen, und ihr gegenseitiges Interesse sich gleichsam einträchtiglich berühre. Daher muß es uns nothwendig auffallen, daß eine geringfügige Ursache Euch dergestalt aufbringen konnte, daß Ihr unserm Sohne, dem Könige Alarich zur Freude aller, die Euch fürchten, blutigen Kampf bereiten wollt. Ihr seyd beide Fürsten der ersten Nationen, beyde blühenden Alters; nicht leicht erschüttern Eure auf einander gehetzten Heere Eure Reiche. Wie leicht kann da Euer kühnes Beginnen unerwartetes Unglück über das Vaterland bringen? Wenn Fürsten wegen Kleinigkeiten einen starken Haß nähren, so ist das Unglück der Völker gewiß nicht geringe. Laßt mich freymüthig, laßt mich freundschaftlich reden, wie ich denke. Es ist zu leidenschaftlich, sogleich bey der ersten Sendung zu den Waffen zu greifen. Laßt doch Eure Verwandten Richter wählen, welche als Vermittler den Streit schlichten. Was würdet ihr von mir halten müssen, wenn ich Euch in Eurem Sinne gewähren ließe? Ferne sey ein Kampf, worin die eine Parthey wanken und untergehn kann! Werft das Schwerdt weg! Euer Kampf ist Schmach für mich. Ich beschwöre

Euch mit dem Rechte eines Vaters und eines Freundes. Und nun wißt, daß derjenige von Euch, der meine Ermahnung verschmäht, mich und meine Freunde wider sich haben wird. Darum habe ich auch angelegentlichst Gesandte an Ew. Excellenz geschickt, so wie an Euren Bruder, meinen Sohn Alarich, daß keine fremde, feindselige Hand Ungebühr stifte. Erhaltet den Frieden, und laßt Freunde die Sache freundlich ausmachen. Auch die mündlichen Aufträge meiner Gesandten zwecken dahin ab, daß die Völker, die unter Euren Verwandten so lange in Frieden geblüht haben, nicht in einem plötzlichen Sturme untergehn. Habt Vertrauen zu dem, von dem ihr wißt, daß er sich über Euer Wohlergehn freut, und glaubt, daß wer Euch nicht redlich warnt, im Grunde Euer Verderben wünscht.

In vielen Stellen der hier mitgetheilten Briefe des Theodorich wird der Leser den eigentlichen Zweck seiner Familien-Allianzen deutlich und bestimmt angegeben finden, und in jeder Zeile die Rechtlichkeit seiner Grundsätze, und die Lauterkeit seiner Politik bewundern. Was durfte nicht das Zeitalter von einem solchen Fürsten, und von einem solchen Systeme mit Recht erwarten! — Und der Erfolg? — Ach, er konnte mit aller seiner Weisheit, und mit aller seiner unermüdlichen Thätigkeit den Sturm der Leidenschaft nicht beschwören. Es gab Kriege nach wie vor; und gerade diese Familien-Verbindungen, die der Welt den Frieden sichern sollten, wurden die Veranlassungen zu

ununterbrochnen blutigen Fehden. Er selbst, der weise, edle Fürst, oder vielmehr sein gesammtes königliches Haus, ward das Opfer seiner grosen Entwürfe. Die Geschichte seines Hauses ist wahrhaft tragisch, und beweist die Nichtigkeit aller menschlichen Pläne, die weiter, als auf das nächste Abendroth berechnet sind.

Der Krieg zwischen den Franken und Westgothen kam, ungeachtet aller Bemühungen Theoderichs, zum Ausbruche, die Westgothen wurden geschlagen, und Alarich kam auf der Flucht ums Leben. Dies war der erste Riß in dem grosen Baue. Der junge Amalarich, Alarichs Sohn, und Theoderichs Enkel, folgte unter der Aufsicht der Mutter Theodichusa in der Regierung des Reichs.*

Theoderichs Schwager, der Vandalische König Thrasamund, nahm Parthie gegen ihn, und nach seinem Tode wurde die Wittwe, Amalafrida verstoßen, und in Gefangenschaft gesetzt. Der zweite Riß in dem Baue.

Theoderichs zweyte Tochter, Ostregotha, welche an den Burgundischen Prinzen Sigismund verheyrathet war, starb; und Sigismund ließ ihren einzigen Sohn Sigerich auf Anstiften seiner zweyten Gemalin, ermorden. Das Burgundische Reich ward von den Franken zerstört. Der dritte Riß in dem Baue.

Als Theoderich selbst im J. 526 starb, war das grose Gebäude, woran er Zeit Lebens gearbeitet, an allen Seiten untergraben, und stürzte schnell und gräß-

lich zusammen. Sein Enkel, der Westgothische König Amalarich, ward ums Leben gebracht, und das Reich kam an einen fremden Regentenstamm. Seine Schwester Amalafrida wurde in der Gefangenschaft ermordet. Der Tochtermann eben dieser Schwester, der Thüringische König Hermanfried wurde von dem Fränkischen Könige aufs Haupt geschlagen, zu Zülpich verrätherischer Weise von der Stadt-Mauer herunter gestürzt, und das Thüringische Reich zerstört. Seine Gemalin, Amalaberga, flüchtete mit allen ihren Kindern aus Thüringen zu ihren Verwandten nach Ravenna. Hier herrschte ihr Bruder Theodat gemeinschaftlich mit Theodorichs dritter Tochter Amalasuntha; denn der Gemal der letzteren, Eutarich, so wie der Sohn Athalarich, waren gleichfalls gestorben, so daß von Theodorichs Nachkommenschaft nur noch diese Tochter Amalasuntha und deren Tochter Malasuntha allein am Leben waren. Das Verhängniß seines Hauses war noch nicht erfüllt. Amalasuntha wurde von ihrem Vetter und Mitregenten Theodat im Bade ums Leben gebracht; und dieser Theodat wiederum nach einem verlohrnen Treffen gegen einen rebellirenden ostgothischen Heerführer, Namens Vitiges, auf der Flucht schimpflich erschlagen. Des großen Theodorichs verlassenen Enkelin Malasuntha fiel das erniedrigende Loos, die Gemalin des siegreichen Empörers zu werden: sie mußte den Vitiges heyrathen. Doch auch dessen Stunde hat bereits geschlagen, und das große Trauerspiel ist der Entwickelung nahe. Das schöne ostgothische Reich,

worin unter Theodorich alles Gute so frey und fröhlich aufgeblüht war, ist nicht mehr zu erkennen. Es ist von innen zerrissen durch Parthey-Wuth, und von aussen steht der Verderber an der Grenze. Der griechische Kayser hat den Untergang des Reichs beschlossen, und sein berühmter Feldherr Belisar rückt mit einem furchtbaren Heere heran. Der ostgothische Prinz Ebermer, der eine Tochter des Theodat zur Gemalin hat, soll die Grenzen des Reichs vertheidigen, allein er geht zum Feinde über, zieht nach Constantinopel, und lebt dort in einer Ehrenstelle am Hofe. Vitiges wird geschlagen, und muß sich in Ravenna mit der ganzen noch übrigen Familie des königlichen Hauses dem Belisar ergeben. Das ostgothische Reich ist gefallen. Ein armseliges Fahrzeug nimmt in dem Hafen von Ravenna das vor kurzem so hoch gestandne, jetzt so tief gesunkne Geschlecht des grosen Theodorichs auf, und führt es gefangen nach Constantinopel. Von einem Föderativ-Systeme ist bis auf die Zeiten Heinrichs IV. nicht mehr die Rede.

Christian Ludwig Liscov.

[illegible]

Die Familie Liscov, schon im 17ten Jahrhunderte, berühmt durch den geistlichen Liederdichter Samuel Liscov, dessen Kirchengesänge lange gesungen werden, stammt aus Prenzlau in der Ukermark. Christian Liscov, der Eltervater unsers Satirenschreibers, geboren 1615, ward 1639 Prediger in Alten-Gaarz, im Herzogthume Mekklenburg-Schwerin. Sein Sohn ward Prediger in Wessenbrügge, in der Nähe Wismars, und dessen Sohn, Joachim Friedrich, der Vater unsers Christian Ludwig, geboren zu Wessenbrügge den 12ten März 1675, ward im Jahre 1699 zum Prediger in der Stadt Wittenburg berufen. Es sind demselben vier Kinder geboren, nemlich zwey Söhne und zwey Töchter. Das Wittenburger Kirchenbuch giebt darüber nachstehende Auskunft:

„Friedrich Liscov, wailand Prediger hiesiger „Stadt, ist im Jahre des Heils 1699 berufen. „Er war zu Wessenbrügge 1675 den 12. März „geboren, und ist hieselbst, nachdem er am 25. Jul. „1721 selig im Herrn entschlafen, am 3. August „desselben Jahres, nachdem er sein geistliches Hir„tenamt 22 Jahre geführt, hieselbst begraben.

„Die Frau Wittwe des sel. Herrn Pastoris Lis„cov ward, auf erhaltene hochfürstliche Dispensation, „den 11 Jun. 1734 des Abends in der Stille „in der Kirche beygesetzt. Es ist drey Stunden „geläutet, und im Hause eine Parentation gehalten „worden. Kinder dieser Ehe sind:

1) „Im Jahre des Heils 1701 den 29sten „April ließ der Herr Pastor Joachim Friedrich „Liscov seinen Sohn taufen, und Christian Ludwig „nennen. Die Gevattern sind gewesen: 1. Die „durchlauchtigste Herzogin zu Grabow, Christine, „Wilhelmine. 2. Dero durchlauchtigste Prinzessin „Sophie Luise. 3. Der durchlauchtigste Prinz „Christian Ludwig.

2) „Im Jahre des Heils 1703 ward des Herrn „Pastoris J. Fr. Liscov kleine Tochter getauft am „1. Juni und genannt Ernestina Elisabeth Augusta. „Die Gevattern sind gewesen: 1. Der Herr Prä„sident von Koppelow. 2. Des Herrn Pastoris „in Westerbrügge Andreä Lackmanns Eheliebste. „3. Jungfer Anna Elisabeth Hauswedeln. 4. Herr „Heinrich Nassin, Rathsverwandter in Gadebusch. „5. Herr August Friedrich Hauswedel, Rector zu „Eutin.

3) Im Jahre des Heils 1705 den 29. Nov. „ließ der Herr Pastor Liscov seinen kleinen Sohn „taufen, und ihn nennen Joachim Friedrich. Ge„vattern sind gewesen: 1. Der Herr Anton

„Goetsche zu Wahren. 2. Der Seidenkrämer „allhier Johan Harn. 3. Mons. Burchard. Die „übrigen sind nicht mehr zu erkennen. — Daß „Vorstehendes ein wörtlicher Auszug aus dem hie„sigen Kirchenbuche, wird sub fide pastorali mit „meiner eigenhändigen Namens-Unterschrift und „dem mir allergnädigst anvertrauten Kirchensiegel „attestirt."

„Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg-„Schwerin den 16. Juli 1821."

(L. S.) Barthold Ernst Glüer, Pastor pr.

Was im Kirchenbuche gedachtermaßen nicht mehr zu erkennen ist, war der Name der jüngsten Tochter, und deren Gevattern. Diese jüngste Tochter ist in der Folge verheirathet worden an den Licentiaten der Rechte Nassau zu Hamburg, vielleicht einen Sohn des oben erwähnten Rathsverwandten Nassau zu Gadebusch.

Von dem ältesten Sohn, Christian Ludwig, dem Satirendichter, wird unten umständlicher die Rede seyn. Der jüngere Sohn Joachim Friedrich saß, wie wir aus des Rectors von Seelen selecta ersehen, 1723 in der ersten Classe des Lübeckischen Gymnasiums, und zwar zugleich mit dem in der Folge rühmlichst bekannt gewordenen Boetius aus Lensahn im Eutinischen, und mit dem nachmaligen Sächsischen Minister, Karl Heinrich Heinecken. Den 26 August 1723 opponirte er

nebst Boetius und einem Mecklenburger, Ratke, dem auf die Academie reisenden G. Cläden aus Flensburg, bey dessen öffentlicher Disputation de Jani Guilielmi Lubecensis philologi et poetae celeberrimi eximiis in litteras humaniores meritis. Boetius gieng Michaelis 1724 nach Jena, und Heinecken zur selben Zeit nach Leipzig. Unser Joachim Friedrich Liscov hatte auf der Universität das Unglück, sich durch Satirisiren einen Duell mit einem Curländischen Baron zuzuziehen, in welchem er einen Degenstich durch den rechten Unterarm erhielt, und eine fast gänzlich gelähmte Hand davon trug. *) Daher ist also Eschenburgs Nachricht im Leben des Dichters Hagedorn zu berichtigen, wenn er sagt, dem jüngeren Liscov fehlte die rechte Hand, die er im Duell verlohren hatte. Hierauf treffen wir ihn zuerst wieder im Jahr 1733 in Hamburg bey seiner Schwester, der Licenciatin Rassau, und in vertrautem Umgange mit Hagedorn. Er lebte daselbst ohne Amt, und ließ sich Secretair nennen. **) Den Titel Secretair ließen sich damals gerne privatisirende Gelehrte beylegen, oder legten sich denselben auch selbst bey, wie 50 Jahre später den Titel Rath. Auch der hamburgische Dichter Dreyer nannte sich Secretair. Liscov lebte in Hamburg, vielleicht im Hause der Schwester, der es sehr wohl ging, von litterari-

---

*) S. H. Prov. Berichte 1825. 4tes Quartal. S. 742.

**) Eschenburg im Hagedorns Leben.

schen Arbeiten. Er war Redacteur der gelehrten Artikel des Hamb. Correspondenten, und der Hamb. Anzeigen. Er und sein älterer Bruder, Christian Ludwig in Lübeck, so wie Hagedorn, alle fröhlichen üppigen Muthes und jugendlichen Strebens, sparten nicht die Stacheln an der Geißel ihrer sonst tüchtigen Critik, und trieben manchen litterarischen Muthwillen. Der eine schnitzelte die Bolzen, der andere schoß sie ab, und der, den sie trafen, wußte nicht woher sie kamen. Daher sind die beiden Brüder Liscov oft mit einander verwechselt worden. Am ärgsten trieben sie es mit dem Professor Philippi in Halle. Gottsched, dessen eigentlicher Widersacher, hatte den älteren Liscov in Lübeck vermocht, die Satire Briontes gegen ihn zu verfertigen. Philippi gerieth über diese Spottschrift in den heftigsten Zorn, und suchte den Verfasser zu erforschen. Sein Verdacht fiel auf Gottsched. Dieser war schwach genug, den Verdacht von sich auf Liscov zu leiten, einen Namen, den Philippi damals vielleicht zum erstenmale hörte. Er wandte sich, ungewiß an welchen Liscov er sich zu halten habe, an den jüngeren in Hamburg. Dieser erwiederte neckend: Hochedler, hochgelahrter, hochzuverehrender Herr Professor! Ich erachte es meiner Schuldigkeit zu seyn, Ew. Hochedl. den in Dero geehrtestem vom 17ten July wahrgenommenen Irrthum zu benehmen, als ob mein Bruder Verfasser des Briontes sey, weil ich versichern kann, daß ihm nie in den Sinn gekommen, Dero Schriften anzugreifen.

Sonst habe ich mir nie die Mühe gegeben, zu untersuchen, ob mich ein Frohenmuth (so hatte sich nemlich Philippi unter einer andern Streitschrift genannt) mit Scheltworten lobet, oder auf andere gezielet, weil mir unmöglich gewesen, von einer Schandschrift wider einen so tüchtigen Gelehrten, als der Herr Prof. Gottsched, mehr als den Titel zu lesen. Ich bin mit aller Ergebenheit Ew. Hochedl. meines hochzuehrenden Herrn Professoris dienstwilligster Diener J. F. Liscov. Hamburg den 21 August 1733. Man sieht, er suchte den Verdacht von seinem Bruder wieder auf Gottsched zurückzuleiten, und Philippi wußte in der That nicht mehr, wie er daran war, und wem er glauben sollte. Wir mögen solche Neckereyen, so häufig sie auch in unsern Tagen noch sind, nicht das Wort reden, und erinnern mit Mißfallen an Bahrdt mit der eisernen Stirne. Durch obigen lateinischen Brief erfuhr Philippi allererst, daß es zwey Brüder Liscovs in der Welt gäbe. Abermals ungewiß, ob überhaupt einer von diesen Brüdern, und welcher der Verfasser des Briefes sey, wollte er sich auf jeden Fall an den jüngern Liscov in Hamburg halten, da er wußte, daß dieser der Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Correspondenten sey, worin er auf Veranlassung jener Satire schonungslos angegriffen zu seyn glaubte. Er erließ daher unterm 1. Juni 1733 an den hamburgischen Magistrat ein Einschreiben wegen der von Monsieur Liscov, als Verfasser des hamburgischen Correspon-

denten bisher und noch jüngst in seinem letzten Stücke gegen ihn eingestreuten Anzüglichkeiten. In diesem Bittschreiben nennt Philippi den Monsieur Liscov einen Studenten, der durch keine Verdienste den Gelehrten sonderlich bekannt geworden sey, und der vom Zeitungsschreiben ein mühsames Brod suche. Endlich theilen wir noch ein scherzhaftes poetisches Billet von Hagedorn an diesen jüngeren Liscov mit, worin auf seine lahme Hand angespielt wird. Der junge Hudemann war nach Hamburg gekommen, und von Liscov zum Abendbrodte eingeladen worden. Eine gleiche Einladung ergieng auch an Hagedorn. Dieser erwiederte in einem die bekannte Manier des Dichters von Brockes parodirendem Billette:

O!
Wie ward ich doch, geehrter Liscov, froh,
Als, –
In noch ganz ungewaschner Rechten, mit drey und dreyßig-
jähr'gem Hals
Und mit fastvollen Nasenlöchern, die brauner Schnupftabak
geschwängert,
Mein Diederich, recht zu derselben Zeit,
Als ich mit munterer Em[illegible]
Ein [illegible], [illegible], [illegible] Wasser in einem Topf schnell
von mir ließ,
Mir was Erfreuendes von Deinen Händen wies!
Ein weiß, durchsichtiges, beschnittenes Papier,
Das achtzehnmal geschwärzt mit kurz und langen Zeilen,

Der nicht nach jüdischer Manier
Zur linken Hand, wohl aber rechtwärts eilen
Wo unten an dem Rand,
Zu meinem innigsten Vergnügen,
In deutlichen und bald ovalen Zügen
Zuerst ein J, dann F, und endlich Liscov stand,
Ertheilte durchs Gesicht
Dem Herzen den Bericht,
Dies letternreiche Blatt und reizende Papier
Sey ein Epistelchen von Dir u. s. w.

Das Billet schließt mit folgenden Worten:

Ich will, eh noch mit starkem Schall
Der Glocken zeitentdeckendes Metall
Heut Abend zweymal drey geschlagen,
Mich freudigst in Dein Zimmer tragen.
Ach, stellte sich zugleich Dein Bruder bey Dir ein,
Es würde mir der Adern frohe Regung,
Und meines Bluts ergötzende Bewegung
Ganz unvermeidlich seyn.
Du mußt ihm unverzüglich schreiben,
Er solle ja nicht lang ausbleiben,
Und seine Gegenwart dem Herrn Verfasser leiden
von den geneigten Fensterscheiben
Wohlan geliebter Freund,
Bey Dir erscheint

Dein
ganz ergebner Diener
H.

Donnerstag den 10. März
1735.

Auffallend könnte es scheinen, daß Hagedorn sich in diesem scherzhaften Antwortschreiben den Verfasser

von den gefrornen Fensterscheiben nennt, da doch die gegen den Magister Sivers in Lübeck gerichtete Satire: vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die nachdenklichen Figuren, welche derselbe am 13. Januar 1732 auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, den älteren, jetzt zur Gesellschaft erbetenen Liscov zum Verfasser hat, und derselbe sich in der von ihm selbst 1739 veranstalteten Sammlung seiner Satiren auch ausdrücklich dazu bekennt. Der Scherz beweist wenigstens, daß Hagedorn entweder einen wirklichen, oder von dem Magister Sivers nur geargwohnten Antheil an Erfindung oder Ausführung der gedachten Satire gehabt habe. Daß er sich durch Epigramme in die Siverschen Händel mischte, ist ausgemacht. —

Seit diesem Hagedornschen Billette an Joachim Friedrich Liscov vom Jahre 1735, finden wir von diesem letzteren lange keine Spur weiter, bis zum Jahre 1744, wo Hagedorn seiner noch einmal erwähnt, und zwar in dem Gedichte: der Schwätzer. Hagedorn wird nemlich auf einem Spatziergange durch Hamburgs Straßen von einem Schwätzer überfallen. Liscov begegnet ihm: Hagedorn hofft durch ihn Errettung von dem lästigen Gesellschafter, allein der muthwillige Freund geht boshaft davon, und läßt ihn mit seinem Peiniger allein. Die Worte des Gedichtes lauten so: „Als „nun mein Liscov kam, der Bruder von dem

„Ketzer,“ und Eschenburg macht dabey in seiner Ausgabe von Hagedorns Gedichten die Anmerkung: dieser Liscov war ein Bruder des durch seine satirischen Schriften bekannten Schriftstellers. Er lebte damals als Secretair, obgleich ohne bestimmtes Amt, in Hamburg, ihm fehlte die rechte Hand, u. s. w. Der Ketzer, oder der durch seine satirischen Schriften bekannte ältere Bruder, Christian Ludwig Liscov, lebte damals (1744) als Kriegsrath in Dresden. —

Spätere Nachrichten von Joachim Friedrich haben wir nirgends finden können, nach mündlichen uns zugekommenen, ist er unverheyrathet zu Hamburg gestorben. Es ist keine Sammlung literarischer Arbeiten von ihm vorhanden.

Die älteste Schwester der beiden Liscovs, Ernestina Elisabeth Augusta ward verheyrathet mit dem hannöverischen Ingenieur-Lieutenant Georg Johan Eberhard Coch, geboren in der Grafschaft Ranzau, im Flecken Barmstedt, wo sein Vater Major war. — Er nahm seinen Abschied und zog mit seiner jungen Frau nach Preetz, wo sie 16 Wochen nach der Hochzeit, die aber nicht in Preetz geschehen war, von einem Sohne entbunden ward, welcher in der Taufe den 1. May 1729 den Namen Georg Friedrich erhielt, und 1780 am 2. Sept. als Hardesvogt zu Schleswig gestorben ist. Daß die Mutter erst 16 Wochen vor der Entbindung copulirt worden, daß sie in den letzten Zeiten ihrer

Schwangerschaft mit ihrem Manne nach Preetz zog, daß nach dem dortigen Kirchenbuche unter den Taufzeugen keiner aus der Liscovschen Familie war, läßt ungünstige Verhältnisse vermuthen. In Preetz verblieb sie mit ihrem Manne bis zum Jahre 1742, wo dieser wieder in hannövrische Dienste trat, und in den österreichischen Erbfolgekrieg zog. Seine Frau begleitete ihn nach Hamburg, wo sie sich bey ihrem Bruder und bey ihrem Schwager, dem Licenciaten Nassau aufhielt. Die letzte Nachricht von ihrem Manne erhielt sie aus Ilmenau, worin er ihr sein Avancement zum Capitain meldete. Seit dem hat sie weiter nichts von ihm erfahren. Ihr Schwager Nassau unterstützte sie in ihrem traurigen Wittwenstande. Sie zog hierauf nach Schleswig, wo sie bis an ihr Ende in dem Hause eines Hof- und Landgerichts-Advocaten Hansen gewohnt hat.

Nachdem wir hier die Familiennachrichten so umständlich gegeben haben, als uns möglich gewesen, wenden wir uns jetzt zu dem ältesten Bruder, dem Satirenschreiber Christian Ludwig Liscov. Seine sämtlichen Taufzeugen waren Mitglieder der herzoglichen Familie zu Grabow, Mutter, Tochter und Sohn, von welchem letzteren er den Namen erhielt. Die Herzogin Christine Wilhelmine war die verwittwete Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, und hatte ihren Wittwensitz zu Grabow. Ihre Tochter, die Prinzessin Sophie Louise, ward die unglückliche Gemalin Friedrichs des

Ersten, Königs von Preussen, verlohr den Verstand, und ward 1712 zu ihrer Mutter nach Grabow zurück geschickt. Der Prinz Christian Ludwig, damals 18 Jahre alt, war der dritte Bruder des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Schwerin. Als dieser letztere 1713 starb, überkam der zweite Bruder, Karl Leopold, die Regierung. Allein Kaiser Karl VI. entsetzte ihn derselben 1728, und die Administration des Landes ward dem dritten Bruder, Christian Ludwig, übertragen. Es ist merkwürdig, daß unser Liscov in demselben Augenblicke, wo sein Gevatter, Herzog Christian Ludwig, die Regierung übernahm, und ihm, dem 27jährigen jungen Manne, der ein gewiegter Jurist, und — eine Seltenheit damaliger Zeit — der englischen und französischen Sprache mächtig war, zu Würden und Aemtern verhelfen konnte, die Mecklenburgischen Lande verließ, und sich nach Lübeck wandte, daselbst Hofmeister zu werden. Aus dem Umstande, daß seine Taufzeugen gänzlich aus der fürstlichen Familie bestanden, kann man schliessen, daß der Vater einen Prinzen des Hofes erzogen oder auf Reisen geführt habe, oder daß die Mutter Erzieherin oder Kammermädchen einer Prinzessin gewesen, und in jedem Falle, daß die herzogliche Familie lebhaften Antheil an Liscovs Eltern genommen habe.

Unser Liscov besuchte die Schule zu Wismar, wo ganz in der Nähe, zu Westenbrügge, seines Vaters

Schwester an den Prediger Andreas Lackmann verheirathet war; nach einer anderen Nachricht aber die Schule zu Lübeck. Wenn letztere Angabe keine Verwechselung ist mit seinem Bruder, so hat er wahrscheinlich an beiden Oertern die Schule besucht, zuerst zu Wismar und darauf zu Lübeck, indem damals Meklenburg der Tummelplatz des verheerenden nordischen Krieges war, und namentlich Wismar im April 1716 von den Dänen belagert und erobert ward.

Im Jahre 1718 bezog er die Universität zu Rostock. In die Universitäts-Matrikel ist er eingezeichnet den 17. Juny des gedachten Jahres, wir wissen nicht, ob als Theolog oder als Jurist. Daß er anfänglich Theolog gewesen, machen mehre Umstände wahrscheinlich, wiewol er sich später candidatus juris nannte. Er verräth überall in seinen Schriften eine große Belesenheit im theologischen Fache. Er schrieb selbst eine theologische Stachelschrift über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit, und entwickelt darin eine Gelehrsamkeit, sowohl in der Dogmatik, als in der Kirchengeschichte, die gewöhnlich nur einem Theologen von Profession zu Gebote steht. In der v. Brömbsenschen Familie zu Lübeck, wo er Erzieher gewesen war, hieß er gewöhnlich Magister, so nannte ihn auch noch jetzt die Tochter des einen seiner Zöglinge, die kürzlich verstorbne Rittmeisterin v. Brömbsen zu Wandsbeck. Der Professor Philippi zu Halle, mit dem er in literärisch-

Fehde gerathen war, gab 1732 eine Schrift: Gleiche Brüder gleiche Kappen, wider ihn heraus. In derselben wird behauptet, Liscov sey Magister und Abwärter des Predigt-Amtes gewesen und ein Ueberläufer worden, und Liscov übergeht diese Behauptung in seiner Widerlegung der Schrift mit Stillschweigen. Derselbe Philippi nennt ihn in der Vorrede zu seinen sottises galantes, unterschrieben den 6. July 1734 den Magister Liscov zu Lübeck. — Wenn unsere Vermuthung gegründet seyn sollte, so hat er nach seines Vaters Tode, vielleicht durch Unannehmlichkeiten veranlaßt, die ihm seine Lehre von der Nöthigkeit der guten Werke zur Seeligkeit von Seiten der geistlichen Oberbehörde zugezogen, die theologische Laufbahn verlassen, und sich zur juristischen gewandt. Man müßte hierüber in Rostock leicht Auskunft geben können. Im Jahre 1726 beschäftigte er sich übrigens schon mit rechtswissenschaftlichen Untersuchungen. In diesem Jahre nemlich hatte der Professor Manzel in Rostock ein neues Naturrecht herausgegeben, womit unser Liscov nicht zufrieden war. Er fieng in demselben Jahre an, eine Widerlegung desselben zu entwerfen. Allein er ward an der Vollendung desselben gehindert, und konnte selbige erst 1729 zu Stande bringen, als er in Lübeck mehr Muße hatte. Diese 1726 angefangenen und 1729 vollendeten Anmerkungen ließ er erst 1735 während seinem Aufenthalte in Hamburg, daselbst drucken. Die Einkleidung dieser Anmerkungen ist in Brief-Form.

Der Brief ist angeblich oder wirklich an einen Mecklenburgischen Cavalier gerichtet, und die Unterschrift: Schwerin, den 30sten November 1726. E. v. W. (Einer von Wittenburg?) Dies ist die erste Schrift, welche wir von ihm, damals 25 Jahre alt, besitzen. Von seinem früheren oder späteren Treiben in Mecklenburg fehlen uns die Nachrichten. Auch ist es unbekannt, was ihn bewogen haben mag, sein Vaterland, dessen Fürst sein Gevatter gewesen war, und seine verwittwete Mutter in Wittenburg zu verlassen, und sich nach Lübeck zu wenden. Vermuthlich waren Familien-Verhältnisse die Veranlassung dazu. Wir treffen ihn zuerst 1729 in Lübeck. In diesem Jahre verheirathete seine älteste Schwester sich mit dem Lieutenant v. Coch, und zog mit demselben nach Preetz. Die Verbindung fand obenerwähntermaaßen Schwierigkeiten, welche die Gegenwart des Bruders vielleicht räthlich oder nothwendig machen mochten. In Lübeck lebte damals ein Verwandter des gedachten Lieutenants v. Coch. Dieser hatte die Erziehung der bischöflichen Kinder übernommen, und die Gnade der verwittweten Bischöfin in einem so hohen Grade zu erlangen gewußt, daß er endlich Geheimrath ward. Sein Widersacher, der Minister des Herzogs Karl Friedrich zu Kiel, der Graf Bassewitz, brachte es indessen dahin, daß er endlich seine Entlassung erhielt. Der Geheimrath v. Coch erhielt eine Pension, welche er in Lübeck verzehrte. Er war ein großer Freund von schönen Gemälden und von

schienen Pferden. Er starb 1740. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Lieutenant v. Coch sich, da er ausser Dienst war, bey seinem Verwandten in Lübeck aufhielt, als er die Verbindung mit Liscovs Schwester eingieng; und daß dies auf die eine oder andere Weise die Veranlassung ward, daß Liscov gerade um dieselbe Zeit nach Lübeck kam.

Dieser war, als wir ihn 1729 in Lübeck antreffen, Hofmeister im Hause des damaligen Seniors des Domcapitels und nachmaligen Domdechanten, Hans von Thienen. Derselbe war kaiserlicher Kammerherr und Reichshofrath. Zum Domdechanten ward er erwählt den 12. Febr. 1733. Er starb den 6. März 1742. Dieser von Thienen hatte zwey Stiefsöhne, damals Knaben von 13 und 14 Jahren; sie hiessen Hans von Brömbsen, geboren im August 1716, und Otto Heinrich von Brömbsen, geboren im Nov. 1717. Von diesen beiden Knaben war unser Liscov damals Erzieher. Seine beiden Zöglinge hatten in der Folge ein merkwürdiges Schicksal. Hans von Brömbsen hatte einen Sohn, Friedrich August, Kammerherrn und Canonicus. Dieser entzweite sich mit seinem Oheim, dem genannten Otto Heinrich, wegen Erbrechen eines Briefes. Es kam zum Duell, und der Neffe erschoß den Oheim, den 31. Jan. 1776. Die Schwester des Neffen ist die obenerwähnte Rittmeisterin von Brömbsen, die sich noch lebhaft erinnerte, daß ihr Vater, Hans von Brömbsen,

viel von seinem Lehrer, dem Magister Liscov gehalten, und dessen witzige Schriften und launigte Einfälle oft und mit Vergnügen gegen sie erwähnt habe.

In eben diesem Jahre, 1729, machte unser Liscov in Lübeck persönliche Bekanntschaft mit Gottsched, eine Bekanntschaft, die auf sein ganzes literairisches Leben den entscheidendsten Einfluß gehabt hat. Gottsched kam auf seiner Rückreise von Königsberg und Danzig, wo er seine Frau gefunden hatte, über Rostock nach Lübeck. Er spielte damals schon den Reformator des deutschen Geschmacks, und warb überall für seine Schule, worin er mit Dictators Gewalt den Vorsitz einnehmen wollte. Es fehlte ihm nicht an Kühnheit, seine Gegner anzugreifen, aber es gebrach ihm an Witz und Gewandheit. Liscov war gerade der Mann, den er brauchte. An ihm dachte er ein tüchtiges Rüstzeug zu gewinnen zum Behuf seiner literairischen Fehden. Allein Liscov, mit ihm von gleichem Alter, gehörte nicht zu den Flöten, auf welchen jeder einen Ton angeben kann. Gottsched ahnte es damals nicht, daß dieser für den Augenblick glücklich gewonnene Schüler nach dreizehn Jahren die Waffen, die er ihm jetzt in die Hand gab, gegen ihn selbst kehren, und ihn als Meister der lächerlichen Scribenten dem Gelächter des Publicums preisgeben würde.

Wir kommen jetzt zum Jahre 1730. In diesem Jahre ward in Lübeck das zweite evangelische Jubelfest gefeiert. In dem gedruckten Verzeichnisse derjenigen

Gelehrten, die damals in Lübeck lebten, kommt auch Christian Ludwig Liscov als candidatus juris vor; wie der Professor Korbes bereits vor 20 Jahren in der Leipziger Litteraturzeitung bekannt machte. Bey Gelegenheit dieser Reformationsfeyer erschien zu Lübeck eine Menge theologischer Schriften, und auch Liscov fühlte sich versucht, mit einer theologischen Stachelschrift hervorzutreten. Die Veranlassung dazu war, wie bereits oben gedacht worden, folgende: Ein M. L. hatte vor einiger Zeit eine Schrift herausgegeben, worin unter anderem behauptet wurde, daß zur Erlangung der Seeligkeit der Glaube allein nicht hinreiche, sondern daß die guten Werke hinzukommen müßten. Das ehrwürdige Ministerium der Stadt roch hierin eine Ketzerey, und zwang den M. L. zur Abänderung und Milderung einiger Ausdrücke, wodurch die Schrift, in ihrem Sinne, weniger anstößig ward. Liscov konnte sich nicht enthalten, dies Uebermaaß der Rechtgläubigkeit lächerlich zu machen. Zu dem Ende wählte er in seiner Persiflage die Manier, welche er seitdem in allen seinen Satiren gebrauchte, nemlich die Manier der Uebertreibung; indem er scheinbar in die Idee seines Gegners eingeht. Er schrieb an den M. L. eine Epistel von 6 Bogen, worin er durch einen unglaublichen Aufwand theologischer Gelehrsamkeit, mit den feinsten Spöttereyen durchwebt, beweisen zu wollen, sich das Ansehen giebt, als ob die Lehre von der Nothwendigkeit guter Werke eine wahre Ketzerey sey. In dieser seiner Epistel, die auf jeder Seite von theologischen

Spitzfündigkeiten übersieht, kommt wenig oder nichts vor, das den Mann, den sie betrift, errathen läßt, bis auf ein paar Stellen, die ihm entschlüpft zu seyn scheinen. Aus diesen ersehen wir, daß der M. L. ein Lehrer der studierenden Jugend gewesen, der in den Wegen der Restockischen Theologen Müller und Großgebauer wandelte, welchen letzten Gott aus gerechtem Gericht wegen seiner Ketzereyen in der Hälfte seiner Tage weggenommen. Ferner nennt er ihn einen Landesmann des Ketzers Schwenkfeld, und wünscht, daß er mit demselben nichts gemein haben möge, als das Vaterland. Schwenkfeld's Vaterland ist bekanntlich Schlesien. Durch diese Ausführungen ist der M. L., an den die Epistel gerichtet ist, deutlich genug bezeichnet. Es ist der Magister Karl Heinrich Lange, gebürtig aus Julinsburg in Schlesien, seit 2 Jahren Subrektor am Lübeckischen Gymnasium; dessen damalige Streitigkeiten mit der Geistlichkeit auch anderweitig bekannt sind. Die Schrift ist unterzeichnet: Dabam raptim inter labores sacros N. N. d. 22. Juny 1730. Magister Sebastian Zänker. Dieser Magister Sebastian Zänker ist ein nicht schwer zu errathendes Mitglied des Lüb. Ministeriums. Um den Verdacht der Autorschaft noch mehr von sich auf diesen zu leiten, sagt Liscov, der 29jährige candidatus juris, von sich selbst, wie von ungefähr, er, der Briefsteller, habe seit mehr als zwanzig Jahren beständig die reine Lehre von der Kanzel verkündet. Das Versteckenspielen hinter einem erdichteten oder wirk-

lichen maskirten fremden Namen, war im Geschmack der damaligen Zeit, und Liscov machte von dieser Licenz über Gebühr Gebrauch. Wir werden davon unten noch ein auffallenderes Beyspiel geben. Uebrigens trug er damals Bedenken, diese kleine Schrift durch den Druck bekannt zu machen. Auch in der Sammlung seiner Satiren, 1739, hat er sie nicht aufgenommen. Das Manuscript ist erst lange nach seinem Tode unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden, von Deg. Pott herausgegeben und mit einer interessanten Vorrede versehen worden. Der vollständige Titel der Schrift ist: Christian Ludwig Liscov, ehemal. Kön. Poln. u. Churf. Kriegsrath, über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seeligkeit. Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Hrn. M. L. Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut. Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren, als Versuch einer Herausgabe der sämmtlichen Liscovischen Werke. Leipzig 1803, bey Heinrich Gräff. Gedruckt bey Mancke in Jena.

Wiewol Liscov diese Schrift damals nicht durch den Druck bekannt machte, so wird das Manuscript dennoch ohne Zweifel unter seinen Freunden und sonst herumgegangen seyn, und hat wahrscheinlich die erste Veranlassung gegeben zu den Anfeindungen, die er von Seiten der Lüb. Geistlichkeit seitdem erleiden mußte.

Bevor wir zum Jahre 1731 übergehen, und auf die Liscovschen Händel mit dem Magister Sivers in

Lübeck und dem Professor Philippi in Halle kommen, müssen wir, um Liscov als Schriftsteller gehörig zu würdigen, den damaligen Zustand der norddeutschen Litteratur, deren Centralpunkt Hamburg war, in Erinnerung bringen. Ein flüchtiger Ueberblick dessen, was damals unter uns geregt, gestrebt, gefehlt und vollendet wurde, möge zur Warnung gereichen, daß wir uns hüten, unsere Zeiten so weit über die Zeiten unserer Großväter hinaufzusetzen. Daß diese Regsamkeit bereits unter den Enkeln verschollen ist, mag uns mahnen, daß nichts auf Erden, als der Demant, das Jahrhundert überlebt, und daß die Spreu der Gegenwart gleichfalls längst verstoben seyn wird, ehe unser Jahrhundert zu Ende ist. Uebrigens haben wir im Voraus bemerken wollen, daß wenn wir hier einige Namen nennen, die damals in der Litteratur obenan standen, es nicht unsere Meinung ist, uns lobend oder tadelnd vernehmen zu lassen. Wir gehören nicht zu denjenigen, die alles schief finden, was nicht in ihre Formen paßt; sondern lassen jeden gewähren, es zu treiben, wie er kann, und verlangen nur, daß jeder Tüchtiges leiste in seiner Art. In Lübeck, wo Liscov damals lebte, ist der Geschmack in der Litteratur das ganze vorige Jahrhundert hindurch weit hinter Hamburg zurückgeblieben. In der ersten Hälfte desselben möchte Lübeck ausser Liscov wol keinen einzigen Mann, der in der schönen Litteratur nur irgend etwas von Bedeutung geleistet hätte, aufzuweisen haben. An tüchtigen Theologen und Philologen fehlte es übrigens

nicht. Der Doct. Theologiae Johann Gottl. Carpzow ward 1730 als Superintendent von Leipzig berufen, und ist als recht theologischer Theolog berühmt geworden. Der Senior des Ministeriums und Pastor an der Marienkirche, Magister Jacob v. Melle, war gelehrter Antiquar, und hat in diesem Fache viel Brauchbares geliefert. Der Rector des Gymnasiums von Seelen, der Conrector, M. C. Gelzenius aus Gotha, gest. 1738; der oben genannte Subrector Lange, waren ausgezeichnete Männer im gelehrten Schulfache, und haben sich durch anerkannte Werke als Schriftsteller bekannt gemacht. Damit ist aber auch der catalogus clarorum virorum zu Ende. Den entscheidensten Einfluß auf Lübecks Cultur während einem halben Jahrhunderte hat unstreitig der Rector v. Seelen gehabt, und Lübeck kann das vorige Jahrhundert, bis auf das letzte Viertel, füglich das von Seelensche nennen. Alle gelehrte Bildung der Stadt stammt aus seiner Schule, und ist der Abdruck seines Stempels für den ganzen gedachten Zeitraum. Der kleine in sich abgeschlossene Handelsstaat stand mit der Welt in keiner anderen Verbindung, als einer merkantilischen. Es gab damals noch keine Leihbibliotheken und Lesezirkel; seine wissenschaftliche Cultur mußte aus ihm selbst hervorgehen. Wissenschaftliche Bildung und Richtung des Geistes, welche das Jünglingsalter durch einen wenigstens siebenjährigen Besuch der Schule empfängt, werden selten durch drey oder vier Universitätsjahre umgestaltet. Es können andere

Farben aufgetragen werden, allein die Grundfarbe der Schule verliehrt sich nicht. Von Seelen ragte unter allen Lehrern der Schule weit hervor, und gab entschieden den Ton an, und dieser Ton tagtäglich ein halbes Jahrhundert hindurch eingesogen, muß der Ton der Stadt in wissenschaftlicher Hinsicht werden. Der Hauptton der v. Seelenschen Schule war Tüchtigkeit und gründliche Gelehrsamkeit, und Tüchtigkeit und gründliche Gelehrsamkeit ist in zwey Worten der Charakter der Lübeckschen Cultur in dem Zeitraume, von dem hier die Rede ist. Künste hingegen und schöne Wissenschaften, Weltton und höhere Ansichten in Sachen des Geschmacks blieben dieser Schule fremd.

In Hamburg war es anders. Nicht leicht wird man in der Hamb. Geschichte ein Zeitalter nachweisen können, wo so viele herrliche Talente, so viele ausgezeichnete Männer zusammentrafen, als zu Liscovs und Hagedorns Zeiten. Hier mögen nur einige der vorzüglichsten Namen erwähnt werden. Der Senator Brockes lebte von 1680 bis 1747. Sein irdisches Vergnügen in Gott, in Hofmanswaldauischer Manier, verdankte seine damalige Celebrität mehr dem vielgeachteten Bürger und Staatsmanne, als dem Dichter. Neumeister, Senior des Ministeriums, gestorben 1756, war glücklicher Liederdichter für den Kirchengesang, und dreister Litterator. Klefeker, Syndicus, geboren 1698, gest. 1775, war einer der gewandtesten Staatsmänner, die

Hamburg gehabt hat, Verehrer der Wissenschaften, Kenner der Musik und der Malerey, und ausser der griechischen und lateinischen, fast aller lebenden Sprachen mächtig. Er hat eine Geschichte der geographischen Litteratur und der Landcharten hinterlassen. Der Musikdirektor Mattheson war als Componist und Sänger ein denkwürdiger Mann, und als musikalischer Schriftsteller der gröste Polygraph der jemals gelebt hat. Er hatte sich vorgenommen, so viele Werke drucken zu lassen, als er Lebensjahre zählen würde. Als er 1764 im 83. Jahre seines Alters starb, hatte er bereits 88 Werke in Druck gegeben, und hinterließ überdies dem Gymnasium noch über 160 Manuscripte. Bey seiner Beerdigung wurde das fröhliche Sterbelied, das er sich kurz vorher selbst gesungen, öffentlich in der Michaeliskirche aufgeführt. Die Professoren am dortigen Gymnasium, Wolf, Fabricius, Richey waren ausgezeichnete Männer. Michael Richey, Verfasser des Idioticon Hamburgense, war ein eben so geschmackvoller Dichter, als gründlicher Gelehrte. Richey und sein Herzensfreund, der Rector v. Seelen in Lübeck, erfuhren beide im hohen Greisenalter das traurige Geschick, ihre einzigen Söhne zu verlieren. Sie trösteten sich gegenseitig in poetischen Episteln, die man ohne innige Theilnahme nicht lesen kann. Ein reicher und angesehener Kaufmann, Georg Behrmann, geb. 1704, gest. 1756, versuchte sich mit grossem Glücke im dramatischen Fache. Er ist Verfasser der beiden Trauerspiele:

die Horazier und Timoleon. Die Horazier wurden den Tag nach seinem Tode mit großer Pracht von der Schönemannschen Gesellschaft aufgeführt. Ein specieller Freund von Livcov und Hagedorn, Jac. Friedr. Lamprecht, geb. zu Hamburg 1707, gestorben zu Berlin als geheimer Secretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und Mitglied der K. Academie der Wissenschaften 1744, während seinem Aufenthalte in Leipzig ein Freund von Gottsched, kam 1736 nach Hamburg zurück, und übernahm mit dem Anfange des folgenden Jahres die Redaction des Hamb. Correspondenten. In den Jahren 1738 und 1739 hielt er Vorlesungen über Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst. Christian Friedrich Weichmann, der eine lange Reihe von Jahren in Hamburg schriftstellerte, und 1760 zu Wolfenbüttel als Consistorialrath starb. Ein Mann von hellem Geiste, der in vielen Dingen über sein Zeitalter wegsah. Der Secretair J. M. Dreyer, geb. 1706, gest. 1769, Amanuensis des vorgedachten Lamprecht, darf gleichfalls nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wiewol er mehr witziger Kopf, als Dichter war. Seine schönen Spielwerke, die er 1763 herausgab, wurden confiscirt, und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke verbrannt, nachdem alle Prediger von den Kanzeln gegen die darin enthaltenen Ruchlosigkeiten geeifert hatten. Diese Lieder, oft voll kräftigen derben Witzes, wurden in allen Tabagien gesungen, und haben sich zum Theil

noch erhalten. Auch an Zeitschriften und critischen Blättern fehlte es damals in Hamburg nicht. Weichmann und der Professor Kohl gaben von 1725 bis 1737 Poesien der Niedersachsen in 6 Theilen heraus. Der Patriot verdankte ursprünglich 1716 seine Existenz der patriotischen Gesellschaft. In der Folge war Weichmann der Herausgeber desselben. Die Matrone ward von J. G. Hamann, dem Lehrer des jüngeren Hagedorns, herausgegeben; der Menschenfreund von dem bereits genannten Lamprecht, der Bewunderer von Zink. Der Critik gewidmete Blätter waren: der gelehrte Artikel des hamb. Correspondenten, redigirt von dem jüngeren Liscov, und seit 1737 von Lamprecht. An die Recensionen dieses Blattes ward damals großer Fleiß gewandt, und selbiges vertrat die Stelle der gegenwärtigen Litteratur-Zeitungen. Die Hamb. Gelehrten-Berichte, scherzweise die Kohlblätter genannt, gab der Prof. Kohl heraus. Ziegra gab die Fortsetzung unter dem Namen der schwarzen Blätter. Ferner erschienen niedersächsische Nachrichten, und Hamb. Anzeigen. In allen diesen Blättern zeichnen sich die Liscovschen Critiken durch Witz und Schärfe des Stachels aus. Wie weit die litterairische Betriebsamkeit damaliger Zeit gieng, mag die lateinische Zeitung des Professors Käuflin beurkunden. Sie führte den Titel: Commentarii Hamburgenses. Außer den genannten Schriftstellern erfreute Hamburg sich damals einer großen Anzahl talentvoller und geistreicher Männer, welche Freunde, Kenner

und Beförderer der Wissenschaften waren. Wir nennen unter den Geistlichen nur Zimmermann und Murray, unter den Aerzten Carpser und Lipstorp, unter den Buchhändlern Herold und Bohn. Ferner den Dr. Wilkens, den Operndichter Dr. Hudemann, den Capellmeister Telemann, Widow, Ankelmann, Hoffmann u. s. w. Hagedorn, als den einstimmig anerkannten Meister aller, so wie den jüngeren Liscov erwähnen wir hier nur im Vorbeygehen.

Unter solchen Zeitgenossen, und mit vielen derselben in enger freundschaftlicher Verbindung, durchlief unser Liscov seine schriftstellerische Laufbahn. Sein vertrautester Freund aber war der Dichter Hagedorn. Dieser, sieben Jahre jünger als er, kam erst im Sommer 1731 von der Academie und einer Reise nach England in seinem 24sten Jahre nach Hamburg zurück. Liscov hatte bis dahin in Mecklenburg und Lübeck gelebt, und dennoch finden wir beide bereits in dem folgenden Jahre 1732 in einem vertrauten poetischen Verkehr. Es ist zu vermuthen, daß die Bekanntschaft sich durch Liscovs jüngern Bruder oder durch seinen Schwager, den Licenciaten Nassau gemacht habe.

Nach dieser kleinen Digression kehren wir zu unserm Satirenschreiber Liscov und zu dem Jahre 1731 zurück. Der junge Magister Heinr. Jac. Sivers, Sohn des Cantors Sivers in Lübeck, war von Rostock nach seiner Vaterstadt zurückgekommen. Er war geboren 1708,

und ist als Hofprediger und Probst in Schweden 1758 gestorben. Er war bereits in seinem 21sten Jahre in Rostock Magister geworden, hielt Vorlesungen, und theilte der Welt in kurzer Zeit eine solche Menge Schriften in gebundener und ungebundener Rede mit, daß er bereits 1729 eine Sammlung in 2 Octavbänden herausgeben konnte. 1730 gab er vermischte und satirische Gedichte heraus, denen sein Bildniß vorgesetzt war. Er war ein viel wissender, aber damals noch unreifer und anmaßender junger Gelehrte. In der Vorrede zu seinen Gedichten sagt er von sich selbst, er habe durch Gottes Gnade mit nicht geringem applausu anderthalb Jahre auf dem Rostockschen Helicon die studierende Jugend gelehrt. Zum Geburtstage des Herzogs Karl Leopold hatte er den 26sten Nov. 1728 eine Operette gemacht, die auch in Rostock aufgeführt worden ist. Als dieser Magister Sivers zu seinen Eltern nach Lübeck zurückgekommen war, kündigte er den 28sten December 1730 ein neues Werk an: das jetzt lebende gelehrte Lübeck. Liscov machte darauf den 11. Januar 1731 eine Parodie bekannt. Sowol die Ankündigung, als die Liscovsche Parodie finden sich in den Papieren des Kleeblatts von Prof. Sander. Die Ankündigung ist allerdings in dem gewöhnlichen lächerlichen Style des Mag. Sivers abgefaßt, ob aber dies allein der Beweggrund zu der Liscovschen Parodie war, oder ob zwischen beiden aus früherer Zeit eine Animosität obwaltete, lassen wir dahingestellt seyn. Der Magister

Sivers sah sich dem Gelächter preisgegeben, und das machte böses Blut. Sein Vater, der Cantor, war im Hause des Dom-Seniors v. Thienen bekannt, und wird es, um die Ehre seines Sohnes zu vertreten, nicht an Insinuationen gegen Liscov haben fehlen lassen. Es hieß, die Erziehung der beiden Stiefsöhne würde vernachläßigt. Von Thienen ließ diese vom Cantor examiniren, und unter den angeführten Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Knaben im Examen schlecht bestanden. Sie wurden ihm darauf beide zur Erziehung übergeben, und Liscov bekam Vorwürfe. Wir verdanken diese Nachricht dem bekannten gelehrten Domprobst Dreyer in Lübeck, welcher sie dem Professor Sauer mittheilte, und von diesem in den Papieren des Kleeblatts bekannt gemacht worden sind. Ob dies aber gleich damals 1731, oder erst bey den späteren Händeln mit Sivers geschehen sey, ist ungewiß.

Im Jahre 1732 gab Sivers eine Passionsgedichte heraus mit so läppischen Anmerkungen, daß diese im Hamburg. Correspondenten lächerlich gemacht wurden. Sivers hielt unsern Liscov für den Verfasser der Recension. Das war er nun, im strengsten Sinne genommen, freilich nicht. Allein veranlaßt mochte er sie dennoch haben. Der eigentliche Recensent war ohne Zweifel sein jüngerer Bruder, oder Hagedorn, der, nicht älter als Sivers, sich gerne in literarische Fehden mischte. Liscov ließ diesem mündlich durch Freunde

erklären, daß er nicht der Recensent sey, allein Sivers beharrte in seinem Verdachte, ließ einen heftigen Aufsatz, worin er ihn einen boshaften Pasquillanten nannte, in das gedachte Blatt einrücken, und sprach in allen Gesellschaften lästerlich von ihm. In einem Kreise von Freunden, worin Liscov sich befand, ward über die Siversche Passionsgeschichte gelacht, und im Laufe des Gesprächs entfiel ihm die Aeusserung, daß er sich anheischig machen wolle, in 24 Stunden ein eben so schlechtes Buch im Siverschen Geschmacke zu schreiben. Man nahm ihn beym Worte. In 24 Stunden war die Schrift fertig. Sie war freylich nicht für den Druck bestimmt; allein ein Freund, dem er sie zur Belustigung mitgetheilt hatte, ließ sie dennoch drucken, zwar gänzlich ohne sein Zuthun, doch nicht ganz ohne sein Darumwissen. Diese kleine Schrift führte den Titel, Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, nach dem Geschmacke des S. T. Herrn Mag. H. J. Sivers. Der Magister Sivers nahm diese Neckerey über Gebühr hoch auf, und wußte mehre Mitglieder des Ministeriums gegen unsern armen Satirendichter zu verhetzen. Er gieng in seinem Eifer so weit, daß er ihn auf öffentlicher Kanzel im St. Annenkloster, wiewol nicht namentlich, verfluchte. Allein mitten im Fluche traf ihn der Unfall, daß er dem Drange eines natürlichen Bedürfnisses nicht länger widerstehen konnte. Sein Unstern wollte, daß die Natur ihr Recht in so

vollem Maaße gelten machte, und daß der Kanzelboden so schlecht gefugt war, daß der ganzen Gemeine das Eräugniß sichtbar wurde. Dieser Vorfall gab Veranlassung zu manchen Spöttereyen und zu manchem Epigramme in französischer und deutscher Sprache. Einige von Hagedorn und Liscov haben sich noch erhalten. Hier eins von Liscov:

Bey jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit,
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach, die Zeiten bessern sich;
Ein Mann thut, was sonst zwene thaten.
Drum, Spötter, ist euch noch zu rathen,
So lacht nicht, wenn mein Sivers pißt,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

In einer Antwort auf ein von Hagedorn an ihn gerichtetes Gedicht schließt er mit den Zeilen:

Mein Makewind hat vor mir gute Ruh:
Ich thu' ihm weiter nichts. Es spotte, wer da will,
Ich spotte nicht mehr mit; denn, Spötter, ihr sollt wissen,
Läßt er sein Schmieren nur, so mag er immer pissen.

Um dieselbe Zeit erkor die königl. preussische Societät der Wissenschaften aus Ursachen, die, wie Liscov meint, ihr allein begreiflich seyn konnten, den Magister

Sivers zu ihrem Mitgliede. Von Stunde an, wollte er mit aller Gewalt ein Naturkundiger seyn. Er irrte den ganzen Tag an den Ufern der Ostsee umher, um bunte Steine zu suchen. Sobald er einen fand, ließ er ihn in Kupfer stechen, schrieb ein lateinisches Briefchen dabey, und versandte den Stich in ganz Deutschland an berühmte Männer. Besonders machte er viel Aufhebens von einem musicalischen Steine, auf welchem er Musiknoten zu entdecken sich einbildete. Liscov meint, man müsse just eines Cantors Sohn seyn, um auf dem Steine Noten zu finden. Dies gab Veranlassung zu der Satire: vitrea fracta (läppisches Zeug) oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar 1732 auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1732. Nach Liscovs eignem Geständnisse wollte er es anfangs bey dem bloßen Titel der Schrift bewenden lassen, allein seine Freunde riethen ihm, die Satire selbst auszuarbeiten. Dies ist der Schlüssel zu Hagedorns Aeusserung in der eben angeführten scherzhaften Epistel, worin er sich den Verfasser von den gefrornen Fensterscheiben nennt. Uebrigens ist diese Liscovsche Satire eine seiner glänzendsten. Sivers verlohr alle Fassung, und geberdete sich auf eine lächerliche Weise. Er brachte es indessen dahin, daß man hie und da strenge und unbillige Urtheile über Liscov fällte.

Um die unbilligen Richter seiner Schriften zu züchtigen, verfertigte er im Jahre 1733 eine eigne Schrift unter dem Titel: der sich selbst entdeckende X. Y. Z. oder Lucas Herrmann Backmeisters Rev. Minist. Candidati aufrichtige Anzeige der Ursachen, die ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen; zur Beruhigung und zum Troste des S. T. Herrn Magisters Sivers, ingleichen zur Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Druck befördert. Leipzig 1733. Er hatte sich nemlich unter der Satire: Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem unterzeichnet: X. Y. Z. Rev. Minist. Cand., und mußte nun, um dieser Fiction treu zu bleiben, wiederum einen Candidaten nennen. Daß er aber dazu einen wirklich in Lübeck lebenden Candidaten, Lucas Herrmann Backmeister unterschob, war allerdings eine Speculation jugendlichen Muthwillens. Der Candidat Backmeister war der Sohn des 1704 verstorbnen Pastors Sebastian Backmeister zu Travemünde. Er war so trocken und hölzern, daß niemand ohne Lachen seinen Namen unter einer Satire lesen konnte. Er ward 1743 wohlbetagt Prediger zu Breitenfelde, und starb 1770. Liscov entschuldigt seinen Muthwillen dadurch, daß er behauptet, jeder der diesem Backmeister nur einmal recht ins Gesicht sehe, müsse auf der Stelle sich davon überzeugen, daß er nicht der Verfasser seyn könne.

Hiemit war der Streit mit dem Magister Sivers zu Ende. Indessen hatte Liscov sich durch diese Händel viele Feinde in Lübeck gemacht, besonders unter den Geistlichen. Uebrigens fühlte er keinen persönlichen Haß wider Sivers. Er sagt vielmehr von ihm: „er hatte viel Gutes an sich, und ich habe ihn immer für den besten und vernünftigsten von allen meinen Gegnern gehalten. Seine Person ist mir immer lieb gewesen, ob ich gleich seine Schriften verabscheut habe und noch verabscheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gutes, und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befördert worden ist.“

Gleichzeitig mit diesen Siverschen Controversen ward Liscov auf eine ernsthaftere Weise mit dem Professor Philippi in Halle in einen litterairischen Krieg verwickelt, und zwar auf Gottscheds Betrieb; denn die beiden Gegner selbst hatten bis dahin noch nichts von einander gehört. Johann Ernst Philippi war der Sohn des allgemein geachteten Hofpredigers zu Merseburg. Er hatte wider die sächsische Lotterie geschrieben, und ward wegen dieser Schrift 1726 in Meissen gefangen gesetzt. Darauf advocirte er zu Merseburg. Von jeher ein unruhiger Kopf, zog er sich auch hier Verweise und Geldstrafen zu, und mußte 1729 die Stadt verlassen. Im Jahre 1731 ward für die Universität zu Halle eine neue Professur der deutschen Beredsamkeit angelegt. Gottsched, der damals noch nicht ordentlicher

Professor der Logik zu Leipzig geworden war, und in Deutschland bereits einige Celebrität erlangt hatte, machte sich Hoffnung auf die neue Hallische Professur. Die Hoffnung schlug fehl, und Philippi war glücklich genug, den Ruf nach Halle zu erhalten. Gottsched gratulirte ihn zwar unterm 9. Oct. 1731, allein Philippi äusserte später, daß dieser Glückwunsch ihm nicht von Herzen gegangen sey, und daß er seitdem in Geheim gegen ihn machinirt habe. Philippi hatte sich kaum auf den Lehrstuhl der Beredsamkeit niedergesetzt, so wollte er auch schon eine große Rolle in der deutschen Litteratur spielen. Er ließ sechs deutsche Reden über allerhand Fälle drucken. Was er schrieb, war die Erbärmlichkeit selbst, wie sein späteres Hauptwerk: Cicero, ein großer Windbeutel, u. s. w. sattsam beweißt; und Gottsched hatte keine Ursache, einen solchen Nebenbuhler in der Reformation des deutschen Geschmacks zu fürchten. Allein dieser, der auch den unbehülflichsten Gegner nicht geringe achtete, forderte unsern Liscov auf, seine Kunst an diesen Helden zu versuchen. Liscov war in Sachsen noch nicht bekannt, und Gottsched hoffte, auf diese Weise seinen Angriff gegen Philippi zu verheimlichen. Er ließ zu dem Ende durch einen Freund von Leipzig aus, die gedruckten Reden des Philippi, so wie eine umständliche Beschreibung von dessen Persönlichkeit an Liscov nach Lübeck senden. Der Leipziger Freund ist vermuthlich kein anderer, als der obenerwähnte Jac. Fr. Lamprecht, der sich damals in Leipzig aufhielt, und

von Gottsched in die Leipziger deutsche Gesellschaft aufgenommen wurde. Dieser Lamprecht scheint überhaupt sehr einflußreich auf Liscovs Schicksal gewesen zu seyn, worüber unten noch ein paar Bemerkungen vorkommen werden. Liscov machte sich, ohne seinen Gegner weiter zu kennen, an die Arbeit, und schrieb seinen Briontes den jüngeren, oder Lobrede auf den hochedelgebornen und hochgelahrten Herrn, Herrn Dr. Johan Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch chursächsischen immatriculirten Advocaten, nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. 1732. So bald die Satire in Sachsen bekannt ward, erregte Philippi einen großen Lärm, und trug, durch das Ansehn seines Vaters unterstützt, bey dem Oberconsistorium in Dresden darauf an, daß diese gottlose, mit den abscheulichsten Religionsspöttereyen angefüllte Schrift confiscirt werden möge. Dies gelang aber nicht. Der Briontes ward nach wie vor öffentlich in Leipzig verkauft. Er setzte alles daran, den Verfasser aufzuspüren, und das gelang eben so wenig. Der stärkste Verdacht fiel auf Gottsched. Philippi hatte auch bereits einen heftigen Aufsatz gegen denselben aufgesetzt. Um sich aus einem schlimmen Handel zu retten, nannte Gottsched in einem heimlichen Briefe an ihn den Namen Liscov. Philippi traute

dennoch nicht recht. Um auf jeden Fall seine Ehre gegen den unbekannten Gegner zu verfechten, schrieb er noch in demselben Jahre, 1732, zwey Schriften: Sieben neue Versuche in der deutschen Beredsamkeit, und: gleiche Brüder gleiche Kappen. Allein niemand wollte das erbärmliche Zeug verlegen. Eine Abschrift des Manuscripts ward indessen unserm Liscov durch einen Freund zugestellt. Liscov entschloß sich sogleich, beide Schriften abdrucken zu lassen, und zu beantworten. Warum? mag er uns selbst erzählen. Ich hatte, sagt er, seitdem ich um meiner Sünden willen ein Scribent geworden, so viele ungereimte und lächerliche Urtheile über Satire überhaupt, und besonders über meine Schriften anhören müssen, daß ich es nicht länger erdulden konnte. Es hätte mich nicht verdriessen sollen, wenn diese unbillige Urtheile nur von Leuten wären gefällt worden, denen ihre Einfalt oder ihr Amt ein Recht giebt, zu sagen, was sie wollen; allein so mußte ich sie auch von Leuten hören, die klug seyn wollten, und die es, ohne Verletzung ihres Gewissens, seyn konnten. Ich lernte daraus, daß ein gesunder Verstand seltner ist, als man insgemein glaubt. Ich fand es nöthig, meinen unbilligen Richtern zu zeigen, daß es ihnen hauptsächlich daran fehle. Demzufolge schrieb unser Liscov im Jahre 1733 eine Schrift: Unpartheyische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satire, Briontes, eine strafbare Schrift sey. Ferner schrieb er im März 1733 eine andere Satire gegen

Philippi, welche den Titel führt: Stand- oder Antrittsrede, welche der S. T. Herr Dr. Joh. Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21. December 1732 in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, sammt der ihm darauf im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister von dem S. T. Herrn B. G. R. S. F. M., als Aeltesten der Gesellschaft gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Druck befördert. Bevor Liscov diese Schrift noch in Druck geben konnte, wurde ihm von Hamburg aus das Manuscript eines lächerlichen Philippischen Schäfergedichtes zugestellt. Philippi war nemlich in ein reiches junges Mädchen in Leipzig verliebt, und hatte seiner Göttin zu Ehren ein Schäfergedicht gemacht, welches die Frau von Ziegler in Verwahrung hatte, und sehr geheim hielt. Dennoch hatte ein Jemand Gelegenheit gefunden, eine Abschrift zu nehmen, und selbige über Hamburg nach Lübeck an Liscov zu spediren. Dieser Jemand ist ohne Zweifel wiederum kein anderer, als der mehrgedachte Lamprecht, so wie der Hamburgische Mittelsmann Hagedorn war. Das Haus der gekrönten Dichterin, Christiane Mariane von Ziegler, geborne Romanus in Leipzig, war der Sammelplatz der dortigen schönen Geister. Gottsched und Lamprecht gehörten zu den Hausfreunden derselben. Lamprecht gab 1734 eine Sammlung von Schriften und Gedichten heraus, welche auf ihre poetische Krönung

verfertigt worden waren. Kaum war Hagedorn im Besitz dieses Philippischen Schäfergedichtes, so setzte er demselben einen nach Art der Comedien verfertigten Inhalt voran. Liscov schrieb eine Vorrede dazu, und theilte es so dem Publicum mit, unter dem Titel: Sottises champêtres. Leipzig 1733. Das Motto war von Richey, und lautete also:

Ja, ja, da seht ihn nur für an,
Er mengt es schon, wie Kraut und Rüben,
Und wenn er etwas Zeug geschrieben,
Daraus kein Mensch was machen kann;
So weiß er sich geschwind zu rathen:
Er setzet künstlich hie und da
Das edle Wörtlein Aria,
So hat's den Augenblick Cantaten.

Alle diese Zurechtweisungen konnten dennoch den Professor Philippi nicht zur Besinnung, noch viel weniger zum Schweigen bringen. Er kam immer von neuem wieder mit albernen Schriften zum Vorscheine. Endlich bekam er im Juny 1734 in einem Wirthshause zu Halle Händel mit zweyen Officieren, und so tüchtige Schläge, daß er zu Hause getragen werden mußte. Diesen Vorfall benutzte Liscov auf eine drollige Weise, um ihn einmal für allemal mundtodt zu machen. Er gab nemlich eine Schrift heraus, worin er behauptete, Philippi sey wirklich gestorben. Sie führte den Titel: Glaubwürdiger Bericht eines Medici von

dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 20. Juny 1734 angetroffen. Merseburg 1734. Diese Schrift hat unser Liscov nicht mehr in Lübeck geschrieben. Er hatte diese Stadt bereits verlassen, da seine Mutter, wie erwähnt, im Sommer dieses Jahrs gestorben war. Er hat jene Schrift nach seinem eigenen Geständnisse in Mecklenburg auf dem Lande verfertigt. Gedruckt ist sie zu Lauenburg. Nach der oben angeführten Aeusserung des Prof. Philippi, datirt vom 6. Juli 1734, war Liscov, den er noch immer nicht für seinen Gegner hielt, damals noch in Lübeck. Im März 1735 treffen wir ihn bereits in Hamburg. Sein Besuch in Mecklenburg kann also nicht von langer Dauer gewesen seyn. In Lübeck finden wir ihn nicht wieder. Der unangenehme Vorfall mit dem Herrn v. Thienen, die vielen Feinde, die er sich durch seine Satiren zugezogen hatte, der Tod seiner Mutter, und die Regulirung ihres Nachlasses, der Aufenthalt seines Bruders und seiner jüngern Schwester zu Hamburg, endlich Hagedorns Gegenwart, und die Oeffnung zu einem größeren literarischen Wirkungskreise in dem damaligen Mittelpunkte der norddeutschen Litteratur, machen es begreiflich, daß er Lübeck mit Hamburg vertauschte.

Unterdessen hatte Philippi in Folge der gedachten Händel, Halle verlassen müssen, und hatte sich nach Göttingen gewandt. Er konnte es nicht verschmerzen,

todt gesagt zu werden; und ließ einen Aufsatz in die Hamb. Berichte einrücken, worin er den Verfasser des ärztlichen Berichts einen namlosen Pasquillanten nannte. Er gab sogar eine Schrift heraus, worin er seinen Nichttod beweisen wollte. Liscov schrieb dagegen zu Anfang des Jahres 1733: Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Prof. Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. Er hatte diese kleine Schrift mit so glücklichem Witze abgefaßt, daß das Publikum wirklich irre ward, und nicht wußte, wie es mit dem Tode des Professors daran war; und daß dieser selbst es für das klügste hielt, sich den ihm angedichteten Tod gefallen zu lassen. Er gerieth auch kurz darauf in einen Zustand, worin man schwer, ohne Sünde, nicht ferner spotten konnte. Er hatte in Göttingen einen Freidenker geschrieben, den man anstößig fand. Es ward ihm alles Bücherschreiben gänzlich untersagt. Bald darauf bekam er das consilium abeundi. Er gieng nach Jena, und auch da wollte man ihn nicht dulden. Er ist endlich verschollen bey lebendigem Leibe, und gestorben und begraben, man weiß nicht wann und wo. Liscov hat ihn in späteren Jahren großmüthig mit Geld unterstützt.

Die Fehde mit Philippi war noch nicht ausgekämpft, als Liscov bereits wieder in eine neue mit dem Professor Manzel zu Rostock gerieth. Der Professor Ernst Johann Friedrich Manzel zu Rostock, ver-

zelschen Naturrecht: Primae lineae juris naturae veri talis, secundum sanae rationis principia doctae. Rostochii 1726 bereits oben die Rede gewesen ist, und den unser Liscov wahrscheinlich schon während seinen academischen Studien daselbst kennen gelernt hatte, gab 1735 eine gelehrte Dissertation de jurisprudentia salutis civium aeternae rationem habente heraus, worin bewiesen werden sollte, daß die Rechtswissenschaft auch Beförderung der ewigen Seligkeit zum Zwecke habe. Liscov hatte diese kleine Schrift im 22 Stücke der niedersächsischen Nachrichten von 1735 recensirt, und seine Recension mit manchen Sarcasmen gewürzt. Darüber entrüstet, verklagte Manzel den Redacteur bey der Hamburgischen Obrigkeit. Es kam nichts darnach. Liscov gab darauf dem Redacteur die Erlaubniß, seinen Namen bekannt zu machen, und ließ im 27sten Stücke einen Aufsatz einrücken, der das thörigte Benehmen des Professor Manzel in ein helles Licht setzte. Dieser gerieth darüber dergestalt in Zorn, daß er einem Hamburgischen Doctor den Auftrag gab, ihn durch Notarien zu beschicken. Allein Doctor und Notar waren klüger, und ließen nichts von sich hören. Dieß wunderliche Betragen verdroß ihn übrigens so sehr, daß er sich entschloß, seine 1726 angefangenen, 1729 vollendeten Anmerkungen zu Manzels Naturrecht hervorzusuchen, und durch den Druck bekannt zu machen. Der Titel dieser philosophischen Schrift ist: Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abriß eines neuen Rechts der

Natur, welchen der S. T. Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrift: Primae lineae etc. der Welt mitgetheilt hat. Kiel 1735. — Manzel trat darauf im 49. Stücke der hamburgischen Berichte mit einer Art von Manifest hervor, worin er den Verfasser der Anmerkungen für einen Lichtscheuen erklärte. Liscov replicirte im 51sten Stücke der niedersächsischen Nachrichten, und damit hatte die ganze Fehde ein Ende.

Mit dem Jahre 1735 hören Liscovs persönliche Kriege auf. Er scheint es überdrüssig geworden zu seyn, seine Zeit mit Mohrenwaschen zu verderben. Indessen konnte er es doch sich nicht versagen, am Ende dieses Jahres, so wie zu Anfang des Jahres 1736 noch einmal dem unglücklichen Philippi den Handschuh hinzuwerfen. Dieser hatte nemlich in Göttingen angefangen, einen Freidenker zu schreiben, der ihm dort den Spott zuzog. Liscov lieferte in den niedersächsischen Nachrichten über diese Wochenschrift drey Recensionen, die von Witz und Spott übersprudelten. Allein Philippi hatte den Muth verloren, darauf etwas zu erwiedern. Im Jahre 1734 hatte Liscov sein Hauptwerk herausgegeben: Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. Diese seine zum erstenmale nicht persönliche, sondern allgemeine Satire hatte große Aufmerksamkeit im Publicum erregt. Die Auflage war bald vergriffen, und er wandte seine jetzige Muße in Hamburg dazu an, solche zum Behuf einer zweiten Auflage zu

tradiren, und zu verbessern. So erschien diese Schrift vermehrt und verbessert 1736 im Drucke. Wiewol die Tendenz derselben allgemein war, so konnte er es dennoch nicht unterlassen, ein paar elende Scribenten damaliger Zeit darin im Vorbeygehn zu persifliren. Diese waren, ein Magister Hillige, der 1737 eine Anatomie der Seele herausgab, worüber Liscov sich später folgendermaßen äußert: man muß gestehn, die Vernunft hat an Mag. Hillige ihren Mann gefunden, und ist nimmer so gemishandelt worden; ferner ein junger Mann in Dresden, Rodigast, ein selbstkreirter Doctor, der das corpus juris übersetzen wollte, und die Bibel hineinmengte; ferner der Prälat Reinmann, der die Liscovschen Spöttereyen wider Geistliche, die gegen den Gebrauch der Vernunft eiferten, nicht verzeihen konnte.

Wir haben durch Liscovs Satiren ein halbes Dutzend erbärmlicher Schriftsteller kennen gelernt, die ohne ihn längst vergessen seyn würden. Die Zahl derselben war damals in Deutschland groß, und der vorherrschende Geschmack in der Litteratur war höchst bizarr. Man mag über Liscovs Pentade im Ganzen urtheilen, wie man will, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er durch seine scharfen Critiken vieles dazu beygetragen hat, daß im nächsten Triennium der bessere Geschmack so leicht die Oberhand erhielt.

Zu diesen Zeiten eines täglichen Umgangs mit Hagedorn, richtete dieser die schöne Fabel: die Thiere, an ihn. Der Anfang lautet also:

An C. L. Liscov.

Der Freyheit unverfälschte Triebe
Erhöhn den Werth der Wahrheitsliebe,
Die deine Seele stark gemacht.
Dein glücklicher Verstand durchdringt in einer Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des schulgerechten Pöbels Nacht.
Was Haller und die Wahrheit preisen,
Mein Freund, das wagst du zu beweisen:
Wer frey darf denken, denket wohl. u. s. w.

Seitdem Liscov mit dem Jahre 1736 zu schriftstellern aufhörte, verliehren wir seine Spur in Hamburg. Damals kam sein Freund Lamprecht dahin zurück, und übernahm die Redaction des Hamburgischen Correspondenten, die bisher der jüngere Liscov geleitet hatte. Als Mitredacteur der Hamb. Anzeigen kommt er noch einmal 1737 vor, wie er den schönen Hagedornischen Aufsatz über die Gesundheiten und Trinkgefäße der Alten darin aufnahm.

Von Hamburg gieng er nach Preetz, wo seine ältere Schwester mit ihrem Manne Coch seit mehren Jahren wohnte. Als 1738 der dortige Klosterprobst, Otto von Thienen, starb, und an dessen Stelle in dem

selben Jahre der Geheimrath, Christopher von Blome, Erbherr auf Hagen, zum Klosterprobsten gewählt wurde, ward unser Liscov Privatsecretair bey demselben. Damals lebte daselbst ein Kloster-Organist Hargens, der eine geistreiche Frau hatte. Diese machte Liscovs Bekanntschaft im Hause der Klosterfräulein Wensleth und Bertha Ahlefeld, so wie im Hause des Klosterprobsten v. Blome. Die Bekanntschaft ward bald zu einem vertrauten freundschaftlichen Umgange. Er brachte manchen Winterabend in ihrem Hause zu, und war wegen seiner geselligen, fröhlichen und gutmüthigen Laune ein willkommener Gast. Er war ein großer Kinderfreund, spielte gerne mit den Kindern des Hauses, nahm sie auf den Arm und tanzte mit ihnen herum. Als er Preetz verließ, ward die Bekanntschaft durch Briefwechsel fortgesetzt. Der Kanzleyrath Leselen in Preetz, welcher 1817 durch einen unglücklichen Zufall sein Leben in Altona endete, hat noch Liscovsche Briefe an diese Frau in Händen gehabt. Sie selbst starb 1790. Diese Frau nun macht folgende Beschreibung von Liscov's Persönlichkeit: Er war klein, von ziemlichem embonpoint, fein gebaut, dunkel von Augen, Haar und Gesichtsfarbe, lebhaft in Blick und Bewegung. Vergleicht man mit dieser Beschreibung den Kupferstich von Heinr. Pfenninger, welcher sich vor dem zweiten Bande von Meisters Geschichte der deutschen Sprache befindet, so wird man sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von Liscov's Persönlichkeit machen können.

Hier in Preetz sammlete er die meisten seiner Satiren, und zwar, wie er in der Vorrede zu verstehen giebt, auf Begehren des Buchhändlers Herold in Hamburg. Bey Herold ist diese Sammlung auch 1739 verlegt worden, wiewol ein andrer Ort auf dem Titelblatte angegeben worden ist. Die Titel-Vignette ist von dem Kupferstecher Fritsche in Hamburg. Ein Exemplar dieser Sammlung verschenkte er an seine oben genannte Freundin, die Frau Hargens in Preetz. Dieses Exemplar befindet sich in den Händen des Enkels, des Herrn Dr. Hargens in Kiel. Der vollständige Titel ist: Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739. Als Anhang sind beygefügt: Auszüge aus den neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, dem Hamburgischen Correspondenten, den Hamb. Berichten, und niedersächsischen Nachrichten. Da diese Ausgabe sich längst aus dem Buchladen verloren hatte, so veranstaltete der Kriegsrath Karl Müchler zu Berlin 1806 einen neuen Abdruck in 3 Bänden, unter dem Titel: Christian Ludwig Liscow's Schriften. In der ursprünglichen Liscowschen Sammlung von 1739 scheinen nur seine früheren, einzeln gedruckten aufgenommen worden zu seyn. Seine Satire über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit von 1730 ist nicht darin enthalten, sondern ist erst aus seinen hinterlassenen Papieren von Dr. Pott 1803 zum Drucke befördert worden. Ferner befindet sich in Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, ein

vierten Stücke 1733 eine Satire in Brief-Form von der Glückseligkeit der Wortforscher, welche unstreitig unsern Liscov zum Verfasser hat, und worüber Gottsched selbst sich folgendermaßen äussert: „Die Schrift könnte Jemand auf die Gedanken bringen, daß der nemliche Verfasser von der vitrea fracta, oder ein anderer von dieser Schule Urheber davon sey. Wir können von der ganzen Sache weiter nichts sagen, als was uns bey Uebersendung davon geschrieben," u. s. w. Die Veranlassung zu dieser Satire war folgende: Der Pfarrer zu Westdorf bey Aschersleben, Kaspar Abel, geb. 1676, gest 1763; Verfasser von satirischen Gedichten, Uebersetzer des Boileau, so wie Verfasser der teutschen und sächsischen Alterthümer, hatte 1732 eine Sammlung etlicher noch nicht gedruckter alten Chroniken herausgegeben; ein an sich schätzbares Werk, worin er sich jedoch über Gebühr dem Etymologisiren hingegeben, und durch übertriebne Liebhaberey zur Wortforschung wirklich lächerliche Resultate aufgestellt hatte. Liscov geht scheinbar in die Ideen des Verfassers ein, überbietet ihn in der Wortforschung, und treibt sie so hoch, daß das Ungereimte handgreiflich wird. Es sind gewiß noch mehre Liscovsche Aufsätze in den damaligen Zeitschriften aufgenommen worden. Indessen so kennbar auch überall sein Geist und seine Feder seyn mag, so würde ein Auszug seiner Arbeiten doch immer nur auf Muthmaßungen gestützt seyn können.

Nach Herausgabe seiner Schriften 1739, verließ Liscov wiederum Preetz, und wir verlieren abermals seine Spur, bis er 1741 unerwartet in Mainz auftritt. Die eigentliche Veranlassung seines dortigen Aufenthalts ist uns unbekannt. Als vor einigen Jahren viel Nachfragens nach Liscov in dem zu Gotha erscheinenden deutschen Anzeiger war, und niemand etwas zu sagen wußte, trat endlich auch ein Nahverwandter unsers Satirikers auf, und theilte einige Nachrichten mit. Dies war der Steuerrevisor Wilmersdorf zu Oelenitz, der Schwager des einzigen Sohnes von unserm Liscov. Derselbe ist aber von den früheren Schicksalen, so wie von der Herkunft desselben schlecht unterrichtet. Dieser erzählt nun, Liscov habe in Hamburg die Bekanntschaft eines reisenden Cavaliers gemacht, der ein Sachse gewesen seyn soll. Mit diesem habe er eine Reise nach England und nach andern Ländern angetreten. Die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, muß Liscov von Preetz wieder nach Hamburg zurückgekehrt seyn, im Jahre 1740 in Begleitung des Cavaliers die Reise nach England angetreten haben, und auf diese Weise 1741 nach Mainz gekommen seyn. In Mainz hielt sich damals auch der jüngere Hagedorn auf. Der Dichter Hagedorn hatte in diesem Jahre das schöne Gedicht, der Weise, verfertigt. Er hatte es nach seiner Gewohnheit besonders abdrucken lassen, und an seine Freunde versandt, um ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Auch seinem Bruder in Mainz, dessen strenge Critik er ehrte,

hatte er ein Exemplar zugestellt. In diesem Gedichte kommen die Verse vor:

Ahitophel, und solcher Räthe hundert,
Sogar ein Süß, ward, eh er hieng, bewundert.

Der jüngere Hagedorn wollte diese beiden Verse streichen, weil das Zeitwort ward im singulari nicht auf die hundert Räthe bezogen werden könne, allein Liscov rettete sie glücklich, indem er die Zulässigkeit der Construktion durch die Ellipse bewies. In diesem Jahre war es auch, als die beiden Mainzer Freunde den berühmten Maler Denner veranlaßten, den Dichter Hagedorn in Oel zu malen. Als das Gemälde vollendet war, fand Hagedorn sich verlegen, wieviel er dem Maler dafür anbieten solle. In dieser Verlegenheit wandte er sich an seinen Bruder und an Liscov. Beide scherzhafte Freunde setzten gemeinsam eine Abhandlung auf, welche folgenden Titel führte: Mathematischer Beweis, daß S. T. Herr Denner, weltberühmter, dermalen in Hamburg befindlicher Kunstmaler für das tableau, die Abbildung des Hrn. Fr. v. Hagedorn Primae laureae oeconomicae candidati vorstellend, mit einer Oblation von 12 bis 15 Species-Ducaten und einer guten harangue vergnügt seyn könne und werde, wenn dominus offerens die unnöthige Schamhaftigkeit bey Seite legt. Gründlich erwiesen vom gleichfalls Herrn Pausias, der Malerey Liebhaber und des Donquischottismus rühmlichst Beflissenen. Mit einer Vorrede des nichtweniger Hrn Lisci, Hof Satyr und Gesinnungsmaler in Mainz 1741.

Von Mainz gieng unser Liscov noch in demselben Jahre nach Dresden. Ob in Begleitung des gedachten Cavaliers, oder auf welche anderweitige Veranlassung, ist uns unbekannt geblieben. Hier in Dresden fand er bald eine ehrenvolle Anstellung. Unter den Beförderern seines Glücks wird besonders der geheime Kammerrath von Heinecken genannt. Dieser gehört unter die merkwürdigsten Emporkömmlinge des vorigen Jahrhunderts. Zu Lübeck in dem Hause in der Königsstraße, wo vormals Kaiser Karl der Vierte sich aufgehalten hat, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein berühmter Kunstmaler, Paul Heinecken, mit seiner Ehefrau, Catharina Elisabeth Oesterreich, welche gleichfalls eine geschickte Malerin war. Die beiden Söhne dieses Ehpaars sind auf ganz verschiedene Weise berühmt geworden. Der jüngste Sohn, Christian Heinrich Heinecken, geboren den 6. Febr. 1721, gestorben 4 Jahre alt, den 27. Juny 1725, ist das bekannte Lübeckische Wunderkind. Der ältere, Karl Heinrich Heinecken, der Freund und Gönner unsers Liscov, ward geboren 1706. Er besuchte das Lübeckische Gymnasium bis Michaelis 1724, wo er nach Leipzig gieng. Der Rector von Seelen ertheilt ihm in der Vorrede zu dem Leben des Wunderkindes ein rühmliches Zeugniß. Er zeichnete sich seitdem aus als Schriftsteller von Wissenschaft und Geschmack. Unter seinen Schriften verdienen bemerkt zu werden: Dionysius Longin vom Erhabenen, griechisch und deutsch. Dresden 1737. Zweite Auflage 1742. Proben des

Menschen. 1738. Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. 1771. Dictionaire des artistes. 1778. Auch war er Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften. Sein Bildniß steht vor dem 26sten Bande derselben. Er bekleidete einen hohen Posten in Dresden, und hatte großen Einfluß. Er war Unterminister unter dem Premier-Minister, Grafen von Brühl. Seine Ministergewalt in Sachsen war nächst diesem unbeschränkt, und selbst diesem allmächtigen Premier Minister durfte er gelegentlich Trotz bieten. Als dieser letztere mit dem Könige August und dem ältesten Prinzen im December 1745 bey Annäherung der Preußen nach Prag entwich, ward ihm die Sicherheit des Landes und der Stadt Dresden anvertraut. Uebrigens war er gänzlich im Interesse des Grafen Brühl, und dessen rechte Hand. Beide regierten eigentlich das Land, und alle Aemter wurden durch diese beide, und nur mit ihren Günstlingen besetzt. So wie Brühl einen fürstlichen Aufwand machte, und dabey ungeheure Schätze sammlete, so machte auch Heinecken ein glänzendes Haus, und erwarb sich großes Vermögen. Er kaufte sich ein Gut in der Oberlausitz, wo er 1791 gestorben ist. In solchen Verhältnissen konnte es ihm nicht schwer werden, seinem Freunde Liscov eine bedeutende Anstellung zu verschaffen, und dieser konnte nur fallen, als jener die Hand von ihm abzog.

Liscov hatte bisher sein literairisches Leben mit und unter hamburgischen Litteratoren geführt. Jetzt ward

die Scene nach Sachsen verlegt, wo gerade damals eine neue Epoche in der deutschen Litteratur begann. Diese verdankte dem Streite und Widerstreite ihre gelungensten Entwickelungen. Die Hofmannswaldauische Schule ward verfolgt von der Gottschedischen, so wie diese wiederum von der Bodmerischen. In dieser litterarischen Hetze hatten sich Liscov und Hagedorn gebildet. Jetzt entstand in Leipzig ein Gelehrten-Verein, der abermals einen neuen Ton angab, und sämtlichen früheren Schulen den Rang ablief. Zu dieser Schule gehörten Gärtner, Gellert, Cramer, Rabener, Adolph Schlegel, Ebert, Zachariä, Giesecke und andere. Die eigentliche Tendenz derselben war Humanität und Sittlichkeit. Allein es ist auch viel moralisches Gewässer von derselben ausgeflossen. Liscov war ein Fremdling unter ihnen. Sein kühner Geist, seine derbe, kraftvolle Sprache, seine rücksichtlose Freisinnigkeit, wohl auch sein reiferes Alter — er war ein bis zwei Decennien älter, als diese damals noch ganz jungen Männer — machten jede Annäherung unmöglich. Rabener, welcher bereits 1741 in Leipzig als satirischer Schriftsteller aufgetreten war, und seit 1750 in Dresden lebte, vermeidet absichtlich in der Vorrede zu seinen Schriften, wo er von der Satire handelt, unsers Liscovs zu erwähnen. Er spricht nur im Allgemeinen tadelnd von Satirenschreibern, deren großes Talent man bewundern müsse, deren Zweck aber nicht Sittlichkeit sey, sondern individuelle Persönlichkeit. Es ist nicht zu verkennen,

wen er dabey in Gedanken gehabt habe. Wenn überhaupt diese erwähnte moralische Schule sich nicht laut gegen Liscov erklärte, sondern sich darauf beschränkte, zu thun, als ob er gar nicht da sey, so verdankt er diese Schonung ohne Zweifel theils der Furcht, mit diesem gewaltigen Kämpfer in einen Streit zu gerathen, dem ihre beabsichtigte Humanität nicht gewachsen war, theils dem Credite, in welchem er bey dem hochgeachteten Hagedorn, und dem allmächtigen Minister v. Heinecken stand. Unter den damaligen Litteratoren, die in der Folge berühmt geworden sind, gehörte Kästner zu seinen Widersachern und Bodmer zu seinen Verehrern.

Unterdessen ward unser Liscov bald als Cabinets-Secretair in Dresden angestellt, und arbeitete unmittelbar unter v. Heinecken und Brühl. Von Heinecken brauchte ihn sogleich, zu der zweiten Ausgabe des verdeutschten Longin eine Vorrede zu schreiben. Es war nemlich damals allgemeine Sitte, daß Schriftsteller zu ihren Schriften eine Vorrede von fremder Hand schreiben ließen. Liscov übernahm den Auftrag, und entledigte sich desselben im Jahre 1742. Gottsched, dessen früheres Benehmen gegen ihn wir bereits erwähnt haben, war damals am Hofe zu Dresden so verhaßt, daß man seinen Namen kaum nennen durfte. Liscov benutzte daher diese Gelegenheit, sich gegen Gottsched und dessen Schule auszusprechen, und indem er seiner eignen Ueberzeugung folgte, sich zugleich seinen

hohen Gönnern zu empfehlen. Diese Vorrede ist das Bündigste, was gegen Gottsched geschrieben worden ist, und die letzte litterairische Arbeit, die wir von Liscov besitzen. Er hat sich hinführo nicht weiter mit der Schriftstellerey befaßt, und widmete sich von nun an gänzlich dem Staatsgeschäfte. Glücklich in seiner bisherigen gelehrten Polemik, scheint er sich jetzt der freilich interessanteren, aber auch gefahrvolleren politischen zugewandt zu haben. Der jüngere Hagedorn war damals noch nicht in Dresden. Zu seinen vertrautesten Freunden daselbst gehörte der bekannte Dichter Joh. Christoph Rost; zwar 16 Jahre junger wie er, aber von demselben Schrot und Korne; witziger Satirendichter, und wie es scheint, eine treue und glückliche Copie seines älteren Freundes; auch wie dieser, ein furchtbarer Widersacher Gottscheds. Er war seit 1744 Secretair und Bibliothecar des Grafen von Brühl, und arbeitete also gleichzeitig mit Liscov unter demselben Meister. Gottscheds Verfolgung war damals das Thema des Tages in Dresden. So wie Liscov bereits in der Vorrede zum Longin diesen Goliath geschlagen hatte, so machte sich nun auch Rost an denselben, eben so geistreich, aber unendlich muthwilliger. Ein paar Anekdoten mögen hinreichen, den Geist dieser Gottschedschen Fehden kennen zu lernen. Rost hatte mit Verwissen des Grafen Brühl eine Satire gegen Gottsched drucken und in Leipzig unentgeldlich vertheilen lassen:

Brühl und sein Secretair Rost kamen bald darauf nach Leipzig; Gottsched eilte, sobald der Minister angekommen war, zu demselben, um seine Beschwerden über Rost, den er sogleich als Verfasser der Satire errathen hatte, anzubringen. Als er sich anmelden lies, arbeitete der Minister gerade mit seinem Secretair, und hieß ihn bleiben. Gottsched trat herein, und verlohr alle Fassung, als er Rost erblickte. Ew. Excellenz werden wohl gehört haben, fuhr er sogleich heraus, was für ein abscheuliges Pasquill ein ehrvergessener Mensch wider mich hat drucken lassen, wobey er den Secretair mit funkelnden Augen ansah. Der Minister that ganz befremdet, und antwortete dem Professor, der ungestüm fortfuhr, Genugthuung zu fordern: daß er nicht im Stande sey, in einer Sache zu verfügen, die er nicht kenne. Gottsched überreichte die Satire, die er zu dem Ende zu sich gesteckt hatte. Der Minister sagte gleichgültig, lesen Sie mir das Ding doch vor, damit ich weis, was es ist. Mit Entsetzen trat Gottsched zwey Schritte zurück, und bat, Se. Excellenz möchten ihn damit verschonen. Nun wohl, versetzte dieser, so mag es mein Secretair thun; allein er liest nicht so gut, wie Sie. Der arme Gottsched gerieth über diesen neuen Vorschlag in Todesangst, und entschloß sich, lieber selbst vorzulesen. Er mußte die Satire gegen sich selbst dem Verfasser derselben vorlesen. Er that es mit verbissener Wuth, aber mit größter

Emphase, um dem Minister die stärksten Stellen recht bemerkbar zu machen. Die Situation konnte nicht comischer seyn. Als die Lectüre beendigt war, sagte Bruhl ganz ruhig: das ist ja nichts, als eine Posse; wenn ich in Ihrer Stelle wäre, Herr Professor, so thäte ich, als ob ich nichts davon wüßte. Er verneigte sich, und Gottsched mußte abtreten. Ein andermal hatte Rost eine Satire in Knittelversen gemacht, Schreiben des Teufels an Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Bühne. Gottsched hatte damals gerade eine Reise vor, und es ward veranstaltet, daß ihm auf jeder Poststation, sobald er aus dem Wagen stieg, dies Schreiben des Teufels überreicht ward.

Liscov wollte an alle diese Händel weiter keinen Theil nehmen, wiewol er von seinen Freunden dazu aufgefordert, und von der andern Parthey gereizt ward. Christlob Mylius, geboren 1722, ein junges feuriges Talent, dessen Schriften Lessing 1754 herausgegeben hat, war damals Student in Leipzig, ein Verfechter Gottscheds, und mit Cramer und andern dortigen Gelehrten in einigem Verkehr. Er gab 1743 eine Zeitschrift heraus: Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks; gewöhnlich nur die hallischen Bemühungen genannt. Um Gottsched an Liscov für dessen Vorrede zum Longin zu rächen, und diesen, der vor 8 oder 9 Jahren den Professor Philippi todt ge=

12 *

sagt hatte, mit seinen eignen Waffen anzugreifen, ließ Mylius in einem Stücke dieser Zeitschrift ihn sein Testament machen. Liscov schwieg dazu. Rost beklagt sich über diese Gleichgültigkeit in zwey Briefen an Bodmer. In dem ersten vom 25. April 1744 sagt er: Herr Liscov scheint beynahe seinen Kiel gestampft zu haben; und in dem zweiten vom 12. October 1744: Gottsched und seine Bande werden recht verwegen, weil sie ein wenig Ruhe haben. In den hallischen Bemühungen, die zu Leipzig verfertigt werden, hat man Liscoven sein Testament machen lassen. Der Einfall ist so mager als möglich ausgeführt. Unser Liscov ist indessen ein großmüthiger Löwe. Nur fürchte ich, er werde endlich schläfrig werden; denn er ist gar zu gelassen. Rosts Urtheil war gewis sehr richtig. Liscov überließ den Kampf zwischen Bodmer und Gottsched, der jetzt gerade die höchste Höhe erreicht hatte, jüngeren Federn. Ausser Rost war auch der bekannte Dichter Pyra, Conrektor in Berlin, geb. 1715, gegen Gottsched in die Schranken getreten, mit einem Erweis, daß die Gottschedische Sekte den guten Geschmack verderbe. Leipzig 1743. Allein dies ausgezeichnete Talent gieng bereits im July 1744 unter. Einen noch herberen Verlust erlitt Liscov zu dem Ende desselben Jahrs. Sein Freund, der oft erwähnte Jac. Friedr. Lamprecht, hatte sich, so wie er, der Litteratur entzogen, und war seit einigen Jahren geheimer Secretair in dem Departement der auswärti-

gen Angelegenheiten zu Berlin gewesen. Derselbe starb, 37 Jahre alt, im December 1744. Bey den damaligen feindseligen Verhältnissen zwischen Preussen und Sachsen mag der Berliner Freund mehr oder weniger auf die politischen Ansichten des Dresdner Freundes gewirkt haben. Auf jeden Fall hatte Liscov seinen Kiel gestampft, wie Rost sich in dem Briefe an Bodmer ausdrückt, und die hallischen Bemühungen hatten in diesem Sinne nicht Unrecht, wenn sie ihn sein Testament machen liessen. Da er sich hier aus der Geschichte der Litteratur verliehrt, und von nun an die Nachrichten über ihn seltner werden, so mag hier eine Anekdote aus seinem damaligen Privatleben Raum finden. Wir theilen selbige im Auszuge mit aus Richard Roos bunten Steinen, Leipzig 1821. Als Liscov Cabinetsecretair war unter dem Grafen Brühl, lebte er mit dem Kammersecretair Str . . . . auf einem freundschaftlichen Fuße. Dieser gab sich mit Gelegenheitsgedichten ab, und that sich nicht wenig darauf zu gute. Liscov aber konnte die schlechten Dichter eben so wenig ertragen, als die schlechten Prosaisten, und es war ihm eine rechte Quaal, wenn jener ihm seine mittelmäßigen Verse vorlas, und Beifall erwartete. Eines Tages beklagte dieser Str. sich gegen Liscov, daß alle seine Gelegenheitsgedichte ihm noch keine zwey Dutzend Bouteillen Wein eingebracht hätten, und las ihm sodann ein eben fertig gewordenes Hochzeitsgedicht vor, welches er

dem General von Nostiromicky, der eine Nichte ver- heyrathete, überreichen wollte. Nach vollendeter Lectüre verlangte er Liscovs Urtheil über das Gedicht. Dieser wollte weder unwahr, noch unhöflich antworten, und half sich durch eine schalkhafte Wendung, indem er ihm wünschte, daß der General ihn für das Gedicht mit einem Dutzend Bouteillen Wein von gleicher Vortreff- lichkeit beschenken möge. Liscov, der überhaupt gerne neckte, begnügte sich nicht mit dieser zweydeutigen Re- plik, sondern ersann einen Scherz, der zwar sehr zweck- mäßig, aber eben nicht fein war. Er wollte dem Str. im Namen des Generals einige Flaschen Wein senden, welche an Güte dem Hochzeitsgedichte völlig gleich kom- men sollten. Zu dem Ende brauete er mit Hülfe seiner Haushälterin ein Getränk aus Hollundersaft und Glau- bersalz, und schickte selbiges zierlich versiegelt, dem Ge- legenheitsdichter ins Haus. Dieser errieth den Urheber des Spaßes, und nahm sich vor, denselben durch einen noch derberen Scherz zu züchtigen. Nicht lange darauf war Liscovs Geburtstag. Str. veranstaltete ihm zu Ehren ein Gastmahl, wozu auch der baiersche Legations- Secretair Wenzel Schubauer, mit dessen zwey sehr schönen Töchtern, denen Liscov den Hof machte, ein- geladen wurde. Vorher aber bereitete er mit Hülfe seines alten Freundes, des churprinzlichen Reise-Küchen- meisters Wildner, der auch von der Gesellschaft war, eine Flasche Alicante — Liscovs Lieblingswein — mit

einem starken Abführungsmittel. Der Plan der Rache wäre beinahe an einer Kleinigkeit gescheitert, und glücklich für den Wirth, wenn er wirklich vereitelt worden wäre. Liscov war nämlich bereits zu seinem Ehrenfeste geschmückt, und eben im Begriffe, sich zu seinem Freunde Str. zu verfügen, als der königliche Secretair Swieticki ihn zu dem Minister Brühl berief. Dieser stand wegen Ankaufs der Herrschaft Pförten in der Niederlausitz mit dem Sohne des Cabinetsministers, Grafen von Bayhdorf in Unterhandlung, und wollte Liscov sogleich dahin absenden. Nur mit Mühe erhielt dieser von dem Minister, mit welchem er damals noch auf dem besten Fuße stand, Aufschub bis auf den folgenden Tag. Angekommen bey Str. erhielt er an der Tafel den Ehrenplatz zwischen den beiden schönen Fräulein Schubauer. Seine Gesundheit ward fleißig getrunken, und ihm über Tisch von dem zubereiteten Alicantwein gereicht. Bald spürte er die Wirkung desselben. Er mußte sich zwey oder dreimal von der Tafel entfernen, nicht ohne Spötterey von Seiten des Wirthes. Er ließ diesen zuletzt herausrufen, entdeckte ihm seinen schmerzhaften Zustand, und äußerte die Besorgniß, daß eines der Gerichte oder der Wein vergiftet seyn möchte. Das Weinel ist gut, erwiederte Str., es ist aus dem Keller Sr. Excellenz des Generals von Nostrowirsky, der es mir neulich für das bewußte Hochzeitsgedicht geschenkt hat. Liscov, der augenblicklich den wahren

Zusammenhang der Sache einsah, ließ sich dergestalt vom Zorne überwältigen, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Es kam draussen vor dem Speisezimmer zur Prügeley zwischen beiden, und die herbeyeilende Gesellschaft konnte nur mit Mühe die Kämpfenden auseinander bringen. Der größte Theil der Gesellschaft nahm Liscovs Parthey, und verließ mit ihm eiligst den Saal, so viele gute Worte der Wirth nunmehr auch gab. Die Geschichte ward bald ein Stadtgelächter, und kam auch dem Grafen Brühl zu Ohren. Dieser, der sich durch die Verhöhnung seines Secretairs in einer Gesellschaft, wo selbst diplomatische Personen anwesend waren, beleidigt fühlte, nahm die Sache ernsthaft. Der Kammerpräsident mußte dem armen Kammersecretair Str. tüchtig den Text lesen, und ihm andeuten, daß er, so lange der Graf Brühl lebe, auf keine Beförderung zu rechnen habe. Str. konnte den Verdruß nicht verschmerzen. Er verfiel in eine Nervenschwäche, welche ihn fast zu allen Geschäften unbrauchbar machte. In 14 Monaten war er todt. Er verwünschte noch sterbend den unglücklichen Einfall mit dem Vorleweine, und ließ Liscov um Verzeihung bitten. Dieser ließ ihn seiner völligen Verzeihung versichern, und schickte ihm allerley Erquickungen; allein er konnte sich lange nicht überwinden, ihn zu besuchen. Endlich that er es doch. Es kam zu gegenseitigen Erklärungen, und Liscov verließ ihn von nun an weder Tag noch Nacht,

bis an seinen Tod. Auch tadelte er sich nach der Hand, so oft von der Geschichte gesprochen ward, jedesmal bitterlich, daß er an jenem fatalen Abende seinen Zorn nicht habe beherrschen können.

Zu Anfang des Jahres 1741 ward Liscov königlich-polnischer und churfürstlich-sächsischer Kriegsrath. Sein Fach war jetzt die Ausarbeitung polnischer Staatsschriften. Er verheyrathete sich nun, und widmete sich gänzlich den Staatsgeschäften; wie es scheint, nur gar zu angelegentlich. Im Jahre 1748 lebte er noch zu Dresden in diesem seinen Amte, wie wir aus einem Hagedornschen Briefe an Bodmer ersehen. Bodmer hatte nemlich die Duncias des Pope aus dem Englischen übersetzt, und Hagedorn schrieb ihm in dieser Veranlassung einen Brief, datirt vom 13. April 1748, worin diese Stelle vorkommt: So schön auch die Duncias im Englischen und Deutschen ist, so würde man doch Gefahr laufen, nicht nur den deutschen Dunsen, sondern auch gegen Vermuthen, Feinden derselben zu misfallen, wenn man an gewissen Orten deutsche Namen einschalten wollte. Niemand fehlt es an Feinden und boshaften Lesern. Wenn also die Zeilen:

> Da Liscov, Deutschlands Swift, verurtheilt ist,
> Sarmatische Staatsschriften zu verfassen:

in Ihrer Duncias stünden, so würden Uebelgesinnte ihn meisterlich zu beschuldigen wissen, daß er eine stolze

Unzufriedenheit über sein Amtsgeschäfte bezeigt habe, und daraus ihm nachtheilige Deutungen machen, auch in Dresden nicht einräumen, daß eine gute Staatsschrift zu verfertigen, nicht eben sowohl einen starken und geübten Verstand erfordere, als z. E. die Vortreflichkeit der elenden Scribenten so scharfsinnig zu beschreiben, als mein Freund Liscov gethan hat.

Dies ist die letzte bestimmte Nachricht von Zeitgenossen über ihn, die wir bis jetzt haben finden können. Ueber die bald erfolgte Catastrophe seines Lebens sind alle Nachrichten höchst mangelhaft. Von seiner Nachkommenschaft, die darüber die beste Auskunft geben könnte, sind solche aus leicht begreiflichen Gründen kaum zu erwarten. Was darüber bis jetzt bekannt geworden ist, möchte in Folgendem bestehen:

Im Jahre 1747 nahmen bekanntermaaßen die geheimen Verbindungen zwischen Rußland, Oestreich und Sachsen gegen Preussen, die den siebenjährigen Krieg zur Folge hatten, ihren Anfang. Preussen, das niemals dem Minister Brühl traute, suchte diesen geheimen Verhandlungen auf die Spur zu kommen, und entgegenzuarbeiten. Es suchte sich eine Parthey in Dresden zu gewinnen, und es mag nicht geleugnet werden, daß viele Köpfe daselbst, unzufrieden mit dem Systeme der Minister, die sich leidenschaftlich dem öster-

reichischen Interesse hingaben, sich auf preussische Seite hinneigten, und daher mehr oder weniger der Regierung in Dresden misfällig oder wohl gar verdächtig wurden. Es ist auch bekannt, daß es damals an Staatsgefangenen in Sachsen nicht fehlte. Liscov, der sich für das Land, dem er diente, interessirte, scheint gleichfalls dem Systeme der Minister abhold gewesen zu seyn. Seine gut preussische Gesinnung ist nicht zu leugnen. Als bey dem Einfall der Preussen in Sachsen ein Brühlianer folgendes Distichon machte:

Attila Teutoniam populans fuit Hunnus, at alter
Saxoniam populans Attila, Prussus erat,

so verfertigte er darauf mehre Parodien in lateinischer Sprache, die unmöglich der Ministerparthey gefallen konnten. Je freyer nun Liscov sich von aller pflichtwidrigen Verbindung fühlte, desto mehr ließ er seiner Zunge freyen Lauf. Sein Witz, sein freimüthiger Spott, seine sarcastischen Einfälle hatten es aber hier nicht, wie vormals, mit pedantischen Gelehrten zu thun, sondern mit Machthabern, die keinen Scherz verstanden. Es konnte nicht fehlen, er mußte sich seinen bisherigen Gönner, den geheimen Kammerrath von Heinecken, abgeneigt, und den Grafen Brühl mistrauisch machen. Es kam nur auf eine Veranlassung an, seinen Fall zu beschleunigen. Diese Veranlassung gab, wie man sagt, ein Epigram auf Brühl, und eine Persiflage auf

den englischen Minister am Dresdner Hofe. Die Anekdote von diesem wird folgendermaßen erzählt. Als derselbe dem Könige sein Beglaubigungschreiben überreichte, war der ganze Hof im Audienzsale versammlet. Der Gesandte verrichtete die Handlung mit solchem feierlichen Gepränge, daß Liscov nicht ernsthaft bleiben konnte; und als jener mit gleicher Feierlichkeit seine Rückreise vom Throne antrat, raunte dieser seinem Nachbar die Worte ins Ohr: und als der Teufel ihn verließ, siehe da kamen die Engel Gottes und dieneten ihm. Der Einfall gieng unter Lachen im Kreise herum. Der Gesandte bemerkte es, und fühlte sich beleidigt. Der König ließ die Sache untersuchen, und um dem Gesandten Genugthuung zu geben, den Spötter ins Gefängniß nach Eulenburg abführen. Wir wollen die Aechtheit dieser gedruckten Anekdote weder bezweifeln noch verbürgen. Gewis ist es, daß er in Eulenburg im Gefängnisse gesessen. Nach einem Gedichte Bodmers zu urtheilen, muß die Haft anfangs sehr strenge gewesen, und ihm sogar der Gebrauch des Papiers versagt worden seyn. Bodmers Verse lauten also:

Liscov trug der Philippi Lob vom Ufer der Elbe
Bis an den Rhein; und hätt' er Papier gehabt im Bicetre,
O so hätt' er das Lob der Kloß und Riedel gesungen.

Indessen kann die Strenge der Haft nicht lange gedauert haben; denn als zu Anfang des siebenjährigen Krieges, im Herbste 1756 die Preussen in Sachsen einfielen, und sich des ganzen Landes bemächtigten, so daß selbst König und Minister nach Polen entweichen mußten, war er offenbar aus der Gewalt seiner Dränger. Hiermit stimmt auch eine Nachricht des bereits gedachten Steuerrevisors Wilmersdorf, des Schwagers von unsern Liscovs Sohne, überein. Dieser behauptet nemlich im deutschen Anzeiger, daß Liscov sich das amtsässige Gut, Berg vor Eulenburg eigenthümlich erstanden, daselbst die letzten Tage seines Lebens zugebracht, sich daselbst mit den Wissenschaften und der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigt habe, und auch daselbst gestorben sey. Dagegen scheint übrigens die Todesanzeige im Hamburgischen Correspondenten vom November 1760 einige Zweifel zu erregen. Hier heißt es nemlich: Am 30sten October 1760 starb zu Eulenburg der königl. polnische und churfürstl. sächsische Kriegsrath, Herr Christian Friedrich (Ludwig) Liscov im neun und funfzigsten Jahre seines Alters. Seine Sammlung satirischer Schriften, die in jedermanns Händen ist, legt von seinem grossen Genie, seiner Gelehrsamkeit und seinem angenehmen Witze ein unverwerfliches Zeugniß ab, das bey der Nachwelt gewiß in Ehren bleiben wird, u. s. w. In dieser Anzeige wird zwar seiner Gefangenschaft nicht erwähnt, aber doch

gesagt, daß er zu Eulenburg selbst gestorben sey. Indessen wäre es möglich, daß das Gut Berg vor Eulenburg mit zur Stadt gehört, und beide Nachrichten demnach zu vereinigen sind.

Als er starb, war Sachsen in der höchsten Bedrängniß. Er erlebte noch das Bombardement der schönen Residenz, und hatte die traurige Genugthuung, seine Ansicht von Brühls Politik vollkommen gerechtfertigt zu sehen. Pott in seiner Vorrede zu der Liscovschen Schrift von der Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit, sagt: hätte der Minister Brühl, mit welchem er vermöge seines Amtes arbeitete, ihm Gehör gegeben, so würde Sachsen und Deutschland keinen siebenjährigen Krieg gesehen haben. Er sagte dem Minister gerade und offen seine Meinung. Da dies nichts fruchtete, sagte er ihm Stirn gegen Stirn auf Liscovsche Weise die Wahrheit, so daß Brühl, des Widerspruchs nicht gewohnt, und durch kriechende Schmeichler verdorben, höchst erbittert gegen ihn wurde, und ihm möglichst wehzuthun suchte. Liscov lächelte, und behandelte ihn in philosophischer Ruhe in seiner Weise.

Er hinterließ nur einen einzigen Sohn, Friedrich August. So wie er selbst seine Vornamen von seinem fürstlichen Gebieter erhalten hatte, so legte er seinem Sohne die Namen seines gegenwärtigen Königs bey.

So wie er selbst in der letzten Hälfte seines Lebens sich der Politik zugewendet hatte, so suchte er auch seinen Sohn für die diplomatische Laufbahn zu bilden. Allein er starb, bevor dieser noch das Jünglingsalter erreicht hatte. Friedrich August erwählte nach seines Vaters Tode den Militairstand. Er war lange Adjutant des Grafen Bellegarde, welcher sich um die Verbesserung der sächsischen Cavallerie große Verdienste erworben hat. Er starb als sächsischer Major im December 1807 zu Danzig, in Folge der beschwerlichen Küstenwachen bey Colberg. Franzosen, Sachsen und Polen brachten ihn feierlich zu Gruft. Er hinterließ zwey Söhne. Der älteste, Friedrich August Alexander, war im März 1819 Lieutenant bey der sächsischen reitenden Artillerie. Der jüngste, Friedrich August Albert, widmete sich in dem gedachten Jahre 1819 den Wissenschaften auf der Schule zu Grimma.

Liscov hatte sich durch die eigne Gattung seiner Satire wohl großen Beifall, aber auch eben so großen Tadel gewonnen. Die Zahl seiner Feinde war nicht geringe, besonders unter der Geistlichkeit. In der Folge hat man seinem Charakter ein Gallensystem angedichtet, das demselben durchaus fremd war. Er war ein unbequemer, aber fröhliger Spötter; freysinnig in seinen Lebensansichten, und übersprudelnd freymüthig in seinen Aeusserungen. Seine Moral

war lachend. Hier sein eignes Bekenntniß darüber, so wie über seine Satire: „Ich esse mein Brod „mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem „Muth; denn das ist mein Theil. Ich entschlage „mich aller traurigen Gedanken, so viel mir mög„lich ist, und mache mir so viele gute Tage, als „ich kann. Die bösen kommen wohl ohne unsere „Bitte. Ich sehe alles, was in der Welt vorgeht, „mit Gelassenheit, und größtentheils von der lächer„lichen Seite an; und ich befinde mich wohl da„bey. Meinen Satiren habe ich manche lustige „Stunde zu verdanken, und ich erinnere mich noch „mit Vergnügen der Zeit, da ich sie machte. Ich bin „auch mit allen Folgen die sie gehabt haben, vollkom„men zufrieden, und also nicht im Stande, die Sünde, „die ich begangen haben soll, zu bereuen." Dies Bekenntniß ist vom Jahre 1739. An einer andern Stelle sagt er: Jeder muß seinem Naturel folgen. Wer so gesinnt ist, daß er zum Lachen spricht, du bist toll; und zur Freude, was machst du? der enthalte sich des Scherzens. Aber er richte nicht seinen Bruder, der in Einfalt glaubt, Weinen und Lachen habe seine Zeit. Er hat nicht Ursache, sich mit seinem sauren Gesichte, seiner runzlichten Stirne und seinem hangenden Kopfe groß zu wissen, oder sich einzubilden, Seufzer wären ein Zeichen, daß das Herz von Weisheit überlaufe. Die

Weisheit kommt auch in eine lustige Seele, und kann mit einem fröhlichen Muthe und einem heiteren Gesichte gar wohl bestehen. Lassen Sie uns, meine Herren, lachen und fröhlich seyn; Sie mögen sich ärgern und härmen, grämen und quälen, so viel es Ihnen beliebt. Was würden Sie sagen, wenn wir uns die Freiheit nehmen wollten, Ihnen Ihr ängstliches Gewinsel mit eben dem Trotze zu untersagen, mit welchem Sie uns das Lachen verbieten? Wir thun es nicht; wir lachen und lassen Sie schelten. Sie können sich also, wenn es Ihnen gefällt, aus dem Exempel der Unweisen erbauen.

Den eigentlichen Charakter seiner Satire bezeichnet er selbst an einer anderen Stelle sehr treffend. Es giebt Thorheiten, sagt er, die so handgreiflich sind, daß jedermann darüber erstaunt. Es würde eine vergebliche Bemühung seyn, wenn man solche Fratzen ernsthaft widerlegen wollte. Die Thoren würden dadurch auf die hochmüthigen Gedanken gerathen, man glaube, daß ihre Grillen einigen Schein hätten. Sie würden zu deren Vertheidigung nur immer neue Thorheiten vorbringen. Man thut also nicht besser, als wenn man ihnen dem Scheine nach Recht giebt, sich noch närrischer gebehrdet, wie sie, und ihre Thorheit so hoch treibt, daß sie, wenn sie die ungeheuren Folgen derselben

sehen, davor erstaunen, und wie ein kollerndes Pferd bey Erblickung eines Abgrundes stutzen. So macht man es mit allen, die im Kopfe nicht richtig sind. Wenn man mit einem Wahnsinnigen ernsthaft und vernünftig reden wollte, so müßte man selbst nicht klug seyn.

Herodes Antipas,

und sein Hofprediger

Johannes.

Herodes der Erste, auch der Große genannt, war geboren zu Askalon 68 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Vater, Antipater, war Minister des Königs Hyrkan, und beherrschte das Land mit Ministers Allgewalt. Als dieses von Pompejus erobert worden war, und Antipater nicht lange darauf vergiftet wurde, strebte sein Sohn, Herodes, nach der Regierung, und suchte den bisherigen Asmonäischen Regentenstamm vom Throne zu verdrängen. Eine Weile unterliegend flüchtete er nach Rom, und wußte es dahin zu bringen, daß er von dem damaligen Triumvirate zum Könige von Judäa ernannt ward, unter römischer Oberherrlichkeit. Dies geschah etwa 36 Jahre vor Christus. In den 37 Jahren seiner Regierung erwarb er sich nicht geringe Verdienste um den jüdischen Staat. Allein er hatte keinen jüdischen Sinn, und war nicht geliebt vom Volke. Ganz im Interesse Roms, vielleicht mehr aus Furcht, als Neigung, hatte er auch römischen Luxus und römische Laster mit nach Jerusalem gebracht. Er scheute keine Unthat, wenn sie seinen Lüsten oder seiner Politik zusagte. Um den Glauben seines Volks bekümmerte er sich nur zum Scheine, und der Tempel, den er äusserlich schöner schmückte, als Salomo, gerieth im

Innern in Verfall. Es entwickelte sich im Volke ein Sektengeist, und ein Sittenverderbniß, so bis dahin demselben fremd geblieben war. Uebrigens war er klug und tapfer. Unter seinen Kriegen bemerken wir hier nur den mit dem arabischen Fürsten Aretas, der seine Residenz zu Petråa hatte, und von dem unten mehr die Rede seyn wird. Durch römische Gunst war er am Ende Herr geworden über alle jüdischen Provinzen, Idumåa, Ituria, Judåa, Samaria, Galiläa, Trachonitis. Er starb im siebenzigsten Jahre seines Alters, zu Anfang des zweiten nach Christus; nachdem er kurz vor seinem Tode über dem Eingange des Tempels einen römischen Adler von Gold anbringen ließ, wodurch ein Volksauflauf veranlaßt ward.

Seine Hausgeschichte ist ein Gewebe von Gräueln. Er hatte 9 Gemalinnen nach einander, und von denselben eine Menge Kinder und Enkel. Wir nennen nur diejenigen, die in unserer historischen Darstellung vorkommen werden. Seine erste Gemalin, Doris, hatte er als Privatmann geheurathet, und mit ihr einen Sohn, Antipater, gezeugt. Seine zweite Gemalin, Mariamne, war eine Prinzessin aus dem königlichen Hause der Asmonåer. Von derselben hatte er zwey Söhne, Alexander und Aristobulus. Weil diese von königlichem Geblüte waren, die übrigen Kinder aber nicht, so vermeinten sie, größere Ansprüche auf den väterlichen Thron zu haben, als der erstgeborne

Antipater. Es entstanden daraus unnatürliche Contractionen, die mit der Hinrichtung aller endeten. Seine dritte Gemalin hieß gleichfalls Mariamne. Sie war die Tochter eines Priesters, den er zum Hohenpriester machte. Von ihr hatte er einen Sohn, Herodes. Der Sohn seiner vierten Gemalin, Cleopatra, hieß Philippus. Endlich von einer fünften Gemalin, Malthace, einer Samariterin, hatte er zwey Söhne, Archelaus und Antipas. Seine beiden Söhne, Alexander und Aristobulus, die aus dem bisherigen Regentenstamme waren, verheyrathete er, ersteren mit Glaphyra, Tochter des Königs von Cappadocien, letzteren mit Berenice, Tochter seiner Schwester, Salome. Aristobulus zeugte mit der Berenice zwey Söhne und eine Tochter: Agrippa, Herodes und Herodias.

Auf Verhetzung seines erstgebornen Sohnes, Antipater, ließ er seine beiden königlichen Söhne, Alexander und Aristobulus, nebst ihrer Mutter, Mariamne, hinrichten. Sodann machte er ein Testament, worin er den Antipater zum Nachfolger auf dem jüdischen Throne ernannte, und demselben seinen nunmehr zweyten Sohn, Herodes, substituirte. Als aber Antipater den Tod des Vaters nicht erwarten konnte, und ihn auf gut römisch vergiften wollte, ließ dieser auch ihn hinrichten, und strich seinen jetzt ältesten Sohn, Herodes, der ihm gleichfalls verdächtig worden war, in dem Testamente aus. Er machte darauf eine neue

testamentarische Verfügung, um die Erbfolge unter seinen drey jüngsten Söhnen, die noch übrig waren, zu bestimmen. Philippus und Archelaus die in Rom erzogen wurden, waren ihm verdächtig gemacht worden. Daher ernannte er den jüngsten von allen, Antipas, zu seinem Nachfolger, und vermachte den beiden anderen Tetrarchien. Allein kurz vor seinem Tode änderte er abermals seine Successionsverfügung, und ernannte in einem Codicill den Archelaus zu seinem Nachfolger auf dem Throne, und den Philippus und Antipas zu Tetrarchen. Hierauf starb er zu Jericho, und ward begraben zu Herodium.

Antipas suchte nun das Codicill umzustoßen. Er, so wie die beiden Brüder, Archelaus und Philippus, nebst der ganzen Herodischen Familie reisten nach Rom. Jeder suchte von dem Kaiser Augustus eine günstige Entscheidung zu erhalten. Aber auch das jüdische Volk hatte eine zahlreiche Deputation nach Rom gesandt, und bat flehendlich, daß ihm jetzt seine alte Unabhängigkeit wiedergegeben werden möge. Welch ein Wirrwar sich durchkreuzender Interessen! Augustus war in großer Verlegenheit, dieselben auszugleichen. Endlich bestätigte er das Codicil. Das jüdische Land erhielt nunmehr folgende Einrichtung. Es blieb unter römischer Oberherrschaft und zinsbar. Archelaus ward Ethnarch, mit dem Versprechen des königlichen Titels. Er erhielt die eine Hälfte des ganzen jüdischen Staates,

nemlich Idumäa, Ituria, Judäa und Samaria. Einkünfte 400 Talente. Antipas ward Tetrarch in Galiläa und Peräa. Einkünfte 200 Talente. Philippus ward Tetrarch in Trachonitis und Gaulonitis. Einkünfte 100 Talente.

Von diesem Augenblicke an war Unzufriedenheit und Faktionsgeist die allgemeine Losung. Das jüdische Volk war unzufrieden mit der Zinsbarkeit. Herodes, der älteste Sohn, war unzufrieden, daß er bey der Succession gänzlich übergangen worden. Philipp war unzufrieden über seine kleine Tetrarchie. Allein der Unzufriedenste von allen war Antipas. Er konnte es nicht verschmerzen, daß ihm anfänglich die Thronfolge bestimmt geworden war, und er jetzt dem Archelaus habe weichen müssen. Ein tiefer Groll gegen Rom, und gegen diesen seinen Bruder faßte Wurzel in ihm. Von hier an datiren sich seine Conspirationen, so wol gegen seinen Bruder, als in Rom selbst gegen die dortige Regierung.

Der neue Ethnarch Archelaus war nicht auf Rosen gebettet worden. Er hatte sich nicht bloß gegen seinen intriguirenden Bruder, sondern auch gegen das jüdische Volk zu behaupten. Er unterlag nach 9 Jahren. Zuerst war er verheyrathet gewesen, mit der Tochter seines hingerichteten Bruders Aristobulus, Namens Mariamne, sodann mit der Wittwe seines gleichfalls hin-

gerichteten Bruders Alexander, der Glaphyra. Er hatte, wie es scheint, keine Kinder mit denselben. Seine missliche Lage erforderte einen starken Charakter, und den hatte er nicht. Anstatt das Staatsruder mit fester Hand zu ergreifen, wie sein Vater, schwankte er, von den Stürmen der Zeit bewegt, hin und her. Bald suchte er das aufgehetzte Volk durch Nachgiebigkeit zu besänftigen, bald ließ er es bey Tausenden im Tempel ermorden. Sein Bruder Antipas hatte leichtes Spiel mit ihm. Im Jahre 11 war sein Schicksal vollendet. Er ward vom Kaiser Augustus der Etnarchie entsetzt, und nach Vienne in Gallien verbannt. Dies ist der erste Herodes in Frankreich, wir werden bald einen zweiten in Paris sehen. Archelaus tritt hier von der Bühne der Geschichte ab, und wir haben weiter nichts mit ihm zu schaffen.

Die Etnarchie über den halben jüdischen Staat war erledigt, und wem konnte sie anders zufallen, als dem Antipas, dem sie früher bestimmt gewesen war? Allein Augustus kannte seinen Mann, und hielt es nicht für gerathen, demselben eine so gefährliche Macht anzuvertrauen. Er machte die gesammte Etnarchie zu einer unmittelbaren römischen Provinz, ernannte den Coponius zum Procurator oder Statthalter derselben, und schickte ihn sofort mit römischer Mannschaft nach Judäa. Die Bestürzung, welche diese Maasregel in Galiläa am Hofe des Antipas erregen mußte, ist leicht

zu errathen. Die Intrignen seines Cabinets gegen seinen Bruder waren nicht bloß gescheitert, sondern sie hatten seine Lage um vieles verschlimmert.

Der Tetrarch Philippus in Trachonitis nahm an diesen Händeln keinen Theil. Er war von allen Kindern des Herodes der beste. Als er die neue Wendung der Dinge wahrnahm, zog er sich ruhig in seine Tetrarchie, die nördlichste von allen jüdischen Provinzen, zurück, und ist seitdem niemals aus derselben herausgekommen. Er war friedlichen Sinnes und gütig gegen seine Unterthanen. Er zog beständig mit seinen Räthen im Lande herum, und sprach Recht. Zu dem Ende mußte ihm überall, wo er im Lande herumreiste, der Thron nachgetragen werden. Begegnete ihm unterweges ein Rechtsbedürftiger, so ließ er auf der Stelle den Thron aufrichten, setzte sich darauf, und hielt Gericht. Die Schuldigen wurden jedesmal bestraft. Er erbauete Cäsarea Philippi, und machte diese Stadt zu seiner Residenz. Außerdem erbauete er auch die Stadt Julias, wo er begraben seyn wollte, und wo er sich zu dem Ende ein Grabmal errichten ließ. Verheyrathet war er mit der Tochter seines Bruders Antipas aus erster Ehe, Namens Salome. Er hatte mit ihr keine Kinder. Die Wittwe überlebte ihn, und heyrathete in der Folge den Bruder der Herodias und des Agrippa, Aristobulus. Der Tetrarch Philippus starb im zwanzigsten Jahre der Regierung des Tiberius, also im Jahre

33 der christlichen Zeitrechnung, und ward sehr feierlich zu Julias begraben.

Herodes, der älteste, von der Erbfolge ausgeschlossene Sohn des Vaters, hatte sich früher, als dieser ihn nemlich noch zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, mit der Tochter seines hingerichteten Bruders Aristobulus, mit Namen Herodias verloben müssen, als sie fast noch Kind war. Den alten Herodes hatte die Hinrichtung seiner Söhne gereut; und er legte die Hand der Enkelin in die Hand des Sohnes; so wie er deren Schwester, Mariamne, gleichfalls mit seinem anderen Sohne Archelaus verlobte. Mit dieser seiner Gemalin lebte Herodes als Privatmann auf seinen Gütern. Allein sie, durch ihre Großmutter aus dem königlichen Geblüte der Asmonäer entsprossen, stolz, ehrgeizig und unternehmend, konnte sich nicht in diesen Privatverhältnissen gefallen. Ihres Mannes Bruder, Antipas, war mehr nach ihrem Sinne.

Antipas, zu dem wir uns nunmehro wenden, und der die Hauptrolle in dieser unserer Darstellung spielt, war, wie gesagt, der jüngste der Herodianischen Söhne, und der ehrgeitzigste und intriganteste unter seinen Brüdern. Er hatte seinen alten Vater dahin zu bringen vermocht, daß dieser ihm vorzugsweise vor allen Brüdern die Nachfolge auf dem Throne vermachte; wiewohl diesem später die Bestimmung gereuete, und er dem Archelaus mittelst eines Codicils den Vorzug gab. Als

nach dessen Verbannung die Ethnarchie desselben ihm nicht zu Theil, sondern eine unmittelbare römische Provinz ward, kannte seine Erbitterung gegen Rom keine Grenze. Verheyrathet war er mit der Tochter des arabischen Königs Aretas. Sein Vater hatte früher mit diesem Fürsten blutige Kriege geführt. Durch die Verheyrathung seines Sohnes mit der Tochter desselben, hoffte er Frieden und gute Nachbarschaft zu befestigen. Das prächtige Bergschloß Machäros ward die Grenze zwischen Galiläa und Arabien. Die Hauptstadt Galiläas war damals noch Sephoris. Erst in der Folge erbauete Antipas eine neue Stadt am See. Dem Kaiser Tiberius ein Compliment zu machen, nannte er sie Tiberias, und erwählte sie zu seiner Residenz. Seit seine Hofnungen auf die erledigte Ethnarchie seines nach Gallien verwiesenen Bruders gescheitert waren, und vielleicht schon früher, hegte er den Gedanken, die Herrschaft der Römer in Palästina zu stürzen. Er leitete deshalb geheime Verbindungen zu Rom ein, und trat besonders mit Sejan, den er vielleicht schon bey seinem ersten Aufenthalte in Rom hatte kennen gelernt, in gefährliche Liaisons. Allein die Hauptsache war, das jüdische Volk in sein Interesse zu ziehen. Das war leicht und war schwer. Das Volk hatte nach des alten Herodes Tode keinen sehnlicheren und heisseren Wunsch gehabt, als seine Unabhängigkeit jetzt wieder geltend zu machen, hatte desfalls eine zahlreiche Gesandschaft nach Rom geschickt, und sich große Hof-

nungen gemacht. Statt dessen waren die besten jüdischen Provinzen nicht lange darauf unmittelbar der römischen Herrschaft unterworfen worden. Ein römischer Statthalter saß auf dem Throne Davids, römische Adler entweihten den heiligen Boden, römische Soldaten blickten mit Geringschätzung auf das Volk Gottes herab, und Jupiters Altäre rauchten neben Jehovahs. Und zu dem allen der Census und der Zinsgroschen. Es war nicht zu ertragen. Bey dieser Stimmung des Volks konnte es dem Antipas nicht schwer werden, einen großen Theil der jüdischen Patrioten für sein Interesse zu gewinnen. Allein diese, welche allerdings die Römerherrschaft eben so sehr haßten, wie er selbst, nur aus anderen Gründen, kümmerten sich wenig um die Politik des kleinen Galiläischen Tetrarchen. Sie trafen nur in dem einen Punkte zusammen, Sturz der Römerherrschaft. Indessen war dies auf jeden Fall das Nächste, worauf von Seiten des Antipas hingewirkt werden mußte. Das Weitere wird sich schon seiner Zeit finden. Es war daher der Klugheit gemäß, vor der Hand bloß in die Idee des Volkes einzugehen, und auf eine gelegentliche Explosion vorzubereiten. Das stärkste Einwirkungsmittel aber war und blieb bey Juden die religiöse Vorstellung. Waren sie gleich gegen den römischen Tribut nichts weniger, als gleichgültig, so kam dieser Tribut doch kaum in Betracht gegen die Schmach, daß das auserwählte Volk Gottes, das in seinen glorreichen Tagen unter dem unmittel-

baren Schutze Jehovahs gestanden, nun Götzendienern fröhnen sollte. Es mußte daher vor allen Dingen die Lehre von der alten Theocratie des jüdischen Volkes wieder in Anrege gebracht werden. Dadurch würde auch zugleich die vornehme und zahlreiche Kaste der Priester ins Interesse gezogen werden.

Es lebte damals gerade in Galiläa, unter den Augen des Antipas, ein Gesetzlehrer, der in dem höchsten Rufe der Gelahrtheit stand. Er hieß Judas, mit dem Beinamen Galiläus, gebürtig aus Gamalis in Gaulonitis. Ein Mann von Einfluß und Ansehn. Sein Sohn, Manahem, ward am Hofe des Antipas erzogen. (Ap. Gesch. 13, 1.) Dieser Judas ward zugleich mit einem Pharisäer Sadducus der Apostel der neuen Lehre von der alten Theocratie. Er trat öffentlich auf, und stiftete eine besondere Theocraten-Sekte, die nach der Behauptung des Josephus, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte mit den drey religiösen Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sie war religiös-politisch. Dies geschah um das Jahr 13 oder 14, als Coponius daselbst römischer Statthalter war. Die Lehre, welche Judas und seine Sekte von den Dächern predigte, bestand in Folgendem: Der jüdische Staat ist ursprünglich eine Theocratie gewesen, und muß es wieder werden. Es ist schimpflich für Juden, daß sie, nachdem sie so lange von Gott regiert worden, Herrscher erdulden, die eben so sterbliche Menschen sind, wie sie selbst,

Es ist Feigherzigkeit, den Römern Tribut zu bezahlen. Das Volk muß sich gegen die Römer empören (Joseph. de bello jud. II. 8.) Judas bekam bald einen sehr großen Anhang. Es kam wirklich zu aufrühreischen Bewegungen, als ein römischer Census ausgeschrieben ward. Gamaliel erzählt zwar Ap. Gesch. V. 37. daß Judas in diesem Aufruhre umgekommen, und sein großer Anhang zerstreut worden sey. Das mag wahr seyn, allein vernichtet ward diese Sekte damals keinesweges. Judas hatte nämlich zwey Söhne, Manahem und Jairus, welche in der Folge an die Spitze der Theocraten traten. Manahem hielt sich eine Zeitlang bey den Christen in Antiochien auf. Als aber unter Nero die jüdische Empörung ausbrach, warf er sich in das feste Schloß Masada, erbrach das Zeughaus, bewaffnete seine Sekte, und zog an ihrer Spitze in Jerusalem ein. Hier belagerte er den königlichen Pallast, und ließ die römische Besatzung über die Klinge springen, und den Hohenpriester Ananias ermorden. Endlich ward er von der römischgesinnten Parthey im Tempel überfallen und getödtet. Noch einen größeren Muth und einen beyspiellosen Heroismus bewies sein Neffe Eleazar, der Enkel des Judas von dessen gedachten Sohne Jairus. Er war mit Manahem nach Jerusalem gezogen, und hatte sich nach dessen Ermordung nach Masada gerettet. Als Jerusalem gefallen und das ganze Land unterjocht war, stand Eleazar mit seiner Theocraten-Sekte muthvoll aufrecht in Masada. Der

römische General Flavius Sylva belagerte es lange verge= bens. Als die Mauer brannte, und an keine Gegenwehr mehr zu denken war, redete er seine Theocraten also an: „Einst, wackere Männer, beschlossen wir, weder „den Römern, noch irgend einem anderen zu dienen, „als Gott, dem einzigen, wahren und rechtmäßigen „Oberherrn. Nun ist die Zeit gekommen, wo wir die= „sen heldenmüthigen Entschluß durch die That bewäh= „ren müssen. Daß wir uns jetzt doch ja nicht selbst „entehren. Laßt uns Gott in die Hände fallen, und „nicht den Römern. Mögen unsere Weiber sterben, „und unsere Kinder umkommen, bevor sie das Sklaven= „joch kennen lernen. Die gerettete Freiheit sey unser „schmuckvolles Sterbekleid" u. s. w. Ehe er noch seine Rede vollendet hatte, eilten alle hinweg. Jeder ermor= dete mit eigner Hand sein Weib und seine Kinder. Sodann stieß immer einer der Männer dem anderen das Schwert durch die Brust. Der letzte warf Feuer in den Pallast, wo die Schätze lagen, und stürzte sich selbst in die Flammen. Die Anzahl der Ermordeten war 960. Nur eine Anverwandtin des Eleazars und eine alte Frau hatten sich verkrochen, und konnten den erstaunten Römern Kunde geben von dem Vorgefallenen. Dies geschah am 15. April 71.

So war der Geist der von Judas im Jahre 13 oder 14 gestifteten Theocraten. Die Römer gaben ihnen in der Folge den gehässigen Namen der Zeloten.

Josephus, ein Römerfreund, hat uns in seiner jüdischen Geschichte eine Schilderung des Zeitraums hinterlassen, wo dieser Judas auftrat, das heißt, von der Verbannung des Archelaus und der Procuratur des Coponius bis zum Tode des Augustus und der Statthalterschaft des Pilatus. Dieser Judas, heißt es, hatte sehr viele Juden überredet, die Schätzung nicht geschehen zu lassen, als Quirinius nach Judäa geschickt ward, das Vermögen der Bürger, so wie ihre Namen und Familien aufzuzeichnen. Es rotteten sich damals diese Banditen zusammen gegen alle diejenigen, welche den Römern gehorchen wollten. Diese wurden wie Feinde behandelt, ihre Güter geplündert, ihre Heerden weggetrieben, ihre Häuser in Brand gesteckt. Diese Zeit war sehr fruchtbar an jeder Art des Unfugs. Keine Handlung moralischer Verdorbenheit blieb ungeübt, und es möchte nicht leicht etwas Neues der Art erdacht werden, wenn jemand auch seine Erfindungskraft aufbieten wollte. Die Individuen, wie der ganze Staatskörper erkrankten. Man bestrebte sich in der Wette, es einander an frevelhaften Betragen gegen die Gottheit, und an Ungerechtigkeiten gegen die Menschen zuvorzuthun. Wir lassen es dahingestellt seyn, ob der Römerfreund hier nicht mit allzu schwarzen Farben gemalt habe. Auf jeden Fall erkennt man den Partheymann, wenn er dieses Sittenverderbniß den sogenannten Zeloten zuschiebt, die ihm freilich als Anhänger der römischgesinnten Parthey manches Herzeleid anthaten.

Es war hohe Zeit, daß Kaiser Augustus starb, und sein Nachfolger Tiberius in dem Pilatus einen entschlossenen und tüchtigen Statthalter nach Judäa schickte. Die Unruhen der Theocraten wurden sogleich mit Nachdruck gedämpft. Um ihrem Uebermuthe Troz zu bieten, ließ er in der Nacht die verhüllten Statüen des Kaisers nach Jerusalem bringen. Die Juden warfen sich ihm zu Füßen, und erklärten, lieber sterben zu wollen, als ihr väterliches Gesetz, das keine Bilder verstatte, so verhöhnt zu sehen. Pilatus ließ sich bewegen, und entfernte die Statüen.

Sobald Antipas merkte, daß seine Pläne gescheitert waren, und Pilatus so entschlossene Maasregeln ergrif, so hatte er nichts Angelegentlicheres, als sich bey dem neuen Kaiser Tiberius einzuschmeicheln, und sich in seiner Tetrarchie bestätigen zu lassen. Allein Pilatus, der seine Gesinnungen gegen die Römer besser kannte, der seine Intriguen, so wie seinen Antheil an den Theocraten-Unruhen durchschauete, schickte den Agrippa, den Bruderssohn des Antipas, und Bruder der Herodias, nach Rom, um seinen Oheim förmlich beym Tiberius anzuklagen. Antipas wußte es indessen durch seine geheime Verbindungen in Rom, dahin zu bringen, daß die Anklage diesmal keine Wirkung hatte, und er wirklich in der Tetrarchie Galiläa und Peräa bestätigt ward. Indessen trauete Pilatus ihm niemals, und es blieb zwischen beiden ein argwöhnisches, ja selbst

feindseliges Verhältniß. Antipas suchte sich unter diesen Umständen immer mehr in der Gunst des Kaisers festzusetzen. So wie er die neuerbauete Residenz am See dem Kaiser zu Ehren Tiberias nannte, so ließ er auch in Peräa eine neue Stadt bauen, und nannte sie der kaiserlichen Mutter zu Ehren Julias; gerade wie sein Bruder Philippus. Um seine vorgespiegelten römischen Gesinnungen auf eine auffallende Weise an den Tag zu legen, ließ er seinen neuen prächtigen Pallast zu Tiberias mit Bildnissen verzieren, so sehr dies auch den orthodoxen Juden ein Gräuel war. Inzwischen hörte er nicht auf, heimlich zu conspiriren. Je aufmerksamer aber und staatskluger Pilatus war, desto feiner mußten die Fäden gesponnen werden. Auf diese Weise bildeten sich in den nächsten 10 bis 12 Jahren zwey entgegengesetzte Coalitionen, nemlich die der Patrioten, wozu auch besonders die Theocraten gehörten, und die der Römischgesinnten. An der Spitze der ersten Coalition stand Antipas. Zu der anderen Parthey gehörten nach dem Zeugnisse des Josephus, die reichsten, edelsten und ältesten Männer im Volke. Einige aus dieser Parthey mögen durch Ehrenstellen und allerley Mittel ins römische Interesse gezogen worden seyn. Die meisten hingegen hatten diese Parthey ergriffen aus Liebe zum Frieden, und weil sie in dem Ausbruche einer neuen Empörung den gänzlichen Untergang des jüdischen Staates voraussahen. Zu dieser letzten Parthey gehörten aus dem hohen Rathe, Nicodemus,

Gamaliel, Joseph von Arimathia, und späterhin deren Söhne: Goria und Simeon, auch der Hohepriester Ananus, (Joseph. de bello jud. IV. 3. §. 9.)

So standen die Sachen, als Antipas um das Jahr 27, oder 28 nach Rom reiste, um mit dem Sejan die letzte Hand ans Werk der Verschwörung zu legen. Diese in der römischen Geschichte bekannte Verschwörung des Sejans gehört weiter nicht hieher, als in so weit die jüdischen Provinzen mit in Betracht kamen, und Antipas seine Rolle darin übernommen hatte. Auf seiner Reise nach Rom hatte er eine Zusammenkunft mit der Herodias, seines Bruders Herodes Gemalin, die mit ihm, wie oben erwähnt, auf seinen Gütern im Privatstande lebte, einer ränkevollen und hochstrebenden Dame, die mit den Plänen des Antipas und dem Zwecke seiner gegenwärtigen Reise vertraut war. Antipas suchte sie, wie Josephus erzählt, zu überreden, ihren Mann zu verlassen, und ihn selbst zu heyrathen. Sie ließ sich den Vorschlag unter folgender Bedingung gefallen: Er solle zuerst nach Rom reisen, und wenn er daselbst sein Vorhaben glücklich zu Stande gebracht habe, zurückkommen, und sodann vor allen Dingen seine gegenwärtige Gemalin, die Tochter des arabischen Königes Aretas aus seinem Pallaste zu Tiberias verbannen, dagegen sie, die Herodias, darin aufnehmen, und den Thron mit ihr theilen. Hierauf reist Antipas nach Rom ab, vollbringt glücklich sein

dortiges Geschäft, und kommt zurück. Inzwischen hatte seine Gemalin Kunde erhalten von dem, was zwischen ihm und der Herodias vorgefallen war, und schnell ihre Parthey genommen. Sie erbat sich von ihm die Erlaubniß, sich zur Erholung auf das schöne Bergschloß Machäres begeben zu dürfen. Antipas ertheilte ihr gerne die Erlaubniß. Der Burgpräfekt war von ihr gehörig unterrichtet worden. Daselbst angekommen, eilte sie sogleich weiter von einem Präfekten zum andern bis nach Petråa zu ihrem Vater. Diesem entdeckte sie nun den Verrath ihres Mannes. Es herrschten damals gerade zwischen Aretas und Antipas unfriedliche Verhältnisse wegen eines Grenzstreites, das gamalitische Feld betreffend. Diese neue Beleidigung kommt hinzu, und der beleidigte Fürst greift zu den Waffen. Unterdessen entführt Antipas seinem Bruder die Herodias nebst ihrer Tochter, der jungen Salome; und bringt sie nach Tiberias in seinen Pallast. Darauf werden von beiden Seiten Truppen zusammengezogen, und Heerführer gegen einander ins Feld geschickt. Antipas geht mit der Herodias und deren Tochter Salome nach Machäres, um seinem verrückenden Heere näher zu seyn. Es liefert sich eine Schlacht, Antipas wird besiegt und sein ganzes Heer niedergemacht. Im Volke war die Meinung, daß diese Niederlage eine Strafe Gottes sey dafür, daß Antipas kurz vorher Johannes, den sogenannten Täufer, einen gerechten Mann, hatte nach Machäros bringen und daselbst ermorden lassen.

Allein die wahre Ursache der Niederlage war Verrath. Es dienten nemlich bey dem Heere des Antipas auch Truppen seines Bruders Philippus, des Tetrarchen in Trachonitis. Dieser hatte eine Tochter der verstoßenen Gemalin des Bruders, also eine Enkelin des Aretas in Ehe, und ein Theil der Philippischen Truppen gieng in der Schlacht zum Feinde über. So erzählt Josephus. In Folge seines Sieges drang Aretas in Syrien ein, und besetzte Damascus. Sein Präfekt hatte diese Stadt noch inne, als Paulus um das Jahr 38 dahin kam. (2. Cor. II. 32.) Antipas bat den römischen Hof um Beistand. Sejan stand noch in Ansehen, und der Beistand ward ihm bewilligt. Nicht Pilatus, sondern der Proconsul in Syrien, Vitellius, erhielt den Auftrag, dem Aretas den Krieg zu machen. Gleich darauf ward die Verschwörung des Sejans in Rom entdeckt, und derselbe hingerichtet im Jahre 31. Des Antipas Antheil an dieser Verschwörung blieb damals ein Geheimniß, und ward erst 8 Jahre nachher entdeckt. Indessen hatte er doch die Gunst des ihm mistrauenden Tiberius für immer verloren. Davon erhielt er bald Beweise. Sein Bruder Philippus starb im Jahre 33, und hinterließ keine Erben. Nichts war an sich billiger, als daß ihm, dem Bruder, dessen erledigte kleine Tetrarchie verliehn ward. Er that sich alle Mühe, und hatte sich zu dem Ende auch wieder mit Pilatus ausgesöhnt. Allein alle Fürsprache war umsonst. Tiberius erklärte die erledigten Tetrarchien Trachonitis und Gaulonitis

für eine unmittelbare römische Provinz. Bald sollte auch er seine eigne verliehren.

Wir haben oben erwähnt, daß der Herodias Bruder, Agrippa bey Ankunft des Pilatus in Judäa, und den damaligen Theocraten-Unruhen nach Rom gieng, um seinen Oheim Antipas wegen dessen Umtrieben beym Kaiser Tiberius zu verklagen, und daß diese Anklage damals keine Wirkung hatte. Agrippa, der Enkel des großen Herodes, Prinz aus königlichem Geblüte, ohne Geld und Land, ein Glücksritter, verblieb lange Zeit in Rom, und machte dort vornehme Bekanntschaften. Seine geringe Baarschaft war bald aufgezehrt. Er kehrte mit seiner Gemalin Cypris nach seinem Vaterlande zurück. Als er in Idumäa ankam, war er so sehr von Geld entblößt, und verschuldet, daß er Hand an sich legen wollte. In dieser Noth wandte seine Gemalin sich an seine Schwester, die Herodias, die unterdessen den Antipas geheyrathet hatte. War es Großmuth, war es Klugheit, den Mitwisser ihrer Schuld in Händen zu haben, genug sie vermochte den Antipas, ihn zu sich nach Tiberias zu nehmen. Hier setzte derselbe ihm eine kleine Pension aus, wovon er kaum anständig leben konnte. Bey einem Gastmale zu Tyrus wirft er ihm seine Dürftigkeit vor; es kommt zu Zänkereyen, und Agrippa verfügt sich nach Syrien zum Flaccus, der damals diese Provinz verwaltete, und mit dem er früher in Rom Freundschaft gemacht hatte.

Hier lebte er eine Zeitlang mit seinem Bruder, Aristobulus. Von diesem wegen tadelhafter Aufführung verklagt, mußte er sich nach Ptolomais begeben. Da er hier nichts zu leben hatte, schiffte er wieder auf gutes Glück nach Rom. Er traf den Kaiser zu Caprea, und war so glücklich, dessen Gunst zu gewinnen. Bald verscherzte er diese wiederum durch Leichtsinn und Umtriebe mit dem Caligula. Er ward gefangen gesetzt, und blieb in der Gefangenschaft bis zum Tode des Kaisers, etwa ein halbes Jahr. Caligula ward Kaiser, und machte ihn zum Tetrarchen in Trachonitis. Er setzte ihm ein Diadem auf, und schickte ihn mit königlichem Titel nach Hause. Dies geschah im Jahre 37. Kaum war er in diesem Glanze in Trachonitis erschienen, so entbrannte die Misgunst seiner Schwester, Herodias. Sie wollte nicht weniger seyn, als ihr Bruder, der als Bettler an ihrer Tafel gespeist hatte. Tiberius, ihr Feind, war todt, und sie glaubte, jetzt die Ansprüche ihres Mannes auf Trachonitis erneuern zu dürfen. Sie überredete ihren Gemal, persönlich nach Rom zu reisen. Sie schiffte sich selbst mit ein. Antipas, sich seiner Schuld bewußt, sträubte sich lange. Er war ein alter Wüstling, und phlegmatischen Temperaments, wie Josephus berichtet. Ihre Vorwürfe, ihre Beredsamkeit siegten über seine Bedenklichkeiten. Kaum ist das Schiff unter Segel gegangen, so schifft auch Agrippa sich ein. Sie kamen zugleich an in Rom. Agrippa tritt abermals als Kläger auf gegen seinen

Oheim und Schwager. Er beschuldigt ihn der Mitverschwörung mit dem Sejan gegen Tiberius. Als Beweis führt er einen heimlichen Waffenvorrath an, womit 70,000 Juden bewaffnet werden sollten. Caligula ernennet eine Untersuchungs-Commission, und Antipas wird schuldig befunden. Er wird seiner Tetrarchie entsetzt, und nebst der Herodias nach Paris in Gallien exilirt. Agrippa erhielt nicht bloß Galiläa, sondern ward, wie sein Großvater, König über alle jüdische Provinzen. So das Ende des Herodes Antipas im Jahre 39. Wenn man seine Geschichte in den heiligen Büchern liest, so erregt es ein wunderbares Gefühl, sich diesen Mann und seine jüdische Umgebung an der Seine in Paris zu denken. Ob damals nicht schon unter seiner Begleitung ein heimlicher Verehrer des Johannes oder gar der christlichen Lehre das Evangelium nach Frankreich gebracht haben mag?

Wir wenden uns jetzt zu Johannes, dessen Verhältnisse zu Antipas wir am richtigsten durch die Benennung eines Hofpredigers zu bezeichnen glauben. Wenn wir von diesem merkwürdigen Manne auch weiter nichts wüßten, als daß er der Patron des Freimaurer-Ordens ist, so würde er schon deswegen unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, wiewohl die Geschichte uns über den Zusammenhang dieser Thatsache keine genügende Auskunft giebt. Von seiner Jugendgeschichte wissen wir eigentlich gar nichts. Da er von priester-

licher Abkunft war, so war er von vornehmer Geburt, denn die Priester machten den jüdischen Adel aus, wie Josephus in seiner Selbstbiographie berichtet. Sein Vater war der Priester Zacharias aus der Ordnung Abia, ein frommer und gottesfürchtiger Mann. Seine Mutter, Elisabeth, war von den Töchtern Aron. Die Ehe war lange unfruchtbar gewesen, und beide bereits geältert, als Johannes ihnen geboren ward. Seine Geburt fällt ein halbes Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, und zwar nach der kirchlichen Annahme am 24sten Junius. Seine Mutter war, nach einem Berichte, eine Anverwandtin von Maria, der Mutter des Jesus von Nazareth. Beide lebten im freundschaftlichen Umgange mit einander. Während den letzten drey Monaten ihrer Schwangerschaft war Maria zum Besuche bey ihr. Zacharias, der bald die großen Anlagen des Sohnes bemerkte, ließ ihn sorgfältig in den Wissenschaften unterrichten, und hoffte einen großen Mann aus ihm zu machen. Johannes widmete sich den Studien in der Einsamkeit, bis er vor dem Volke auftrat. Weiter gehen unsere Nachrichten von seinen jüngeren Jahren nicht. Als er wieder zuerst in der Geschichte erscheint, um eine kurze, aber höchst merkwürdige Rolle abzuspielen, ist er Volkslehrer an der östlichen Seite des Jordans, ist eine Art von Hofprediger am Hofe zu Tiberias, und Stifter einer eignen religiösen Schule, ascetischen Charakters, deren Hauptunterscheidungs-Ceremonie die Taufe im Jordan

war. Vor allen Dingen müssen wir uns hier mit der Chronologie abfinden. Wir lernen aus der Selbstbiographie des Josephus, daß alle Jünglinge unter den Juden, die sich den Studien widmen wollten, einen ordentlichen philosophischen Cursus machten, und sich alsdann zu einer der drey philosophischen Schulen der Pharisäer, Sadducäer und Essäer bekannten. Sie richteten alsdann ihre Lebensweise nach den Vorschriften derjenigen Sekte ein, die sie gewählt hatten. Auf bürgerliche Verhältnisse hatte dieses ihr freiwilliges Bekenntniß keinen Einfluß. Wir finden Senatoren und Feldherren aus allen Sekten. Oft bekannte sich ein Jüngling, durch Familien-Verhältnisse bewegen, früher zu dieser oder jener der genannten dreyen Schulen, und trat später zu einer anderen über. Dies ist selbst der Fall mit unserem Josephus. Er hatte sich als Jüngling, nachdem er alle drey Schulen durchgegangen war, am längsten aber unter einem Bannus, einem Essäer, studiert hatte, zu der pharisäischen Sekte bekannt, und gab dennoch in der Folge, wie aus allen seinen Schriften erhellet, der essäischen den Vorzug. Die Pharisäer gehörten damals zu den streng orthodoxen Patrioten, und waren der Römerherrschaft höchst abgeneigt. Josephus ist erst später zu der Römerparthey übergegangen, und deshalb als Abtrünniger verfolgt geworden. Er war drey Jahre bey Bannus in der Wüsten geblieben, und war 22 Jahre alt, als er seine Studien vollendet hatte, und ins Geschäftleben eintrat. Wir wollen dem

Johannes 25 Jahre zur Vollendung seiner Studien einräumen. Er vollendete sie in der Schule der Essäer. Es ist zwar nicht genau zu bestimmen, in wie weit seine eigne spätere Lehre von der der Essäer abgewichen seyn mag. In den Grundzügen, so wie in den Kunstausdrücken stimmen sie überein. Auch seine Lebensweise war ganz die eines strengen Essäers. Josephus hatte drey Jahre in dieser Schule gesessen, und kannte Verfassung, Lehre und Sprache derselben sehr genau. Hören wir seinen Bericht:

„Die Essäer sind ihrer Abstammung nach Juden, zeichnen sich aber von allen anderen aus durch innige Bruderliebe, Φιλάλληλοι. Sie meiden sinnliche Vergnügungen als Uebles. Enthaltsamkeit und Beherrschung der Leidenschaft halten sie für Tugend, ἀρετή. Sie verachten den Reichthum. Es findet eine bewundernswürdige Gemeinschaft der Güter bey ihnen statt, Κοινωνητικοί. Die Ehe wird von ihnen nicht hochgeachtet. Wer von ihnen in ihre Sekte aufgenommen seyn will, muß dem Orden, τάγμα, seine Habe überliefern. Aller Besitz ist den Brüdern, ἀδελφοί, gemein. Die Verwalter der gemeinsamen Güter, ἐπιμεληταί, werden gewählt. Sie gehen beständig in weissen Kleidern. Sie wohnen zerstreut in den Städten. Ordensbrüdern, die anderswo herkommen, steht der Zutritt zu dem, was die anderen haben, so frey, wie zu ihrem Eigenthume. Groß ist ihre Ehr-

furcht gegen die Gottheit, εὐσεβεῖς. Nach dem Morgengebete gehen sie an ihre Arbeit. Um die fünfte Stunde versammeln sie sich wieder an einem Orte, schürzen sich mit einer leinenen Schürze, und baden ihren Körper in kaltem Wasser. Darauf speisen sie gemeinschaftlich. Ein Priester betet vor und nach dem Essen. Den Speisesaal betrachten sie als einen heiligen Tempel. Nach der Mahlzeit legen sie ihre Kleider, gleichsam als Heiligthümer, ab, und gehen wieder an die Arbeit. Zu Abend speisen sie auf dieselbe Weise. Fremde, die ankommen, setzen sich mit zu Tisch. Nie entweiht Geschrey oder Lärm das Haus. Daher kommt Leuten, die draussen sind, diese Stille vor, wie ein furchtbares Geheimniß, μυστηριον. Sie thun nichts ohne Geheiß ihrer Vorsteher. Dem Zorne geben sie nicht Raum. Sie stiften Frieden, und halten auf Treue und Glauben. Sie schwören nie, ihr Wort stehe fester, als der Eid. Sie lesen fleissig die Schriften der Alten, aus denen sie vorzüglich das bemerken, was Geist und Körper heilsam ist. Daher ihre große Kunde der Wurzeln, die heilende Kräfte haben. Sie suchen selbige auf, um Krankheiten zu heilen. Auch brauchen sie dazu wirksame Steine."

„Nicht jedem, der Zuneigung zu ihrer Verbindung bezeigt, steht sogleich der Eintritt frey. Sie lassen ihn ein Jahr aussenvor, ἔξω. Sie schreiben ihm die Uebungen vor, geben ihm eine kleine Axt, eine Schürze

und ein weisses Kleid. Hat er in dieser Zeit die Probe der Enthaltsamkeit bestanden, so tritt er näher in ihre Versammlung: und er wird theilhaftig des reinen Wassers zur Reinigung. Aber er wird noch nicht zu ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten gelassen. Um dahin zu gelangen, muß er eine abermalige Prüfung von zwey Jahren bestehen. (Josephus erzählt, daß er selbst drey Jahre ausgehalten habe. Er hatte also den dritten Grad.) Bevor die Proselyten an dieſen gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen konnten, mußten sie furchtbare Eide schwören, Ehrfurcht vor der Gottheit zu haben, Gerechtigkeit gegen Menschen zu üben, Treu und Glauben zu bewahren allen, vorzüglich den Herrschern, weil alle Herrschaft von Gott, immer die Wahrheit zu lieben, und dem Lügner der Lüge zu zeihen; die Hände rein zu halten vom Diebstal, und die Seele von ungerechtem Gewinn; dem Ordensbruder nichts zu verheimlichen, noch anderen etwas zu verrathen, wenn man auch bis zum Tode ihnen Gewalt anthun sollte, keine andere Lehre, δογματα, zu lehren, als sie selbst empfangen, endlich die Bücher ihres Ordens, so wie die Namen der Missionairs, ἀγγελοι, geheim zu halten. Es giebt vier Grade des Ordens, μοιραι τεσσαρες, nach der Zeit der Prüfung, ασκησις. Die niederen Grade begegneten den höheren mit großer Ehrerbietung. Wer sich schwerer Sünden, αμαρτημα, theilhaftig machte, ward ausgestoßen. Den Sabbath halten sie heilig.

Leiden und Schmerzen achten sie geringe. Sie glauben, der Körper sey verweslich, die Seele unsterblich. Wenn sie von den **Banden des Fleisches**, Κατα σαρκα δεσμοι, befreiet werde, so geniessen die **Guten**, αγαθαὶ eines Glückes an einem Orte, der weder von Kälte noch Hitze leidet. Die **Bösen**, φαυλοι, werden in eine unterirdische Kluft verbannt, wo Finsterniß und Frost sie ewig quälen werden. Sie glauben, daß die Guten durch die **Hofnung einer Belohnung** nach dem Tode schon hier im Leben besser, die Bösen aber durch **Furcht einer ewigen Strafe** gezügelt werden. Einige unter ihnen geben sich damit ab, zukünftige Dinge vorherzusagen. Sie beschäftigen sich seit früher Jugend mit den heiligen Büchern und den Aussprüchen der Propheten." So viel hier aus dem Josephus. Da nun jede Sekte oder Schule für ihre Lehrbegriffe und für ihren ritus eigenthümliche Ausdrücke hat, die nur in derselben vorkommen, ausserhalb derselben aber entweder gar nicht, oder in einer anderen Bedeutung, so liegt am Tage, daß zwey Schulen, die dieselben eigenthümlichen Redensarten und Gebräuche in sich aufgenommen haben, von einander abzuleiten sind. Daß die Johannesische Schule die Lehrbegriffe und Redensarten der Essäer in sich aufgenommen habe, beweisen die Bruchstücke der Vorträge, und Aeusserungen, die die Evangelisten uns hinterlassen haben, hinlänglich.

Bevor Johannes seine eigne Schule organisirte, und in dieselbe durch die Taufe im Jordan aufnahm, scheint er am Hofe des Antipas zu Tiberias gelehrt zu haben. Antipas hielt viel von ihm, und hörte ihn gerne. Dies muß vor dessen obengedachter Reise nach Rom im Jahre 27 oder 28 gewesen seyn. Hierauf verlegte er den Schauplatz seines Wirkens nach Bethabara jenseits dem Jordan, in der Nähe der Residenz und des galiläischen Sees. Hier lehrte er öffentlich, und fing an zu taufen. Seine Schule war strenge ascetisch. Er grif die Laster seiner Zeit mit einem Eifer und einer Schonungslosigkeit an, die großes Aufsehen erregte. Von seiner rauhen Lebensart in Nahrung und Kleidung, liefern die heiligen Schriften eine Beschreibung; von seinem Charakter Josephus. „Johannes, sagt er, war ein rechtschaffener Mann, der die Juden zur Ausübung der Tugend ermahnte. Nur erst alsdann, wenn sie Frömmigkeit gegen Gott, und Gerechtigkeit gegen einander übten, berief er sie zur Taufe. Denn er behauptete, daß nur also der Gottheit das Taufen angenehm sey. Die Taufe sey nicht, um irgend einige Sünde zu büßen, sondern den Körper zu reinigen, nachdem vorher die Seele durch Gerechtigkeit gereinigt worden. Viele versammleten sich zu ihm, und waren von seiner Lehre auf das Höchste eingenommen."

Bald aber sollte Johannes eine andere Rolle übernehmen, an die er früher, als Meister einer rein moralischen und ascetischen Schule wohl kaum gedacht haben mag. Seine Schule erhielt eine Richtung, die den Untergang derselben und die Enthauptung des Meisters zur Folge hatte. Wir haben vorhin gesehen, wie Antipas an der Spitze der jüdischen Patrioten und Theocraten gegen die Römerherrschaft conspirirte, und wie er nach einer Zusammenkunft mit der Herodias nach Rom reiste, um die Explosion vorzubereiten. Wir haben auch gesehen, wie der Statthalter Pilatus, und die römischgesinnte Parthey unter den Juden, ihm mistraueten, und seine Umtriebe, wie geheim er sie hielt, mit Aufmerksamkeit verfolgten. Die Theocraten waren den Römern nicht so gefährlich, wie die Patrioten. Jene wollten eben so wenig einen anderen Oberherrn, wie den Kaiser; sie wollten allein Gott, wie in den ersten Zeiten des jüdischen Staats. Allein diese Zeiten lagen zu weit entfernt, um auf den grossen Haufen jetzt noch einen lebhaften Eindruck zu machen. Anders war es mit den Patrioten, die einen König aus ihrer Mitte haben wollten. Man war seit Jahrhunderten an das weltliche Regiment gewohnt. Die glorreichen Tage des Davids und Salomos waren noch nicht vergessen. Die Wünsche der Theocraten galten ihnen für Träume fanatischer Schwärmer. Ihre Propheten hatten auch einen wirklichen weltlichen König, der Israel

von der Schmach der Dienstbarkeit befreyen sollte, verkündet. Diese Vorstellung und der Glaube an seine nahe Erscheinung wurden jetzt von Antipas und seiner Parthey geflissentlich im Volke aufgeregt. Die Gährung war allgemein; Sehnsucht und Erwartung nie größer gewesen. Die Hand lag immer am Griffe des Schwerdtes. Pilatus und seine Parthey werden diesen Machinationen gewiß nicht gleichgültig zugesehen haben. Antipas war eben von Rom zurückgekehrt, da erscholl, plötzlich und überraschend vom Jordan her die Lehre vom Himmelreich; ein Gegenstück zu der Theocratenlehre. Diese Lehre vom Himmelreich mußte, so bald sie Eingang beym Volke fand, alle Waffen aus den Händen fallen machen, und alle Hofnungen auf weltliche Herrschaft vernichten. Ihr Inhalt war: Das von den Propheten verheissene Reich ist ein geistliches, und kein weltliches; der von ihnen verheissene König, ist kein weltlicher König, sondern ein Weltheiland. Der Messias ist da, er wandelt bereits unter uns, aber sein Reich ist nicht von dieser Welt. Er hat mit Politik und Römerherrschaft nichts zu schaffen. Diese Idee war überraschend neu, war groß und erhaben. Schlug sie auf der einen Seite alle politischen Träume nieder, so gründete sie auf der anderen Seite eine Herrschaft der Sitten, ein sittliches Reich. Keine glücklichere Idee konnte für die Römer und ihre Parthey ersonnen werden. Aber in wessen Kopfe diese

Idee zuerst entsprungen sey, ist nicht auszumitteln. Man dürfte sie vielleicht der feinen römischen Politik zutrauen; allein die Geschichte giebt uns keine Winke, wodurch eine solche Vermuthung begründet würde. Man könnte sie vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit dem Gamaliel beymessen wollen. Er war von der römischgesinnten Parthey, Senator des Synedrions, hochgeachtet im Volke, ein hochgepriesener Schriftgelehrter, der Lehrer von Paulus, und ein Freund der christlichen Lehre. Seine Schutzrede für dieselbe, Apost. Gesch. 5., ist allerdings merkwürdig, besonders wegen Zusammenstellung der Theocratie mit der Lehre vom Himmelreich. Allein es kann dennoch nicht historisch bewiesen werden, daß er der Erfinder sey. Das aber ist gewis, Johannes ist der erste, der das Wort Himmelreich ausgesprochen. Die neue Lehre erregte bey beiden Partheyen große Sensation, hier eine angenehme und dort eine widrige. Ueber die Zeit, wo Johannes zuerst die neue Lehre verkündete, giebt uns Lucas einen klaren Aufschluß. Er sagt III. 1.: im 15ten Jahre des Kaisers Tiberius, also im Jahre 28, erhielt Johannes einen Befehl, und er fieng an, die Lehre vom Himmelreich zu predigen. Er fand großen Zulauf, und selbst Jesus von Nazareth kam zu Anfang des Jahres 29 zu ihm nach Bethabara, und ließ sich durch die Taufe in sein Institut ausnehmen; denn die Buße war in demselben der erste Grad, und die Taufe der zweite. Gerade wie bey den Essäern.

Antipas und sein Anhang, die Insurgenten oder Patrioten-Parthey begriffen augenblicklich die Tendenz dieser neuen Lehre. Aber welche Waffen ergreifen wider einen Feind dieser Art? Mit Schwert und Dolch war hier nichts auszurichten. Es galt eine Religionsangelegenheit, und eine Schriftdeutung. Nur Schriftdeuter konnten ihm mit Erfolg entgegengestellt werden. Dazu nahm man ein Heer von Pharisäern, und namentlich von Grammatikern oder Schriftgelehrten in Sold. Der weltliche Kampf mußte durch einen gelehrten Kampf ausgemacht werden. Gerade wie es nachher in der Kirchengeschichte bis auf die Bulle unigenitus hundertmal der Fall gewesen ist. Seit diesem Augenblicke sind Pharisäer und Schriftgelehrte die entschiedensten Gegner der neuen Lehre. Zu ihrer Orthodoxie gesellte sich politischer Faktionsgeist. Sie strömten in ganzen Scharen aus Jerusalem und der umliegenden Gegend nach dem Jordan, erst um mit eignen Ohren den Johannes zu hören, und sodann denselben in gelehrten Disputationen zu widerlegen. Sie wollten wenigstens seinen Anhang in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückführen. Wirklich gelang ihnen auch eine Spaltung unter den Johanneischen Jüngern. (Matth. 9, 14.)

Antipas und seine neue Gemalin Herodias blieben dabey nicht stehen. Letztere hatte noch einen besondern Grund, den Johannes zu hassen. Er hatte nemlich

laut gegen ihre Ehe mit dem Antipas gepredigt. Es lassen sich drey Gründe denken, warum er so laut gegen diese eheliche Verbindung eiferte. Seine strenge Moral konnte nemlich es wirklich anstößig finden, daß Antipas seine rechtmäßige Gemalin verstieß, und seines noch lebenden Bruders rechtmäßige Gemalin wiederum heurathete. Allein eine solche chronique scandaleuse war damals so allgemein, und gehörte so sehr zur Frivolität des Zeitalters, daß die Herodias über den frommen Eifer des gestrengen Gesetzlehrers nur würde gelächelt haben, ohne deswegen sein Haupt auf einen Teller zu verlangen. Ein zweyter Grund konnte in dem Interesse liegen, das er an seine vormalige Gebieterin, die verstoßene Gemalin nahm. Sie wird gewiß eine große Parthey am Hofe und im Volke für sich gehabt haben. In diesem Falle ist der Haß der beleidigten Fürstin weit erklärbarer. Endlich drittens war diese ränkevolle und hochstrebende Dame die entschiedenste Römerfeindin, und der Urquell aller Umtriebe gegen Rom. Es ist also wohl möglich, daß Pilatus und seine Parthey die Verbindung der Herodias mit dem Antipas möglichst zu hintertreiben, oder wenigstens gehässig zu machen bemüht waren. Daß dieser letzte Umstand die eigentliche Ursache seines Verderbens war, wird aus dem Josephus wahrscheinlich. Hören wir dessen Bericht von der Sache. Nachdem er das Obenangeführte von Johannes erzählt hat, führt

er fort: Herodes fürchtete, daß das Ansehn eines solchen Mannes bey dem Volke zu irgend einem Abfalle führen könne, indem dasselbe in allem nach seinem Rathe thue. Er hielt es daher für klüger, ihn aufzuheben, bevor durch ihn eine Neuerung entstehe, als nach erfolgter Revolution, (μεταβολῆ) die Lage, worin er selbst gerathen würde zu bereuen. Aus einer solchen Besorgniß ließ Herodes ihn in Fessel legen, und nach Machäros abführen, wo er auch getödtet worden ist. Josephus, der eine Generation später lebte, wie Johannes, erzählt diese Begebenheit nur im Vorbeygehn. Sonst hätte er sich näher darüber erklären müssen, wie Herodes einen Volksabfall und eine Revolution von einem Manne besorgen konnte, der nur zur Tugend und Frömmigkeit ermahnte, und dessen Lehre vom Himmelreich dem Anscheine nach bloß eine controverse Schriftauslegung war. Johannis Lehre muß also nothwendigerweise ausser einer sittlichen auch eine politische Tendenz gehabt haben.

Die Zeit seiner Gefangennehmung fällt wahrscheinlich in den Juny 29; als er eben zu Enon getauft hatte. Seine Schule, in der bereits eine Spaltung der Meinung, besonders auch in Rücksicht auf die Person des von dem Meister bezeichneten Messias statt fand, gerieth jetzt in Verfall. Ein Theil seiner Jünger gieng zu Jesus von Nazareth über, der gleichfalls das Himmel-

reich zur Basis seiner Lehre gemacht hatte. Wie lange die Gefangenschaft des Johannes gedauert habe, ist kaum mit Gewißheit auszumitteln. Im Jahre 30, zur Zeit der Erndte, sandte er noch aus dem Gefängnisse eine Gesandschaft an Jesus. Nach der kirchlichen Tradition ist er den 29. August des Jahres 30 enthauptet worden; kurz vor der Schlacht, worin das Heer des Antipas von dem Aretas geschlagen ward. Die heiligen Schriften geben als Ursache der Enthauptung den Haß der Herodias an, Josephus die Besorgniß des Antipas vor einer politischen Umwälzung der Dinge. Beide Berichte sind leicht zu vereinigen. Kurz nach dieser Catastrophe ward die Verschwörung des Sejans in Rom entdeckt, und der Einfluß des Antipas gelähmt. Pilatus und seine Parthey hatten vor der Hand von dieser Seite weniger zu fürchten. Uebrigens gieng auch die Lehre vom Himmelreich nicht unter, sondern ward vielmehr in einer größeren Ausdehnung von Jesus von Nazareth gepredigt. Selbige fand indessen bey den Juden zu wenig Eingang, um die Römerherrschaft erträglich zu machen. Patrioten und Theocraten brachten es nach einigen Jahren dahin, daß der Bürgerkrieg ausbrach. Der Untergang des jüdischen Staates war die leicht voraus zu sehende Folge davon.

Nach der Enthauptung des Johannes zerstreute seine Schule sich, und spaltete sich in allerley Secten.

Einige derselben existiren noch, fast unkenntlich geworden durch fremde Dogmen und Sophistereyen. Die erste Erwähnung derselben nach ihres Meisters Tode geschieht im Jahre 55. Apollo, ein Johannes-Jünger aus Alexandrien, geht zu den Christianern über, so wie zwölf andere zu Ephesus. Diese waren vor dem Jahre 29 in das Johanneische Institut aufgenommen worden, denn sie wußten nichts von Jesus, und kannten allein ihren Meister Johannes. Die zweite geschichtliche Erwähnung derselben geschieht von Clemens, dem Apostolischen Vater. Ein Johannes-Jünger, dessen Name nicht genannt wird, behauptete, Johannes und nicht Christus sey der Messias. Er machte sich einen großen Anhang unter den übrigen, und ward der Stifter einer eignen Sekte, die ihren Meister als den Christus verkündete.

Am bekanntesten ist gegenwärtig noch diejenige Sekte, welche lehrt, Johannes sey nicht selbst der Messias gewesen, sondern eine andere von ihm getaufte Person, die er selbst für größer, als sich selbst erklärt habe. Diese Person sey aber nicht Jesus von Nazareth gewesen, sondern ein Gottmensch, ein Logos des Lebens, der sich zur Zeit des Pilatus zu Jerusalem aufgehalten habe. Diese Sekte existirt noch in der Gegend von Bassora, am Tiger, und unweit dem ehmaligen Susa. Sie heissen Sabäer und haben ihre eignen heiligen Bücher.

Das Verhältniß Johannes zu Jesus von Nazareth, so wie die Frage, in wie weit ersterer von der Person des von ihm verkündeten Messias unterrichtet gewesen, hat uns mehr eine theologische Untersuchung, als eine reinhistorische Darstellung geschienen, an welche wir uns hier allein haben halten wollen.

Darstellungen

aus der

schleswig-holsteinischen Geschichte

des achtzehnten Jahrhunderts.

I.

Christian Augusts streitige Bischofswahl.

Das herzogliche Gottorfische Haus verdankt seinen Ursprung der Sitte des Mittelalters, daß die jüngeren Söhne des regierenden Fürsten beym Ableben dieses letzteren nicht, wie jetzt, durch eine Geld-Appanage, sondern durch Ländertheile abgefunden und versorgt wurden.

Der König von Dännemark, Friedrich I., hinterließ bei seinem Ableben 1533 von seiner ersten Gemalin einen Sohn, Christian, und von seiner zweiten Gemalin drei Söhne, Hans, Adolf und Friederich. Christian ward nach ihm König in Dännemark, und theilte die Herzogthümer mit seinen beiden Brüdern, Hans und Adolf. Friedrich ward durch geistliche Stiftungen abgefunden. Diese Landestheilung der Herzogthümer geschah auf dem Landestage zu Rendsburg, den 9. August 1544. Adolf bekam denjenigen Theil, welcher von dem Schlosse Gottorf der Gottorfische Antheil genannt wurde, wozu in der Folge noch der halbe Antheil von den, seinem Bruder Hans zugefallenen, Ländern hinzukam, als derselbe

ohne Descendenz verstarb. Ungetheilt oder in Communion verblieben: Stadt Hamburg, die Zölle zu Gottorf und Rendsburg, die adeligen Klöster und der Adel. Dithmarschen gehörte damals noch nicht zu den Herzogthümern.

Auf diese Weise ward Herzog Adolf der Stammvater des Gottorfischen Hauses. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Johann Adolf, ward den 28sten Febr. 1608 sowohl in dem Herzoglichen, als auch in dem Königlichen Hause eine neue Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, oder die Primogenitur eingeführt. Wahlrecht und Ländertheilung hörte demnach gänzlich auf. Die jüngeren Söhne sollten dagegen, bis sie anderweitig versorgt würden, mit einer Geld-Appanage abgefunden werden.

Von nun an entstehen zwischen dem Königlichen und dem Herzoglich Gottorfischen Hause Mißhelligkeiten, welche im Laufe der Zeit in offenbare Feindseligkeiten ausarten. Die eigentliche Veranlassung zu denselben war sehr einfach und natürlich. So lange es Sitte gewesen war, daß der ältere Bruder, beim Antritte der Regierung, die überkommenen Länder mit den jüngeren Brüdern theilte, war diese Gewohnheit als eine lästige Pflicht angesehen worden. Man theilte mehr oder weniger ungerne, und fand sich darein, als in ein unvermeidliches Uebel. Als man aber von dieser ungereimten Sitte endlich zurückgekommen

war, und Primogenitur und Untheilbarkeit der Erbstaaten eingeführt wurden, mußte natürlich die ältere Linie, welche erst vor kurzem mit der jüngeren Linie getheilt hatte, Unmuth darüber empfinden, daß diese neue und bessere Ordnung der Dinge nicht eine Generation früher eingetreten sey. Die geschehene Ländertheilung mußte ihr nunmehro, von dem gegenwärtigen, richtigen Princip ausgehend, als eine Absurdität, als eine Ungerechtigkeit und als eine Verkümmerung ihrer Rechte erscheinen. Unwillkührlich mußte in ihr der Wunsch sich ausbilden, die kürzlich unverzeihlicherweise abgetheilten, und gewissermaaßen weggeschenkten, Ländermassen wieder an sich bringen zu können; und diese Ansicht der Dinge mußte nach und nach — abgesehen von allen persönlichen Verhältnissen der Fürsten — System des Hauses werden. Auf der anderen Seite konnte sich die jüngere, neulich erst dotirte, Linie um so weniger diese Cabinets-Stimmung verhehlen, da sie selbst das Princip der Ländertheilung, durch welches sie in Existenz getreten war, verworfen, und gleichfalls das Recht der Erstgeburt in ihrem Hause anerkannt hatte. Von dem Augenblicke an mußte das Verhältniß zwischen den beiden Linien sich spannen. Das Gegentheil würde zu den historischen Wundern gehören. Es lag in der Natur dieser Verhältnisse, daß das jüngere Haus, welches zugleich das schwächere war, Verbindungen suchte, wodurch es nöthigenfalls der üblen Laune des älteren Hauses Trotz bieten konnte. Diese Ver-

bindungen aber konnten — gleichfalls nach der Natur der Dinge — nur mit einer Macht eingegangen werden, welche dem gefürchteten Hause nicht freundlich gesinnt war, nemlich mit Schweden. Das ältere Haus mußte wiederum eine solche Verbindung mit seinem Feinde schmerzlich empfinden. Aus dieser unglücklichen, aber nothwendigen Verkettung der Verhältnisse mußte nach und nach feindselige Gesinnung hervorgehen, die nur auf Gelegenheit wartet, erst in Zänkerei und sodann in Gewaltthätigkeit auszubrechen.

Dies ist der wahre Ursprung der Mißhelligkeiten zwischen dem Königlichen und Herzoglichen Hause; und es ist wahrhaft thöricht, wenn die eine Parthey der anderen die größere Hälfte der Schuld zuschieben will. Der Zwist war die bittere Frucht, die der verderblichen Länderthеilung damals in allen Staaten entwuchs.

Unter den Veranlassungen, welche einen Ausbruch dieses Zwistes zwischen den beiden gedachten Linien hervorbringen mußten, war das Bisthum Lübeck eine der nächsten. Beide Häuser nemlich suchten von der Zeit an, da die Primogenitur bei ihnen eingeführt worden war, die jüngeren, von der Erbfolge ausgeschlossenen Prinzen, durch das Bisthum Lübeck zu entschädigen. Das Gottorfische Haus hatte indessen schon einige Jahre früher gewußt, den Prinzen Johann Adolf zum Bischof erwählen zu lassen, und war desfalls 1586 mit dem Lübeckischen Domcapitel eine Capitulation eingegangen.

Auf diese Weise waren bereits vier Prinzen des Gottorfischen Hauses nach einander, jedoch jedesmal durch freie Wahl des Domcapitels, zu Bischöfen gewählt worden, als auf dem westphälischen Friedenscongresse die Rede davon war, das Stift Lübeck zu säcularisiren. Der damals regierende Herzog von Gottorf, Friedrich der Dritte, schickte seinen Geheimrath, den Dompropsten v. Winterfeld, im Jahre 1647 an das Lübeckische Capitel, und ließ durch denselben vorstellen, daß auf dem Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück gefährliche Anschläge wider das Stift vorhanden seien; daß er, der Herzog, aber keine Kosten und keine Mühe sparen werde, selbige zu hintertreiben, und das Stift aufrecht zu erhalten, wenn das Capitel sich anheischig machen wolle, außer dem gegenwärtigen Bischofe und Coadjutor annoch sechs Bischöfe nach einander aus dem Gottorfischen Hause zu wählen, wobei jedoch in Betreff der Person völlige Wahlfreiheit statt finden sollte. Das Domcapitel war sich nicht einig über diesen Antrag. Der Domherr Joh. Wahrendorf, Abgeordneter desselben auf dem Friedenscongresse, warnte in einem Schreiben vom 2. Juny 1647 vor den Gottorfischen Zumuthungen, und behauptete, daß für die Existenz des Stiftes keine Gefahr vorhanden, sondern das Vorgeben nur eine Intrigue sei mit Schweden, welches sich stellen müsse, als ob es Ansprüche zur Sprache bringen wolle. Wahrendorf gab sogar dem Domherrn Ludw. Schmiedten den Auf-

trag, nöthigen Falls im Capitel zu protestiren. Demohngeachtet ward der Gottorfische Antrag vom Capitel genehmigt. Der Vertrag, auf das bündigste ausgefertigt, ist vom 6. July 1647. In Gemäßheit desselben sollten nach dem damaligen Bischof Johann und dem schon postulirten Coadjutor Johann Georg zwar noch sechs Prinzen aus dem Gottorfischen Hause nach einander zu Bischöfen oder Coadjutoren gewählt werden, jedoch mit der Clausel, daß wenn das Gottorfische Haus bis auf eine noch übrige Person aussterben sollte, alsdann der Vertrag als erloschen anzusehen sei, indem in einem solchen Falle von keiner Wahl die Rede seyn könne.

Der damalige Bischof Johann starb den 18ten Februar 1655, und der Coadjutor Johann Georg, welcher in Italien war, sieben Tage darauf. Jetzt trat der Fall ein, daß der obige Vertrag zum erstenmale zur Anwendung kam. Das Domcapitel erwählte einstimmig den Herzog Christian Albert, Sohn des regierenden Herzogs von Gottorf, Friedrich des Dritten, und Bruder des verstorbenen Coadjutors, zum Bischofe. Christian Albert war damals 15 Jahre alt. Im folgenden Jahre 1656, den 6. Juny, ward sein jüngerer Bruder, August Friederich, noch nicht 11 Jahre alt, zum Coadjutor des Hochstifts gewählt. Christian Albert war vier Jahre Bischof gewesen, als sein Vater im August 1659 starb, und er die Regierung des Herzogthums antrat. Er konnte nunmehro,

in Folge seiner Wahlcapitulation, nicht länger Bischof von Lübeck bleiben. Unterdessen hatte man im Königl. Dänischen Hause den gedachten Vertrag des Gottorfischen Hauses mit dem Lübeckischen Domcapitel ungerne gesehen, indem dadurch dem erstgenannten Hause vor der Hand jede Aussicht benommen worden war, seine eignen Prinzen zu Bischöfen erwählt zu sehen. König Friedrich III. verlangte daher, daß jetzt sein Mündel, Herzog Johann August, zum Coadjutor gewählt werden möge. Allein das Domcapitel trug Bedenken, sich auf diesen Antrag einzulassen. Da aber der Coadjutor August Friedrich, welcher jetzt Bischof hätte werden sollen, noch sehr jung war: so ward durch einen Capitular-Beschluß vom 1. Dec. 1660 beliebt, daß Bischof Christian Albert, ungeachtet seines Regierungs-Antrittes und seiner Wahl-Capitulation, das Bisthum noch bis zum 6. Mai 1666 behalten möge. Derselbe wartete jedoch diese Zeit nicht ab, sondern resignirte bereits im Jahre 1664 zu Gunsten seines Bruders, des Coadjutors Friedrich August; behielt sich aber vor, daß er wiederum an die Stelle seines Bruders zum Coadjutor ernannt werde. Das Domcapitel fand sich durch dieses Verlangen in Verlegenheit gesetzt, und beschloß, die Bischofswahl bis auf den vorhin bestimmten Termin, am 6. Mai 1666, auszusetzen. Da nun außer dem obenerwähnten Herzog Johann August, welcher blödsinnig war, keine andere Prinzen aus dem Gottorfischen Hause vorhanden waren, als die gedachten

beiden Brüder, und da der Vertrag von 1647 gehalten werden mußte: so trat wirklich nunmehro der seltsame Umstand ein, daß der Coadjutor zum Bischofe, und der Bischof wiederum zum Coadjutor gewählt wurden. Jedoch mußte der abgehende Bischof und nunmehrige Coadjutor, Herzog Christian Albert, sich anheischig machen, die Coadjutorei niederzulegen, sobald ihm männliche Erben geboren würden. Sein Coadjutorat war also von Rechtswegen erloschen, als ihm im Jahre 1671 der Prinz Friedrich, und 1673 der Prinz Christian August geboren wurden.

Wiewohl nun diese Wahlen in Uebereinstimmung mit dem mehrgedachten Vertrage von 1647 geschehen waren: so hielt Herzog Christian Albert es dennoch für rathsam seinen Schwiegervater, den König Friedrich den Dritten von Dännemark, zu einer förmlichen Anerkennung desselben zu bewegen. Dies geschah auch wirklich in dem zweiten Artikel des sogenannten Glückstädtischen Recesses vom 13. Oct. 1667. Der Vertrag ward Königlich Dänischer Seite gutgeheißen, und Herzog Christian Albert machte sich dagegen anheischig, sich beim Domcapitel dahin zu verwenden, daß in der Folge, wenn die besagten fürstlichen Personen oder Generationen aus dem Gottorfischen Hause, nach Inhalt des Vertrages, im Bisthum gefolgt seyn würden, alsdann wechselsweise aus dem Königlichen und aus dem Herzoglichen Hause gewählt werden

möge. Das eingeschaltete Wort: Generationen, welches in dem Vertrage selbst nicht vorkommt, hat in der Folge zu großen Streitigkeiten Anlaß gegeben.

So war die Lage der Dinge, so lange König Friederich III. lebte. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Christian V., gewann diese Angelegenheit eine andere Gestalt. Die unglücklichen Feindseligkeiten zwischen dem Königlich Dänischen und Herzoglich Gottorpischen Hause waren ausgebrochen; und der Zwist der beiden Nahverwandten — die Fürsten waren Schwäger — wurde von beiden Seiten mit großer Leidenschaftlichkeit verfolgt. Nunmehro konnte man in Copenhagen den Lübecker Vertrag von 1647, und den Glückstädter Receß von 1667 nicht länger verschmerzen. Der Vertrag selbst schien erschlichen, die Nullität desselben leicht zu erweisen. Der Grund desselben, nemlich ein gefährlicher Anschlag gegen die Existenz des Stiftes, sey auf dem westphälischen Friedenscongresse niemals vorhanden gewesen. Alles sei bloße Erdichtung. Ueberdies sei der Vertrag dem kanonischen Rechte gänzlich zuwider. Kein Capitel dürfe sich nach demselben seine Wahlfreyheit beschränken lassen, oder sich derselben selbst begeben. Ein Theil des Domcapitels theilte diese Ansicht, ein anderer Theil glaubte, darauf erwiedern zu können: ob auf dem westphälischen Friedenscongresse die Säcularisirung des Bisthums Lübeck zur Sprache gekommen, sei allerdings eine Sache, welche durch

keine Urkunden zu erweisen sei, gerade weil sie nicht zur Ausführung gebracht, und also auch nichts darüber in Schrift verfaßt worden sei, allein aus demselben Grunde könne auch die Nicht-Existenz einer solchen Gefahr eben so wenig bewiesen werden. Und da alle norddeutschen Bisthümer, Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Ratzeburg, Schwerin, Halberstadt, Brandenburg, Havelburg, damals wirklich säcularisirt worden; so sei es mehr als wahrscheinlich, daß das Bisthum Lübeck diesem allgemeinen Schicksale nicht entgangen seyn würde, wenn das Gottorfische Haus sich nicht kräftig für dasselbe verwendet hätte. Was die Wahlfreyheit des Capitels anlange, so habe dieses sich durch den Vertrag von 1647 keinesweges derselben begeben, sondern solche vielmehr in Rücksicht der Person ausdrücklich reservirt. Wenn es sich aber aus bewegenden Staatsgründen veranlaßt gefunden habe, zu versprechen, daß für eine bestimmte Zeit die Wahl auf eine Person aus demselben Fürstenhause fallen solle: so sei dies gerade ein Act der vollkommensten Wahlfreyheit. Auf diese letzte Anführung konnte indessen die erste Parthey antworten, daß das Capitel seine Wahlfreyheit nur für sich, aber keinesweges im Namen der künftigen Capitel, ausüben könne, indem dadurch diese offenbar aller Wahlfreyheit beraubt würden.

So entstanden im Capitel selbst zwei Partheyen, eine Dänische und eine Gottorfische. Diese Spaltung

war entscheidend; denn die etwanigen Ansichten des Dänischen Hauses an sich konnten keine Gesetze seyn für ein selbstständiges freies Capitel; selbst die, ohne dessen Zuziehung zwischen dem Dänischen und Gottorfischen Hause abgeschlossenen Verträge konnten keine verbindende Kraft für dasselbe haben. Die Sache konnte nur im Capitel selbst, und nicht außerhalb desselben abgemacht werden. Hätte dasselbe auch die Nullität des Vertrages von 1647 einstimmig anerkannt: so gewann das Dänische Haus dadurch allein noch nichts. Es konnte, wenn nicht in Kraft des Vertrages, dennoch in Kraft der ihm zuständigen Wahlfreiheit, einen Prinzen aus dem Gottorfischen Hause wiederwählen, oder auch einen Prinzen aus einem andern deutschen Hause. Jetzt aber, da das Capitel selbst sich in zwei Partheien theilte, in eine Dänische und in eine Gottorfische, hatte Dännemark allerdings ein Recht, seine Ansprüche geltend machen zu wollen. Es kam nur darauf an, der Dänischen Parthei im Capitel den Sieg zu verschaffen.

Nachdem dem Herzoge Christian Albert von Gottorf zwei Prinzen geboren worden waren, war in Folge der obenangeführten Wahlclausel, das Coadjutorat des Bisthums erledigt. Die Absicht des Herzogs sowohl, als auch des Domcapitels, ging dahin, nunmehro den jüngstgebornen Prinzen *Christian August* zum Coadjutor zu machen. Der Vater schien daher einstweilen,

während der zarten Kindheit des Prinzen, den Titel eines Coadjutors bei. König Christian V. hingegen sandte im Jahre 1677, als der gedachte Gottorfische Prinz erst vier Jahr alt war, seinen Minister, den nachmaligen Vice-Kanzler zu Glückstadt, Wasmer, an das Domcapitel in Lübeck, und ließ darauf antragen, daß sein dritter Prinz, Christian, damals 2 Jahr alt, zum Coadjutor möchte erwählt werden. Um beide Partheien zufrieden zu stellen, erbot das Capitel sich, den Gottorfischen Prinzen Christian August zum Coadjutor, den Dänischen Prinzen Christian aber zum Sub-Coadjutor zu wählen. Dieser Vorschlag fand in Copenhagen keinen Beifall, weil der Dänische Prinz, nur 2 Jahre jünger als der Gottorfische, dadurch keine Aussicht erhielt, jemals zum Bisthume zu gelangen. Kurz darauf wurden dem Könige von Dännemark 125,000 Rthlr. von dem römischen Kaiser Leopold, in Folge damaliger Kriegsunruhen, auf das Bisthum Lübeck angewiesen. Christian V. glaubte, diese Schuldforderung als Mittel zur Erreichung seines Zweckes brauchen zu können. Zu dem Ende schickte er im Jahre 1684 den Baron Liliencron nach Lübeck, um daselbst beim Domcapitel seinen vormaligen Antrag zu erneuen, mit dem Hinzufügen, daß wenn dasselbe seinen Prinzen Christian erwählen würde, er, der König, die Schuldforderung auf 20000 Rthlr. ermäßigen, und außerdem den Domherren eine angemessene Remuneration bewilligen wolle. Dies Anerbieten konnte seinen

Zweck nicht verfehlen. Indessen befand das Capitel sich in großer Verlegenheit, indem es kurz vorher, in Folge zweier kaiserlichen Rescripte vom 28. Junii 1682 und 6. Julii 1684, sowohl über den, mit dem Hause Gottorf abgeschlossenen, Vertrag von 1647, als auch über die Dänischen Ansprüche hatte an kaiserliche Majestät berichten müssen. Der Erfolg dieses Berichtes mußte doch erst erwartet werden, bevor man sich mit dem Baron von Lilienceon einlassen konnte. Unterdessen ward ein General-Convent ausgeschrieben auf den 12. Oct., und wiederum auf den 22. Oct. Allein unterm 28. Sept. erließ Kaiser Leopold an Christian V., als Herzog von Holstein, ein mandatum inhibitorium et dehortatorium. Der kaiserliche Minister im niedersächsischen Kreise, Adrian Müller, insinuirte dasselbe der Regierung zu Glückstadt. Es lautete dahin, daß König Christian, als Herzog von Holstein, bey Strafe von 100 Mark löthigen Goldes, von den dem Lübeckischen Domcapitel angetragenen Zumuthungen abzustehen habe. Ein anderes kaiserliches Rescript, an demselben Tage ausgefertigt, erging an den Bischof August Friedrich, des Inhalts, daß er sich der Coadjutorwahl aus allen Kräften zu widersetzen habe. Ein drittes Rescript, gleichfalls von demselben Tage, an das Domcapitel gerichtet, untersagte demselben, bei Strafe von 100 Mark löthigen Goldes, die vorhabende Wahl eines neuen Coadjutors. Die Bestürzung des Domcapitels ist leicht zu erachten; besonders da der Baron

taliennen sich verlauten ließ, sein Herr habe Soldaten genug, um solche Wienerische Papiere ungültig zu machen. Man nahm seine Zuflucht zu Gegenvorstellungen; das Capitel bat unterm 11., der Bischof unterm 20. Oct. um Aufhebung des Mandats. Allein umsonst. Auf wiederholte Vorstellungen wiederholte kaiserliche Befehle, dem Mandate Folge zu leisten. Zuletzt rescribirte Kaiser Leopold unterm 23. Mai 1685 sowohl dem Bischofe, als dem Domcapitel; ersterem, daß er keinesweges gemeint sei, kanonischen Wahlen hinderlich zu seyn, daß er aber dafürhalte, daß unter den obwaltenden Umständen damit nicht von Rechtswegen verfahren werden könne, und er daher hoffe, daß der Bischof die vom Könige von Dännemark gesuchte Coadjutorwahl auf alle Weise zu verhindern suchen werde; von letzterem aber verlangte er die Einsendung der zwischen dem Dänischen Hofe und dem Capitel in dieser Angelegenheit gewechselten Schriften, worauf nach eingeholtem Gutachten der Reichsversammlung zu Regensburg fernere kaiserliche Resolution erfolgen solle.

Aus der Coadjutorwahl ward demnach vor der Hand nichts. Uebrigens vermogte das Gottorfische Haus eben so wenig, es in Wien dahin zu bringen, daß der Lübeckische Vertrag von 1647 vom Kaiser bestätigt ward. Als daher unter kaiserlicher, sächsischer und brandenburgischer Vermittelung die zwischen dem Königlich Dänischen und Herzoglich Gottorfischen Hause

obwaltenden Streitigkeiten in dem Friedenscongresse zu Altona beygelegt werden sollten, und Herzog Christian Albert in den Tractaten die Bestimmung mit einfließen lassen wollte, daß der Lübeckische Vertrag zu Gunsten des Gottorfischen Hauses in Kraft bleiben möchte: so protestirten die kaiserlichen Bevollmächtigten dagegen, als gegen eine Sache, welche nicht hieher gehöre. Dieser Punkt ist daher auch in dem, unterm 20. Juny 1689 abgeschlossenen, Altonaischen Vergleich mit keinem Worte erwähnt worden.

In dieser Ungewißheit verblieb die Angelegenheit des Bisthums bis zum Tode des Titulair-Coadjutors, des Herzogs Christian Albert von Gottorf. Derselbe starb den 27. Decbr. 1694, und hinterließ nur die beiden schon genannten Prinzen, Friederich und Christian August, jenen als Nachfolger im Herzogthume, diesen als designirten Coadjutor des Bisthums Lübeck. Sein Bruder, Bischof August Friederich, hatte von seiner Gemahlin Christine, einer sächsischen Prinzessin, keine Kinder, und war sehr schwächlich. Es war also im Gottorfischen Hause nunmehro, außer dem regierenden Herzoge Friederich, kein wählbarer Prinz, als allein Christian August, und es schien, daß unter diesen Umständen von keiner eigentlichen Wahl aus dem Gottorfischen Hause die Rede seyn konnte. König Christian V. glaubte, diese Verhältnisse benutzen zu müssen, um die Coadjutorwahl auf einen Dänischen

Prinzen ohne weitern Aufschub zu lenken. Der Prinz Christian, der vorige Prätendent, war den 7. July 1695 zu Ulm an den Blattern gestorben. Jetzt sollte sein jüngerer Sohn, Prinz Karl, an dessen Stelle treten. Die Gelegenheit war günstig; günstig war auch der Umstand, daß der Gottorfische Prätendent, Christian August, mit seinem Oheim, dem Bischofe, in keinem guten Vernehmen stand. Zwar hatte der Kaiser, welcher dieses voraussah, unterm 1. März 1695 ein Pönal-Mandat ergehen lassen, wodurch dem Domcapitel untersagt ward, keine neue Coadjutorwahl ohne seine Bewilligung vorzunehmen; allein König Christian ließ sich dadurch nicht irre machen. Er sandte seinen Regierungsrath Rheder, welcher zugleich Domherr war, an das Lübeckische Capitel, und bestand darauf, daß man demohngeachtet seinen Sohn, den Prinzen Karl, zum Coadjutor erwählen solle. Wiewohl die dänische Parthei im Capitel nicht schwach war, so konnte Rheder seinen Antrag dennoch nicht durchsetzen. Unerwartet aber änderte sich die Gesinnung des Kaisers zu Gunsten des dänischen Hofes. Kaiser Leopold legte seinem Minister im niedersächsischen Kreise, dem bereits erwähnten Adrian Müller, durch ein Rescript vom 3. Juny 1698 den Befehl bei, auf den Fall einer vorzunehmenden Coadjutorwahl dem Capitel den dänischen Prinzen Karl zu empfehlen. Unterm 4. July aber erfolgte sogar aus dem kaiserlichen geheimen Rathscollegium ein Decret, wodurch die Verträge zwischen

dem Herzoglich Gottorfischen Hause und dem Lübeckischen Domcapitel, in so weit solche die freie Wahl beschränkten, und sowohl den Rechten, als auch dem westphälischen Friedensschlusse zuwider wären, cassirt und aufgehoben wurden, auch alles, was in Folge dieser Verträge geschehen sei, als nichtig angesehen, und demnach die ganze Sache völlig abgethan seyn sollte. Im Capitel war die Gottorfische Parthei die stärkere; man schickte daher unterm 28. August Gegenvorstellungen nach Wien, welche einigen Eingang gefunden haben müssen. Denn als man im folgenden Jahre in Wien erfuhr, daß ein General-Convent des Capitels ausgeschrieben worden sei, und man, vielleicht nicht ohne Grund, befürchtete, daß in demselben dennoch zur Coadjutorwahl zu Gunsten des Gottorfischen Hauses geschritten werden möchte: so beschränkte sich ein abermaliges kaiserliches Rescript vom 25. Sept. 1699 bloß darauf, die Coadjutorwahl zu untersagen. Das Capitel erwiederte darauf, daß der ausgeschriebene General-Convent keinen andern Zweck habe, als die Wahl eines neuen Dompropsten vorzunehmen.

Unterdessen fuhr König Christian V. unermüdet fort in seinen Bemühungen für seinen zweiten Prinzen Karl. Damit des Prinzen jugendliches Alter kein Hinderniß der Wahl seyn möchte, verschaffte er ihm vom Kaiserl. Hofe veniam aetatis. Wichtiger noch war es, daß er ihm ein Canonicat in Lübeck zu ver-

schaffen wußte. Denn nach der Capitels-Ordnung bedurfte er nunmehro nur der absoluten Mehrheit der Stimmen, um gewählt zu werden, da er sonst drei Viertel der Stimmen bedurft hätte. Dies vorbereitet, kam es nur noch darauf an, die Mehrzahl der Domcapitularen in sein Interesse zu ziehn, als er den 25. August 1699 mit Tode abging. Sein Sohn und Nachfolger, König Friederich IV., betrieb indessen des Bruders Sache mit demselben Eifer, womit der Vater für den Sohn bemüht gewesen war.

Aber auch zu Gottorf war man nicht müssig. Der Stimmen-Mehrheit im Capitel ziemlich gewiß, galt es nur, einen Mann zu finden, der Talent und Gewandheit genug besitze, um in Wien selbst die Sache des Gottorfischen Hauses zu führen. Die Wahl fiel auf einen Kammerjunker Görz. Einen schlaueren und thätigeren Unterhändler hätte man nicht wählen können. Sein voller Name ist Georg Heinrich von Görz, Freiherr von Schlitz, gebürtig aus Franken. Es ist derselbe Görz, welcher in der Folge als einer der größten Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts eine glänzende Rolle in der Gottorfischen und Schwedischen Geschichte gespielt, und endlich unverdienterweise auf dem Schaffotte geendet hat. Seine gegenwärtige Sendung nach Wien war sein Probestück. Wie geschickt er sich seines Auftrages daselbst zu entledigen gewußt hat, beweist das kaiserliche Reichs-Hofraths-Decret

vom 28. July 1700. „Der Kaiser, heißt es darin, sei keinesweges gemeint, dem Gottorfischen Hause sein ius quaesitum, welches demselben mit Recht nicht genommen werden könne, zu entziehen, wolle auch nicht gestatten, daß demselben der Genuß dieses Rechtes länger vorenthalten werde. Er genehmige und bestätige vielmehr die in zwei General-Conventen des Lübeckischen Domcapitels gefaßten Beschlüsse, das Coadjutorat bei dem Fürstlich Gottorfischen Hause zu lassen. Bei dem herannahenden Alter des Bischofs sey es nöthig, daß die Coadjutorwahl ohne ferneren Aufschub vorgenommen werde. Er befehle demnach dem Domcapitel, ungesäumt zur Ernennung eines Prinzen aus dem Gottorfischen Hause zu schreiten." Zugleich ward das vorige kaiserliche Decret vom 4. July 1698 aufgehoben.

Dieser Wankelmuth in den Ansichten des Wiener Hofes über eine so lange verhandelte, und seitdem unveränderte Rechtsfrage gehört zu den unerfreulichen Erscheinungen in der Geschichte. Eine gewonnene oder verlorne Schlacht, ein anderer Referent, der Ausschlag der Goldwage, machen oft ein Rechtsprincip eben so wandelbar, wie eine Tageslaune.

Das Gottorfische Haus hielt dieses kaiserliche Cassatorium Cassatorii vor der Hand noch geheim. Es war nemlich in diesem Jahre der förmliche Krieg ausgebrochen zwischen Dännemark und dem Gottorfischen

Hauſe. Karl XII. von Schweden, Schwager des Herzogs von Gottorf, fiel in Dännemark ein, und zwang daſſelbe durch unerhört ſchnelle Siege zu dem Travendaler Frieden vom 18. Aug. 1700. Im 8ten Artikel des Friedensſchluſſes ward feſtgeſetzt, „daß der König von Dännemark es wegen Vertrags des Gottorfiſchen Hauſes mit dem Lübeckiſchen Domcapitel von 1647 bei dem Glückſtädter Receß von 1667 bewenden laſſen und ſolchem auf keine Weiſe, weder directe noch indirecte, entgegen handeln wolle.“ Uebrigens konnte das Domcapitel dieſen Frieden eben ſo wenig, wie den Glückſtädter Receß, als für ſich bindend anſehen, da daſſelbe nicht mit zu den Verhandlungen gezogen worden war. Es war daher eine ganz conſequente Formalität, daß ſelbiges ſich, in Anleitung dieſes Friedensſchluſſes, unterm 6. März 1701 beim Kaiſer ſeine freie Wahlgerechtigkeit reſervirte.

Den 11. Febr. 1701 ſtarb der Lübeckiſche Dompropſt und Domdechant Joh. Rantzau. Er war die Hauptſtütze der Däniſchen Parthei geweſen. An ſeiner Stelle ward zum Dechant erwählt Diederich Wilhelm v. Witzendorf, und zum Domprobſt der Gottorfiſche Geheimrath Pincier, Freiherr von Königſtein. Beide waren dem Gottorfiſchen Intereſſe gänzlich ergeben. Allein die Wahl des Dechant v. Witzendorf war nicht einſtimmig geweſen. Die däniſch geſinnte Parthei im Capitel wollte die Wahl nicht als gültig anerkennen, und proteſtirte desfalls beim Kaiſer.

Jetzt schien es in dem Gottorfschen Hause an der Zeit zu seyn, mit dem kaiserlichen Conservatorium Conservatorii und mit dem Rescripte hervorzutreten, und die Coadjutorwahl zu beschleunigen. Der alte Bischof war schon vorher durch Ueberlassung der Insel Fehmern gewonnen worden. Der Dechant von Wichendorf ließ das Capitel zum 12. Mai 1701 ansagen, um die Coadjutorwahl vorzunehmen. An diesem Tage versammlete sich auch die Gottorfische Parthei auf der gewöhnlichen Capitelsstube in der Domkirche. Unter derselben war der Dechant von Wichendorf, der Gottorfische Geheimrath Pincier, dessen Vater Ludwig Pincier, Senior des Capitels, so wie des Letzteren Schwiegersohn, v. Wedderkop. Die dänische Parthey erschien gar nicht. Die versammleten Capitularen erwählten einstimmig zum Coadjutor den Prinzen Christian August, Bruder des regierenden Herzogs von Gotterf, Neffen des Bischofs Friederich August. Die Wahl ward von diesem Letzteren bestätigt. Am folgenden Tage versammlete sich die dänische Parthei in einer ihrer Curien, und erwählte den dänischen Prinzen Karl, Bruder des Königs Friederich IV., zum Coadjutor. Das Capitel sah diese Absonderung einiger Mitglieder für unrechtmäßig an, und suspendirte sie von ihren Präbenden. So waren nunmehro zwei Coadjutoren des Bisthums, wovon jeder der allein rechtmäßig Gewählte zu seyn behauptete, und die Nullität der Wahl des Gegentheils zu beweisen suchte. Beide

wandten sich nach Wien, und baten um kaiserliche Bestätigung der für sie ausgefallenen Wahl. Auch die succumbirte Parthei des Capitels brachte beim Kaiser dringende Beschwerden vor wider den Bischof und wider das Capitel. In Wien, wo man im vorigen Jahre so entschieden auf die Ernennung des Gottorfischen Prinzen gedrungen hatte, wehte seitdem ein anderer Wind. Kaiser Leopold begnügte sich, seinem Gesandten am niedersächsischen Kreise, dem Grafen von Eck den Auftrag zu ertheilen, in dem Lübeckischen Capitel Frieden und Eintracht herzustellen, ohne jedoch die zwistige Wahl zu berühren. Dies geschah ohne Zweifel in der Absicht, um erst Karl XII. Unternehmungen in Polen abzuwarten, und die zu ergreifenden Maaßregeln nach dem Glücke oder Unglücke der Schweden zu berechnen. Graf von Eck war 1702 zweimal in Lübeck, ohne etwas ausrichten zu können. Die Erbitterung der Partheien im Capitel war zu groß, und Bischof August Friedrich wollte in einheimischen Zwistigkeiten keinen kaiserlichen Bevollmächtigten anerkennen. Es erfolgte ein kaiserliches Rescript auf das andere; und Eck kam zum dritten und zum viertenmale nach Lübeck. Endlich gedieh es im October dahin, daß, nachdem beide Partheien sich mündlich und schriftlich reservirt hatten, ihren Gerechtsamen in Betreff der geschehenen Coadjutorwahl nichts vergeben zu wollen, die dänische Parthei so weit nachgab, daß sie sich dem Bischofe submittirte, und den Dechant von Witzendorf und Propst von Pincier an-

erkannte, weswegen die Suspension von ihren Präbenden wieder aufgehoben, und sie in ihre Würden und Aemter, so wie in den Genuß ihrer Einkünfte und Hebungen, wieder eingesetzt wurde. Das Capitel versammlete sich darauf zum erstenmale wieder in pleno den 27. Oct. 1702.

Indessen warteten die beiden Prätendenten zum Bisthume auf die kaiserliche Entscheidung. Der Freiherr von Görz war abermals so glücklich, ein Decret des kaiserl. geheimen Raths vom 3. Junii 1702 zu bewirken, daß es wegen des Coadjutorats bei der Reichshofraths-Verordnung vom 28. Julii 1700 sein Bewenden haben, und das fürstlich Gottorfische Haus dabei gehandhabt werden solle. Allein dänischer Seite erwiederte man, daß nicht der kaiserl. geheime Rath, sondern einzig und allein der Reichshofrath in dieser Angelegenheit erkennen könne, und zwar in Gemäßheit der kaiserlichen Wahlcapitulation selbst. Unterdessen wollte der alte und kranke Bischof ins Bad reisen, und während seiner Abwesenheit seinen Neffen Christian August zum Statthalter bestellen. Das konnte man dänischer Seite nicht zugeben, so lange der Proceß nicht entschieden war, indem dadurch dem Gottorfischen Prinzen ein größeres Recht in possessorio erwachsen wäre. Endlich erschien unterm 10 July 1702 ein Rescript des Reichshofraths, wodurch der Bischof ernstlich abgemahnt ward, einen Statthalter zu bestellen; und im

einem andern Rescript an den Grafen von Eck vom 18. Septbr. hieß es, der Kaiser habe ungnädig vernommen, daß vorgegeben werden, als habe er im geheimen Rathe versprochen, die Wahl des Gottorfischen Prinzen zu bestätigen.

Dies Schwanken des Wiener Hofes würde in der That unerklärbar seyn, wenn man diese Wahl-Angelegenheit isolirt, und außer Zusammenhang mit der Politik des Tages betrachten wollte. Sie hing auf das engste zusammen mit dem damaligen nordischen Kriege in Europa. Die nähere Nachweisung würde aber für den Zweck dieser Blätter zu weitläuftig seyn. Es war nicht in Wien, vermittelst Rechtsprincipien; es war in Polen, wo die Wahl durch das Waffengeschick der Schweden entschieden wurde.

Die Ansprüche der beiden Prätendenten blieben also nun vor der Hand unentschieden. Indessen wurde der alte Bischof mit jedem Tage schwächer. Beide Partheien waren auf den Todesfall, so wie auf die alsdann zu ergreifenden Maaßregeln, vorbereitet. Der Herzog Christian August, welcher unterdessen nach dem Tode seines, bei Clissow gefallenen, Bruders, des Herzogs Friederich, Administrator der Gottorfischen Lande geworden war, hatte den Capitain Nummers mit einer Grenadier-Compagnie in Neustadt einquartiren lassen, um erforderlichen Falls sogleich bei der Hand zu seyn. Neustadt, in der Nähe Eutins, gehörte damals zum

Gottorfischen Antheile. In gleicher Absicht hatte Dännemark den General-Major v. Löwendahl mit zwei Regimentern ins Segebergische gelegt. Christian August ließ noch durch einen gewissen Du Cros dem Könige das Anerbieten machen, daß nach seinem Tode das Bisthum gewiß in dänische Hände kommen solle, wenn es nur ihm, so lange er selbst lebe, verbliebe, indem er sonst, wenn die Administratorschaft aufhöre, keine Versorgung im Alter habe. Man konnte in Copenhagen kein Vertrauen zu dem Du Cros fassen, und trug Bedenken, sich auf den Antrag einzulassen.

Den 1. Oct. 1705 kam Bischof Friederich August von einer Jagdparthie auf Fehmern mit einer Erkältung nach Eutin zurück. In der Nacht starb er, alt 59 Jahre, nachdem er 40 Jahre Bischof gewesen war. Seine Gemalin war bereits vor 7 Jahren gestorben. Herzog Christian August war gerade in Eutin, als sein Oheim so unvermuthet starb. Er beschloß sogleich, als rechtmäßig erwählter Coadjutor, unverzüglich Besitz von dem erledigten Bisthume zu nehmen. Zu dem Ende wurde der Todesfall so lange geheim gehalten, bis die erforderlichen Maaßregeln genommen waren. Noch in der Nacht ließ er den Capitain Rimmers mit der Grenadier-Compagnie von Neustadt nach Eutin kommen. Erst am andern Morgen, den 2. October, erfuhr man in der Stadt den Todesfall, als der Hofrath und Leibmedicus Dr. Joh. Phil. Görtsch in den Schloßplatz

trat, in Begleitung zweier Notarien und der beiden Bürgermeister **Joh. Gabriel Sprengel** und **Paul Treimer**, und in Namen und Vollmacht des nunmehrigen Bischofs Christian August das Absterben des vorigen, August Friederich, verkündete. Gedachter Dr. Förtsch schritt darauf sofort zur Besitzergreifung von dem Schlosse und der Residenzstadt Eutin. Zum Zeichen derselben nahm er eine Kerbe aus der Hauptthüre des Schlosses, ging mit Notarien und Zeugen in die Küche, und befahl, daselbst im Namen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht ein Feuer anzulegen; sodann schnitt er aus der Thüre der Kammer und der Canzlei eine Kerbe, und nahm endlich die Schlüssel zur Kammer, Canzlei und Zugbrücke zu sich. Hierauf wurde die gedachte Grenadier-Compagnie auf dem Schloßplatze aufgestellt, und des Eides, womit sie bis jetzt dem Herzoge von Gottorf, **Karl Friederich**, zugethan gewesen, entlassen. Officiere und Gemeine traten darauf in die Dienste des Bischofs, und legten ihren Eid in die Hände des Dr. Förtsch. Der Bischof Christian August war nemlich, wie bereits erwähnt worden, Administrator der Gottorfischen Lande, und zugleich Vormund seines jungen Neffen, des Herzogs Karl Friederich, und konnte in dieser Eigenschaft allerdings die Grenadier-Compagnie ihres bisherigen Dienstes entlassen. Den andern Morgen, den 3. Oct. begab sich der Dr. Förtsch mit den beiden gedachten Notarien nach Lübeck, und ergriff auch daselbst, in Gegenwart des Werkmeisters

zum Dom, Detl. Petersen, und des Malers Joh. Heinr. Gelter, Besitz im Namen seines Herrn. Zu dem Ende schnitt er einen Spahn aus der Hauptthüre des bischöflichen Hofes, und berührte in der Kirche den Chorring. Ihm auf der Ferse folgte Christian August selbst, welcher des Nachmittags in Lübeck eintraf, und bei dem Domdechant v. Wibendorf Nachtquartier, den folgenden Tag aber vom bischöflichen Hofe persönlich Besitz nahm. Unterdessen hatten die abwesenden Capitularen, welche in Gottorfischen Diensten standen, einen Wink erhalten, sich unverzüglich in Lübeck einzustellen. Am 4. rescribirte der Bischof an das Capitel, zeigte demselben das Ableben Friedrichs und seine eigene Besitznahme des Stiftes an, und verlangte, daß die sämmtlichen Capitularen ihn als rechtmäßigen Bischof anerkennen sollten. Der Dechant ließ zum 6. das Capitel ansagen, um die Agnition vorzunehmen. Die anwesenden Capitularen versammelten sich demzufolge an diesem Tage in der Domkirche; allein so wie die Coadjutorwahl vor vier Jahren streitig gewesen war, so war die Agnition es diesmal nicht weniger. Außerdem war dem Capitel die, freilich durch Umstände veranlaßte, militärische Besitzergreifung höchst unangenehm. Sonst nahmen nemlich die Capitularen bei erledigtem bischöflichen Stuhle selbst Besitz von dem Eutiner Schlosse. Sie deputirten daher vor allen Dingen den Dechant an den Bischof mit dem Ersuchen, daß er, zur Verhütung unangenehmer Händel mit

Dännemark, die Grenadiere wieder aus dem Eutiner Schlosse entfernen, und dem Capitel sede vacante bis zur kaiserlichen Entscheidung, dem Herkommen gemäß, den Besitz und die Administration überlassen möchte. Beides ward von dem Bischofe abgelehnt. Er erklärte übrigens, daß dieser außerordentliche Fall dem Capitel keinesweges zum Präjudiz gereichen solle, und daß er sich, dem Herkommen und Verträgen gemäß, anheischig mache, demselben den zweyjährigen Genuß der bischöflichen Einkünfte zu überlassen. Letztere Erklärung gab er schriftlich, und legte sich in diesem Reverse den vollen bischöflichen Titel bei. Mit diesem mündlichen und schriftlichen Bescheid kam der Dechant in die Capitelsstube zurück, und trug nunmehro auf die Abstimmung an. Die Dänische Parthei protestirte gegen den angenommenen bischöflichen Titel und gegen die Besitzergreifung; allein durch Mehrheit der Stimmen ward Herzog Christian August dennoch als Bischof anerkannt. Zugleich wurden der Dechant und die beiden Capitularen Meyer und Wedderkop zu Deputirten ernannt, um das Nähere wegen Ueberlassung des zweijährigen Genusses der bischöflichen Revenüen, und wegen Uebertragung der Stiftsregierung mit dem bischöflichen Bevollmächtigten, dem Geheimrath von Kettenburg, zu unterhandeln. Dies geschehen, wurde den 7. Oct. der Dechant und der Capitular, Geheimrath v. Berkenthien, vom Capitel ernannt, den neuen Bischof am folgenden Tage feierlich zu Eutin zu inthronisiren.

Der Bischof verfugte sich noch denselben Tag bis Schwartau, wo er im Hause des Amtsschreibers übernachtete. Als er am folgenden Morgen auf seinem Wege nach Eutin an die Stiftsgränze kam, fand er daselbst die beiden genannten Deputirten des Lübeckischen Capitels, welche ihn becomplimentirten. Eine zahlreiche Begleitung, mehrere sechsspännige Wagen, so wie die bischöfliche Garde folgten ihm nach seinem Schlosse in Eutin, wo er in feierlicher Procession einzog. Angekommen auf dem Schloßplatze, fand er daselbst eine Tafel mit rother Sammtdecke, worauf das bischöfliche Schwert lag und die Bibel. Nebenbei stand der bischöfliche Stuhl. Auf diesen ließ er sich sogleich nieder. Darauf traten Bürgermeister und Rath, so wie die Bürgerschaft, welche bis dahin unter Gewehr in den Gassen gestanden, mit fliegender Fahne und klingendem Spiele auf den Schloßplatz. Die Grenadier Compagnie stellte sich auf die eine Seite, alle Stiftsbediente und die Unterthanen auf die andere. Der Dechant von Witzendorf, als Deputirter des Lübeckischen Capitels, hielt sodann eine Rede und überlieferte dem Bischofe das Schwert und die Thorschlüssel. Der Dechant v. Pincier Namens des Eutinischen Capitels, der Superintendent Bötemeister Namens des Ministeriums, und der älteste Bürgermeister Sprengel Namens der Bürgerschaft, traten heran, und brachten ihre Glückwünsche dar. Der Geheimrath von Reitzenburg machte die Gegencomplimente. Hierauf verlas

der bischöfliche Canzleisecretair Stricker den Huldigungs-Eid, welcher von allen Beamten, Bürgern und Unterthanen mit aufgehobenem Finger abgelegt ward. Der Bischof erhob sich nunmehro nach der Schloßcapelle, der Superintendent hielt eine Predigt, und ein Te Deum beschloß den ganzen Act mit Pauken und Trompeten. — Der Bischof kehrte darauf nach Gottorf zurück, wo er als Administrator des Landes und als Vormund des jungen Herzogs residirte. Das Eutiner Schloß übergab er zur Beschützung der daselbst eingelegten Grenadier-Compagnie. — Hiemit war aber die Sache keinesweges zu Ende. Die dänische Parthei im Lübeckischen Domcapitel ließ am 10. Oct. wider das ganze Verfahren einen förmlichen Protest aufsetzen, und sandte das Notarial-Instrument, nebst einem Gesuche um Cassirung des gesammten Vorganges, nach Wien. Gegen die Rechtmäßigkeit der Wahl am 6. Oct., meinte die Parthei, sei vieles zu erinnern. Der Herzog Christian August habe an jenem Tage angeblich 9 Stimmen für sich gehabt, allein der Syndicus Woltersdorf habe mitgestimmt, ohne stimmfähig zu seyn; mithin habe der Herzog nur 8 Stimmen für sich gehabt. Diese seien sämmtlich in Gottorfischen Diensten gestanden, und zum Theil eiligst herbeigeholt. Gegen die Kantion seien aber 10 Stimmen gewesen; freilich nicht sämmtlich anwesend an jenem Tage, allein es sei nicht die Schuld der Abwesenden, daß sie nicht zu jenem Convente verschrieben worden. In den vielen Schriften

und Gegenschriften, welche damals von beiden Seiten in dieser Angelegenheit im Drucke erschienen, hat die dänische Parthei die Eligenten, welche gegen die Agnition des Herzogs gestimmt haben, namentlich aufgeführt, nemlich als anwesend: Baron Joh. Adolf v. Kielmannseck, Reimer Pet. v. Rheder, Joh. v. Wickede, Christ. Aug. Ranzau, Gottschalk Kirchring, Hinr. Fock, Franz Joch. Ranzau; und als Abwesende, welche einige Tage nachher gegen die Agnition schriftlich protestirt haben, Baron Fr. Christ. v. Kielmannseck, Caspar Andr. v. Elmendorf, Friedr. von der Lippe. Die Gottorfische Parthei behauptet dagegen, ohne weitere Namensanführung, in dem Capitels-Convente am 6. Octbr. seien 9 Stimmen für und nur 5 Stimmen wider die Agnition gewesen.

Während Staatsmänner und Publicisten die Sache mit der Feder ausfechten, schritt König Friederich IV. zu mehr entscheidenden Maaßregeln. Man verlangte in Copenhagen, daß der Herzog Christian August binnen Monatsfrist entweder das Eutinische räumen, oder bis zur kaiserl. Entscheidung der Sache dem Prinzen Karl den Mitbesitz zugestehen solle. Man erklärte zugleich, daß wenn diese Forderung nicht bewilligt werde, man entschlossen sei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. England und Holland, welchen die friedliche Beilegung des Streites angelegen war, suchten zu vermitteln.

Die Frist ward daher auf zwei Monate ausgedehnt. Die Vermittlung blieb ohne Erfolg. Christian August verweigerte auf das bestimmteste. Preußen und Braunschweig, Garants des Travendaler Friedens, traten auf seine Seite. Karl XII. war eben auf dem Gipfel seiner Siege. Nunmehro überließ der König von Dännemark seinem Bruder, dem Prinzen Karl, zwei bis drei tausend Mann, um sich in den Mitbesitz des streitigen Hochstifts zu setzen. Mit dieser Mannschaft und mit vier Kanonen rückte der Generalmajor Passow den 31. Decbr. 1705 gegen Eutin. Der Schlagbaum vor der Stadt ward niedergehauen, und das kleine Heer richtete seine vier Kanonen gegen das Schloß. Jetzt verlangte Passow im Namen des Prinzen Karl von dem Chef der Schloßbesatzung, dem Capitain Nummers, zum Mitbesitze des Schlosses eingelassen zu werden. Dieser schlug die Forderung ab, und ließ mit dem kleinen Gewehre Feuer geben. Das Feuer ward dänischer Seite erwiedert. Passow erhielt eine Schußwunde am Knie, und ist nachher daran gestorben. Man ließ darauf die vier Kanonen gegen das Schloß spielen, und machte eine Breche in der Mauer. Noch einmal verlangten die Dänen, daß eine gleiche Anzahl von Leuten von beiden Theilen Schloß und Land besetzen sollte. Nummers durfte sich nicht darauf einlassen, und verlangte freien Abzug, welcher ihm bewilligt ward. Der Etatsrath Hanneken nahm Besitz von Schloß und Land im Namen des Prinzen Karl.

König Karl XII., welcher die Gottorpische Sache zu seiner eigenen gemacht hatte, erfocht 6 Wochen darauf, den 13. Febr. 1706, den entscheidenden Sieg bei Fraustadt, und alle Höfe fürchteten den furchtbaren Sieger. England und Holland suchten noch einmal zu vermitteln. Die Königin Anna erbot sich, auf ihre Lebenszeit dem Prinzen Karl jährlich 4000 Pf. Sterling auszahlen zu lassen, wenn er auf sein vermeintliches Recht an das Bisthum verzichten wolle. Holland erbot sich gleichfalls zu einer jährlichen Bewilligung von 4000 Thalern. Der Schweden Siege und Englands und Hollands gewichtige Gründe entschieden. Am 8. März ward der Vergleich zu Copenhagen zwischen dem englischen Gesandten Vernon und dem Prinzen Karl abgeschlossen. Prinz Karl erklärte sich zufrieden, daß der Kaiser dem Administrator der Gottorfischen Lande, dem Herzog Christian August, das Stift Lübeck zuerkenne, und gab seine Ansprüche auf. Den 19. April 1706 nahm der englische Resident im niedersächsischen Kreise, Wich, auf dem Schlosse zu Eutin aus den Händen des Secretair Baumann die Schlüssel entgegen. Diese wurden darauf durch Wich und den holländischen Minister dem Bischofe überliefert, nebst einem Schreiben der Königin Anna, worin zu erkennen gegeben ward, daß diese Ueberlieferung nur provisorisch sei, bis der Kaiser entschieden habe, und daß bis dahin alles in statu quo verbliebe.

Dies war eine bloße Formalität, denn in Wien war man froh, den Zwist beendet zu sehen. Als beendet sah man ihn auch an, und mochte nach so vielen widersprechenden Entscheidungen keine neue geben. Im Jahre 1707 stellte Prinz Karl zum Ueberflusse noch eine förmliche Renunciations-Acte aus, welche dem englischen und holländischen Gesandten in Copenhagen überliefert ward.

Herzog Christian August war nun von allen Seiten als Bischof anerkannt. Allein die Partheyung im Domcapitel hörte nicht auf. Die vormalige dänische Parthey, aufgebracht über den Ausgang der Sache, wollte ferner keinen Theil nehmen an den Capitular-Versammlungen. Der Bischof suspendirte sie daher a voto, sessione et reditibus. Ihre Aemter wurden durch andere besetzt, und den Beamten und Unterthanen ward befohlen, den suspendirten Capitularen weiter keinen Gehorsam zu leisten. Da er nun im Capitel keinen Widerstand zu befürchten hatte: so hielt er den Zeitpunkt für geeignet, seinen erstgebornen Sohn, Karl, 9 Wochen alt, zum Coadjutor ernennen zu lassen. Wirklich ward derselbe auch den 4. März 1707 vom Capitel postulirt. Endlich den 15. May 1708, ließ Kaiser Joseph I. ihm durch den Sachsen-weißenfelsischen Minister von Brand die feierliche Belehnung mit den weltlichen Regalien des Lübeckischen Hochstiftes ertheilen. Dies war zugleich eine förmliche Anerkennung und Bestätigung alles dessen,

was in dieser Angelegenheit bisher vorgegangen war. Um das Vergangene völlig vergangen seyn zu lassen, wurden zugleich, auf kaiserlichen Befehl, die suspendirten Domherren wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt.

Der dänische Prinz Karl hatte weniger Glück. Die Königin Anna starb, und ihr Nachfolger, Georg I, zog die Pension von 6000 Pf. Sterling ein, da solche durch keine Parlaments-Bill bestätigt worden war.

Da nunmehro im Lübeckischen Domcapitel Ruhe und Eintracht wieder hergestellt waren, so wurde endlich das förmliche Postulations-Decret wegen der Coadjutorwahl des jungen Prinzen Karl, Sohnes des Bischofs, unterm 19. Juny 1711 ausgefertigt. Christian August unterschrieb an seines Sohnes Stelle die Capitulation und die gewöhnlichen Reverse. Allein nicht lange erfreute sich Christian August dieses ruhigen Zustandes der Dinge. Als Administrator der Gottorpischen Lande, ward er bald in den bekannten Krieg mit Dänemark verwickelt. Die Erzählung desselben gehört nicht hieher. Als im Jahre 1713 die Schweden unter dem General Steenbock in die Gottorpische Festung Tönningen eingelassen wurden, nahmen die Dänen nicht allein die Gottorpischen Lande, sondern auch das Bisthum Lübeck in Besitz. Der Bischof Christian August, seiner Länder und Einkünfte beraubt, nahm seinen Aufenthalt zu Hamburg. Hier, in dem nachherigen Schimmelmannschen Palais in der Mühlenstraße, hatte bereits

sein Vater, Herzog Christian Albert, während seines freywilligen Exils 15 Jahre, von 1675 bis 1689, gewohnt. Hier richtete nun auch der Sohn 1713 seinen Hofhalt ein. Er ist auch nach wiederhergestelltem Frieden bis an seinen Tod daselbst verblieben. Nach geendetem nordischen Kriege war die alte Ordnung der Dinge im Bisthum und in den Stiftsländern kaum vollendet, als Christian August ungesäumt bei dem nunmehrigen Kaiser Karl VI. die Bestätigung des, zwischen dem Gottorfischen Hause und dem Lübeckischen Domcapitel im Jahre 1647 abgeschlossenen, Vergleichs wegen der Bischofswahl nachsuchte. Kaiser Karl VI. ertheilte diese Bestätigung den 31. July 1721. Zugleich genehmigte er die 1707 geschehene Coadjutorwahl des Prinzen Karl, ältesten Sohnes des Bischofs. Dennoch entstanden neue Streitigkeiten. In dem angeführten Vertrage von 1647 war bloß die Rede gewesen von sechs Personen aus dem Gottorfischen Hause. In dem Glückstädter Receß von 1667 war aber statt dessen sechs Generationen gesetzt worden. Das Domcapitel hatte damals diese Verwechslung des Ausdrucks auf das bestimmteste widersprochen. Allein durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit hatte dasselbe in seinem Postulations-Decrete vom 19. Juny 1711, wodurch der Sohn des Bischofs zum Coadjutor ernannt worden war, gleichfalls das Wort Generation gebraucht. Als nun Christian August dem Domcapitel eine Abschrift der eben erwähnten Bestätigungs-Urkunde des

Kaisers mittheilte, und dasselbe daraus ersah, daß auch das Postulations-Decret zugleich mit bestätigt worden war: so erschrack selbiges über die Folgerungen, welche aus dem unglücklichen Worte: Generation gezogen werden könnten. Der Bischof hatte für sich den Glückstädter Receß und das eigne Postulations-Decret des Capitels, vom Kaiser bestätigt. Dieses hingegen hatte für sich den ursprünglichen Vertrag von 1647. Man zankte sich lange hin und her. Endlich reichte das Capitel unterm 17. Januar 1724 eine Bittschrift ein am kaiserlichen Hofe. In Wien hatte man keinesweges die Absicht gehabt, den ursprünglichen Vertrag im geringsten zu verändern. Man hatte die Abweichung in dem Postulations-Decrete nicht beachtet. Karl VI. ertheilte daher dem Capitel unterm 28. Febr. 1725 ein decretum declaratorium et salvatorium, daß die kaiserliche Bestätigungs-Urkunde lediglich nach den Worten und Buchstaben des Vertrags von 1647 zu deuten sei, welcher ausdrücklich das Wort Personen, und nicht Generationen, enthalte; und daß daher der, in dem Postulations-Decrete vom Capitel gebrauchte, Ausdruck demselben zu keinem Nachtheile gereichen solle. Unter demselben Datum erließ der Kaiser ein Rescript gleichen Inhalts an den Bischof. Und hiemit war denn endlich die Sache abgethan, und der vieljährige Streit über die Bischofswahl gänzlich und für immer beseitigt.

Der Bischof **Christian August** starb den 25. April 1726, alt 57 Jahre. Seine Gemalin und überlebende Witwe war **Albertina Friderica**, geborne Prinzessin von **Baden-Durlach**. Sie war seines Vaters Schwester-Tochter. Ihn überlebten vier Söhne, der Coadjutor **Karl**, **Adolf Friederich** nachmals König von Schweden, **Friederich August**, nachmals Herzog von Oldenburg, und **Georg Ludwig**, Vater des gegenwärtigen Fürsten von Eutin und Herzogs von Oldenburg. Eine Tochter war Aebtissin zu Quedlinburg. Sein Sohn Karl ward Bischof nach ihm. Derselbe starb bald darauf in Petersburg, den 1. Juny 1727, an den Blattern, noch keine 21 Jahre alt, nachdem er eben mit der Prinzessin **Elisabeth**, nachmaligen Kaiserin von Rußland, verlobt worden war. Hierauf ward der zweite Sohn, Friederich Adolf, Bischof, welcher als Thronfolger in Schweden den 29. Oct. 1750 resignirte. Diesem folgte der dritte Sohn, Friederich August. Er war der sechste und letzte von den Bischöfen, welche, zufolge des Vertrags von 1647, aus dem Gottorfischen Hause erwählt wurden. Eine Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei der Resignation Adolf Friederichs und bei der Besitznahme Friederich Augusts statt fanden, wird hier nicht am unrechten Orte seyn.

Den 12. Decbr. 1750 ward der Camerarius des Domcapitels nach Eutin abgesandt, um die Ankunft

der Capitels-Deputirten zum folgenden Tage anzumelden. Die beiden Deputirten, der Dechant von Wedderkop und der Senior von Witzendorf, begaben sich den 13. Decbr. dahin. Eine halbe Meile vor der Stadt, bei dem Dorfe Bockholt, trafen sie den Hof-Fourier mit einer sechsspännigen Carosse. Diese war mit blauem Sammt und mit goldnen Tressen geschmückt. Die Livreien eben so. In dem Eutiner Schlosse wurden sie von dem bischöflichen Abgeordneten, Oberhofmarschal v. Plessen, empfangen und in das zweite Stockwerk in die dazu eingerichteten Zimmer geführt. In dem Vorgemache ward jedem ein fürstlicher Lakay, und in dem äußersten Vorgemache ein Trabant gegeben. Am 14. versammleten sich die beiden Deputirten und der Oberhofmarschall in einem besondern Zimmer des Schlosses. Darauf wurden vorgefordert der Kammerrath Redeker, als Oberförster und Hausvogt, der Kammerrath Stricker, als Amtsverwalter zu Schwartau, und der Kammerrath Faber, als Kornschreiber zu Eutin. Der Oberhofmarschall erklärte vor denselben, daß er von dem Bischofe committirt worden, das Stift mit allem Zubehör in die Hände des Domcapitels zu überliefern. Der Dechant von Wedderkop nahm sodann das Wort, und dankte zuvörderst Sr. königl. Hoheit, dem bisherigen Bischofe, für die, dem Capitel während seiner Regierung bewiesene Gnade, so wie für die, in manus capituli geschehene, Resignation des Stifts, und erklärte, daß er demzufolge

das Stift im Namen des Lübeckischen Domcapitels in Besitz nehme. Die vorgedachten Beamten wurden aufgefordert, den Capitels-Deputirten, nach nunmehr genommenem Besitze des Stifts, die Schlüssel zu Schloß, Scheunen und Kornböden zu übergeben, und ihnen angedeutet, daß sie dem Domcapitel bis zur Retradition an den Coadjutor, als ihrer Obrigkeit treu und gewärtig zu seyn hätten. Die Beamten überreichten die Schlüssel, und gelobten durch einen Handschlag den geforderten Gehorsam. Sodann erschienen der Superintendent **Baleman** und die beiden Bürgermeister von Eutin, und erkannten, gleichfalls durch einen Handschlag, das Domcapitel als Obrigkeit an. Der Oberhofmarschall entließ die Trabanten ihres bisherigen Eides, und überantwortete sie in die Hände des Capitels. Endlich gaben die Deputirten die Schlüssel zurück, und bestätigten jeden in seiner bisherigen Function.

Am folgenden Tage, den 15. Decbr., geschah die Retradition. Zu diesem Ende war der Landrath **von Rumohr** von dem neuen Bischofe committirt worden. Derselbe producirte seine Vollmacht und die Reverse seines Herrn. Die Beamten wurden vorgeladen, und der Dechant v. Wedderkop zeigte ihnen an, daß das Domcapitel das unlängst resignirte Stift dem Bischofe Friederich August durch gegenwärtigen Act übergebe, und daß alle diejenigen, welche dem Capitel Eid und Handschlag geleistet, zur Beobachtung ihrer Pflichten

gegen den nun regierenden Bischof angewiesen würden. Dasselbe ward den Trabanten angekündigt. Der Landrath v. Rumohr erklärte dagegen, daß er als specialiter dazu bevollmächtigt, das Stift mit allem Zubehör im Namen seines Herrn hiemit übernehme. Er bestätigte zugleich sämmtliche geistliche und weltliche Bedienten in ihren officiis. Während dieses in Eutin geschah, geschah ein gleiches auf dem Bischofshofe zu Lübeck. Die Capitels-Deputirte, Conferenzrath v. Eyben und Landrath v. Brömbsen, ließen sich am 14. Dec. von der Hausgeräthsmeisterin die Schlüssel überliefern, und gaben solche den 15. Decbr. zurück, indem sie selbige wegen ihrer ferneren Pflichten an Bischof Friederich August verwiesen.

Als Gegenstück zu der oben beschriebenen Feierlichkeit bei der geprängevollen Inthronisirung Christian Augusts im Jahre 1705, mag der Leichenzug seiner Gemalin im Jahre 1756 diese Erzählung beschließen. — Albertina Friederica, Prinzessin von Baden-Durlach, war geboren 1681, und starb zu Hamburg, wo sie seit 1713 gewohnt, und seit 1726 als Wittwe gelebt hatte, den 22. Dec. 1755, in einem Alter von 74 Jahren. Sie hatte vor ihrem Tode einen schriftlichen Aufsatz für ihren Sohn, den Bischof Friederich August, verfaßt, und darin verordnet, wie sie ohne alles Gepränge beerdigt seyn wolle. Dieser ihrer Verfügung gemäß, ward sie den 26. Jan. 1756 in aller Stille aus Ham-

burg weggeführt, um in der bischöflichen Capelle im Dom zu Lübeck beigesetzt zu werden. Thränen der Dankbarkeit flossen bei der Wegfuhrung, denn sie war sehr wohlthätig und in Hamburg allgemein geliebt gewesen. Den 28. Jan., 10 Uhr des Morgens, kam die Leiche in Lübeck an. Vor dem Leichenwagen ritt der bischöfliche Stallmeister Stahl mit langem Mantel und Flor. Das Pferd war weiß. Sechs schwarze Pferde mit schwarzen Decken zogen den Wagen. Der Sarg war mit schwarzem Sammt überzogen. Neben dem Wagen ritten der Leibdiener und drei Forstbediente in tiefer Trauer, mit ihren im Sattel habenden Büchsen; hinter denselben aber vier Lakaien, gleichfalls in völliger Trauer. Jetzt folgten zwei schwarzüberzogene Kutschen mit schwarzbekleideten Pferden. In der ersten saß der Hofmarschall von Düring und der Oberschenk von Repstorf; in der zweiten der Kammerjunker von Brummer und der Kammerjunker von Wedderkop. Zwei Stallbediente schlossen den Zug. Die Träger der Leiche waren bischöfliche Räthe. Diese hatten sich auf der Domprobstei versammlet, und begaben sich kurz vor Ankunft der Leiche mit langen Mänteln und Flören, begleitet von dem Oberhofmarschall von Plessen und dem Oberhofmeister, Conferenzrath von Eiben, in die Domkirche, wo sie die Leiche an der großen Thüre erwarteten. Hier war ein, mit schwarzem Boy überzogenes, Trauergerüst errichtet worden. Die Leiche ward nach ihrer Ankunft darauf gesetzt, und mit

einer schwarzen Sammtdecke verhüllt. Die vier ältesten Räthe trugen die Zipfel. Jetzt erhob sich der Zug bis an die bischöfliche Capelle. Der Stallmeister eröffnete denselben. Ihm folgten die beiden Kammerjunker, und dann der Marschall und Oberschenk, mit Marschallsstäben in den Händen. Gleich hinter denselben ward der Sarg von den bischöflichen Räthen mit den Händen getragen. Hinter demselben folgten der Oberhofmarschall und der Oberhofmeister mit langen Mänteln und Flören. An der Ruhestätte angekommen, ward die Leiche in die vorhandene Kammer eingesenkt, und der Deckel verkittet. Gleich nach der Einsenkung wurden die Glocken geläutet. Es wurde drei Tage geläutet, Vormittags und Nachmittags eine Stunde. Das ganze Gefolge begab sich nun in Procession wiederum nach der Dompropstei zurück, und ward daselbst mit einem Trauermahle bewirthet.

II.

Herzog Karl Friederich.

Der Herzog von Gottorf, Friederich IV., geboren den 18. October 1671, war noch nicht vier Jahre alt, als sein Vater, Herzog Christian Albert, in leidenschaftlicher Fehde mit seinem Schwager, König Christian V. von Dännemark, den Entschluß faßte, sein Land zu verlassen, und sich nach Hamburg zu begeben, wo e auch über 14 Jahre geblieben ist. Der vierjährige Prinz blieb mit seinem jüngeren Bruder, Christian August, dem nachmaligen Bischofe von Lübeck, bei der Mutter auf dem Schlosse Gottorf. Nach der Hand ward er bei seiner Mutter Schwester, Ulrica Eleonora, Königin von Schweden, in Stockholm erzogen. Zum Jünglinge herangewachsen, ging er mit seinem Lieblinge, Johann Ludwig von Pincier, Freiherr von Königstein, auf Reisen, und trat 1688 in Schwedische Dienste. Er ward General, Chef einiger Regimenter, und Gouverneur von Malmö. Als sein Vater 1694 starb, trat er, 23 Jahre alt, die Regierung der Gottorfischen Lande an. Bald aber ging er wieder nach Schweden zurück. Er hatte hier seinen Vetter, den Prinzen Karl, nachmaligen König Karl XII., in einem hohen Grade lieb gewonnen, und erfreute sich eines gegenseitigen unbedingten Vertrauens. Karl war geboren

den 27. Juny 1682, und also fast 11 Jahre jünger, als der Herzog Friederich; allein die Gleichheit der Neigung machte die Ungleichheit des Alters kaum bemerkbar. Der Hauptzug in dem Charakter beider Fürsten war ein verwegener, an Tollkühnheit grenzender Heldensinn. Ihr liebster Zeitvertreib waren körperliche Spiele auf Leben und Tod, und der Herzog that es darin dem Prinzen zuvor.

Als Karl den 27. November 1697 den Schwedischen Thron bestieg, in einem Alter von 16 Jahren, war seine dringendste Angelegenheit, seinen Freund, den Herzog, mit seiner ältesten Schwester, Hedewig Sophie, geboren den 26. Juny 1681, zu verheirathen. Die Trauer um den verstorbenen König war noch nicht zu Ende, als bereits am 21. May 1698 die Hochzeit auf dem Lustschlosse Karlsberg vollzogen ward. Herzog Friederich IV., Karls nunmehriger Schwager, ward jetzt zum Generalissimus der Schwedischen Truppen und Länder in Deutschland ernannt. Kurz darauf brach der Krieg aus zwischen Dännemark und Gottorf. Den 12. März 1700 rückten die Dänen in die Gottorfischen Länder ein, und besetzten die Stadt Schleswig. Herzog Friederich eilte seinem Lande zu Hülfe, und segelte mit einigen tausend Mann Schweden ab, von Karlskrona. In der ersten Hälfte des Aprils wurden die aufgeworfenen Gottorfischen Schanzen, welche den Krieg veranlaßt hatten, von den Dänen eingenommen. Am

19. April kam die Herzogin nieder, und gebar den Prinzen Karl Friederich. Karls schnelle Siege machten dem Kriege bekanntermaßen bald ein Ende. Bereits den 18. August desselben Jahres 1700 ward der Travendaler Friede abgeschlossen, und das Haus Gottorf in alle seine prätendirten Rechte restituirt.

Karl XII. eilte nun nach Polen, von wo aus König August in Liefland eingefallen war. Sein Schwager, Herzog Friederich, wollte Glück und Unglück mit ihm theilen. Umsonst beschwor die Mutter, Friederika Amalia, welche ihren Wittwensitz zu Kiel hatte, den Sohn, von diesem Unternehmen abzustehn. Er verließ Mutter und Bruder, seine junge Gemalin, seinen eben geborenen Sohn, sein Vaterland; und zog aus mit einer Begeisterung, welche es für Kleinigkeit achtet, die Welt aus ihren Angeln zu heben. Allein sein Schicksal ereilte ihn früh. In Polen kam es den 19. July 1702 bei Clissow, in der Nähe von Cracau, zur Schlacht. Herzog Friederich commandirte die schwedische Cavallerie. Er ritt ein weißes Pferd, und der Feind richtete seine Schüsse auf ihn. Er fiel, von einer Falconet-Kugel getroffen, und war in wenigen Stunden todt.

Jetzt war sein einziger zweijähriger Prinz, Karl Friederich, welcher sich bei der Mutter zu Stockholm befand, Herzog von Gottorf. Die Mutter, Hedewig Sophie, und des gefallenen Herzogs Bruder, Christian

August, Coadjutor von Lübeck, überkamen die Vormundschaft des unmündigen Prinzen. Der Coadjutor ward Administrator des Herzogthums. Dieser und der Geheimrath regierten von nun an das Land, während der junge Herzog unter den Augen seiner Mutter in Schweden erzogen ward.

Hier müssen wir vor allen Dingen zwei Männer näher kennen lernen, welche während der Minderjährigkeit und Abwesenheit des Herzogs Karl Friederich, nächst dem Administrator, den meisten Einfluß auf die Landes-Angelegenheiten und auf die Ereignisse dieses Zeitraums gehabt haben, besonders nach der Entfernung des Geheimraths Präsidenten v. Wedderkop. Diese beiden Männer waren der Freiherr v. Görz und der Graf Dernath.

Georg Heinrich, Freiherr von Schlitz, genannt v. Görz, stammte aus der Herrschaft Schlitz im Hessischen. Ein ehrgeiziger, unternehmender, intriganter Charakter, ein heller Kopf, ein kenntnißreicher und gewandter Geschäftsmann, dem es nicht leicht an Mitteln zu seinen Zwecken fehlte. Er hatte in Jena studirt, und in dem dortigen Ballhause das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren. Sein Vaterbruder, Kammerpräsident in Hannover, war mit Herzog Friederich IV. von Gottorf als Hofmeister auf Reisen gewesen. Auf Empfehlung des Oheims trat er 1698 als Kammerjunker in Gottorfische Dienste. Nicht lange darauf

ward er in Angelegenheit der Lübeckischen Bischofswahl als Etatsrath nach Wien gesandt. Von dort ging er zu seinem Herzoge nach Polen, und bekleidete bei demselben die Stelle eines Oberschenken. Als der Herzog bei Clissow fiel, überbrachte er der verwittweten Herzogin die Trauer-Botschaft nach Schweden, und ward bald darauf Mitglied des neuen Gottorfischen Geheimraths. Hier war er in einer Sphäre, worin sein Ehrgeiz, sein Geist der Intrigue, seine unternehmende Entschlossenheit, einen ausgedehnten Spielraum hatten. Der Geheimrath, mit großer Macht bekleidet, und eigentlich der wahre Regent des Landes, war der Tummelplatz der Leidenschaften und selbstsüchtigen Interessen. Anfangs schloß Görz sich an den alten Präsidenten v. Wedderkop an. Allein zwei Männer, die dasselbe Ziel, Alleinherrschaft, im Auge hatten, konnten unmöglich eines Weges mit einander gehn. Der eine suchte Terrain zu gewinnen, der andere war entschlossen, keine Spanne des vieljährigen Besitzes abzutreten. Wedderkop war im Dienste, und in dem von ihm selbst begründeten Verwaltungssysteme ergraut, und den gegenwärtigen Ansichten und Handlungsweisen, so wie dem Tone des neuen Hofes zu Gottorf abhold. Görz, jung, leicht und geschmeidig, war für das neue rasche Leben, so wie für eine unternehmende und intriguirende Politik. Daher erkaltete die Freundschaft zwischen beiden gar bald. Die Verhältnisse wurden sogar feindselig. Einer von beiden mußte weichen.

Das war klar. Allein lange blieb Kampf und Sieg unentschieden. Der Herzog-Administrator war dem alten Wedderkop Verbindlichkeiten schuldig. Dieser hatte ihm nemlich durch seinen Schwager, den Freiherrn v. Königstein, und durch seinen sonstigen Einfluß im Lübeckischen Domcapitel, den Bischofsstab verschafft. Allein die sparsame und mürrische Disposition des alten, sich fühlenden Präsidenten konnte dem lebenslustigen, immer Geld brauchenden Fürsten nicht zusagen. Niemals vielleicht hat zwischen den alten Mauern des Schlosses zu Gottorf eine so muntere Fröhlichkeit geherrscht, wie zu Christian August's Zeiten. Der Freiherr von Görz ward bald der Liebling des Administrators und der vielvermögenden Hofdamen, der Fallenstein, Düring und Wohnefleth. Görz liebte das feinere Vergnügen, machte ein angenehmes Haus, und sah gerne fröhliche Gesichter an seiner Tafel. Er hatte mächtige Freunde unter den Ersten des Landes, war in die Schleswig-Holsteinische Ritterschaft aufgenommen worden, und durch Verheirathung mit der Gräfin Christine Magdalene Reventlau mit der reichsten und angesehensten Familie verschwägert. Dennoch würde ihm der Sieg über Wedderkop schwer geworden seyn, wenn er nicht in dem Grafen Dernath einen eben so gewandten als thätigen Bundesgenossen gefunden hätte. Die gräfliche Familie Dernath stammt aus einem vornehmen kaufmännischen Geschlechte in Brabant. Die Familie wandte sich in der Folge nach Böhmen und

Sachsen. Drei Brüder, Theodor, Gerhard und Leonhard, wurden den 20. Nov. 1655 zu Reichsgrafen erhoben. Gerhard, Oberfalconier bei dem Churfürsten von Sachsen, hatte zwei Söhne, die nach Holstein kamen, sich daselbst verheiratheten, und adelige Güter acquirirten. Der älteste Sohn, Joh. Georg, ward Amtmann zu Reinbeck und Trittau. *) Er ist der Stammvater der Linie von Sierhagen. Der jüngste Sohn, Gerhard, von dem hier die Rede ist, war General-Lieutenant und ein tüchtiger Militair. Er hatte sich besonders in Brabant in der Schlacht bei Eckern ausgezeichnet. Er verheirathete sich mit einer v. Bleme auf Seedorf, und stiftete die Linie von Hasselburg, Oevelgönne und Perdoel. Der zu Anfang dieses Jahrhunderts verstorbene Graf Friederich Otto Dernath, der sich um die Saline zu Oldesloe so große Verdienste erwarb, war ein Enkel von ihm. Der General, Gerhard, kam 1705 in den Gottorfischen Geheimrath an die Stelle des verstorbenen Freiherrn v. Banner. Zugleich mit Dernath wurden auch der General v. Banner, ein Vetter des Verstorbenen, und v. Kettenburg, der aus dem Mecklenburgischen stammte, Geheimräthe. Dernaths Charakter und Unternehmungsgeist machten ihn bald zum unzertrennlichen Bundes-

*) Er kaufte 1695 die Güter Schmoel, Hohenfelde und Oevelgönne, starb aber in dürftigen Umständen zu Preetz.

genossen des gleichgestimmten Freiherrn v. Görz. Beide arbeiteten nun gemeinschaftlich dahin, den alten Wedder-kop außer Wirksamkeit zu setzen; welches ihnen auch einige Jahre hernach gelang.

Diese inneren Geheimraths-Angelegenheiten, so wie ein mißlingender Versuch, die Grafschaft Ranzau an das Gottorfische Haus zu bringen, wovon wir uns eine umständlichere Erzählung auf ein andermal vorbehalten, machen eigentlich die ganze Geschichte der Gottorfischen Administration, bis zum Ausbruche des Schwedenkrieges aus.

Unterdessen ward der unmündige Herzog Karl Friederich unter Aufsicht seiner Mutter zu Stockholm, oder eigentlich auf dem Lustschlosse Carlsberg bei Stockholm, sehr zweckmäßig erzogen. Die verwittwete Herzogin Hedewig Sophie war eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften; fromm ohne Bigotterie, sparsam ohne Geiz, klug und gewandt in Geschäften. Mit Hülfe Gottorfischer Räthe in Stockholm besorgte sie die Landesangelegenheiten mit vieler Einsicht. Was während ihrer Mitregierung verfügt worden, wurde in mehreren Bänden im Gottorfischen Archive aufbewahret, und ist 1713, bei Besitznahme des Schleswigschen Antheils der Gottorfischen Lande, in Dänische Hände gerathen. Sie liebte ihren Sohn mit großer Zärtlichkeit, und fand ihr größtes Vergnügen in der Erziehung

desselben. Allein zum Unglücke für ihn starb sie, ehe die Erziehung vollendet war, den 12. Dec. 1708 an den Blattern, 27 Jahre alt. Der junge achtjährige Herzog sah sich von nun an gänzlich verlassen im Schweden. Sein Oheim, Karl XII., liebte ihn aufrichtig, war aber beständig außerhalb Landes. Seiner Mutter Schwester, Ulrika Eleonora, geboren 1688, vermählte sich mit dem Prinzen Friedrich von Hessen, und machte seit dem Tode ihrer älteren Schwester im Geheimen Ansprüche auf die Schwedische Thronfolge, falls ihr Bruder, Karl XII., unverheirathet, oder ohne Leibeserben sterben sollte. Nun aber war auf einen solchen Fall der Herzog von Gottorf, als Sohn der älteren Schwester, unstreitig der nähere Thronerbe. Dies ungünstige Verhältniß entzog diesem das Wohlwollen der Tante. Man bekümmerte sich wenig um ihn, und sah seine Holsteinischen Räthe ungerne in Stockholm. Allein so lange Karl lebte, durfte man keine Schritte wagen. Nirgends befreundet, und sich selbst überlassen, hing er sich an seinen Kammerdiener Roepstorf. Dieser Mann war der Sohn eines Musikanten aus Schleswig, und als Barbier mit einem deutschen General auf Reisen gewesen. Als v. Pincier ihn in fürstliche Dienste gebracht hatte, rettete er einst den jungen Herzog aus dem Wasser. Seitdem schenkte dieser ihm sein ganzes Vertrauen, und theilte mit ihm seine eben nicht ausgesuchten Vergnügungen. Uebrigens befaßte der Kammerdiener, welcher kaum seinen Namen schreiben konnte,

sich nicht mit Staatsangelegenheiten seines Herrn. In der Folge verschaffte der Herzog ihm den Adelsbrief, und machte ihn zum Oberkammerherrn. Während des Herzogs Aufenthalt in Petersburg nahm Reepstorf seinen Abschied mit einer Pension von 6000 Rthlr., und ward Amtmann in Reinbeck und Trittau. Er starb 1735. In den Stunden, welche der junge Herzog auf Carlsberg nicht mit diesem Manne zubrachte, quälten ihn die schwedischen Informatoren mit schulgerechten Chrien und theologischen Subtilitäten. Er mußte kniend beten; eine schwedische Gewohnheit, welche er sein ganzes Leben hindurch beibehalten hat. Man sorgte dafür, ihm eine große Hochachtung für den Predigerstand einzuflößen. Von diesem früherhaltenen Eindrucke konnte er sich auch in späteren Jahren nicht losmachen. In solchen Uebungen und Umgebungen verlebte er seine Jugend auf Carlsberg. Unterdessen war das Glück von den schwedischen Waffen gewichen. Karl XII. befand sich seit der Niederlage bei Pultava, am 8. July 1709, in der Türkei. Dännemark konnte den Travendaler Frieden nicht verschmerzen, und hielt den Zeitpunkt für günstig, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Im Laufe derselben rückte eine Schwedische Armee unter dem General Steenbock, nach Einäscherung Altona's, in Holstein und Schleswig ein. Das Gottorfische Haus hatte strenge Neutralität versprochen. Es war gewiß schwer, in der Gesinnung neutral zu bleiben; denn Schweden war seit langer

Zeit sein treuester Bundesgenosse, und der junge Herzog von Gottorf eventueller Schwedischer Thronerbe. Gedrängt vom Feinde, suchte Steenbock Schutz in der Gottorfischen Festung Tönningen. Sie ward ihm geöffnet im Februar 1713. Dännemark sah dies für einen Bruch der Neutralität an. Der Administrator der Gottorfischen Lande, Bischof Christian August, erklärte, daß es ohne seine Einwilligung geschehen sei. Dännemark ließ diese Erklärung einstweilen auf sich beruhen, und besetzte am 13. Mai die Gottorfischen Lande und das Gebiet des Bischofs, und verwaltete solche für sich. Am 7. Februar 1714 fiel die Festung in Dänische Hände, und mit ihr schriftliche Beweise geheimer Tractaten zwischen der Gottorfischen Regierung und den Schweden. Es kam selbst eine schriftliche Ordre des Herzogs Karl Friederich zum Vorschein, datirt Carlsberg den 12. July 1712, die Schweden erforderlichen Falles in die Festung aufzunehmen. Ueber die Aechtheit dieses Documents ist viel gestritten worden. Der General Steenbock bekennt in seinen aufgefangenen Briefen, welche nachher im Drucke erschienen sind, daß er Ordre und Unterschrift selbst erkünstelt habe, um den Commandanten von Tönningen, den General-Major Wolf, zur Einlassung zu bewegen. Es konnte übrigens auch nicht schwer seyn, sich in Stockholm die Unterschrift eines zwölfjährigen Knaben zu verschaffen. Auf jeden Fall hatten der Administrator und die Gottorfischen Geheimräthe um diese Ordre gewußt; und

die übrigen aufgefangenen Papiere ließen das geheime Einverständniß der Gottorfischen Regierung mit den Schweden nicht mehr bezweifeln. Während Staatsmänner beider Partheien darüber in einen Federkrieg geriethen, der Justizrath Amthor für Dännemark, der Kanzler Dyben und der Justizrath Stryck für Gottorf, zog König Friederich IV. den Schleswigschen Antheil der Gottorfischen Lande ganz und für immer ein. Dem Herzoge Karl Friederich verblieb hinführo nur der holsteinische Antheil, worin Kiel in der Folge der Sitz der Regierung ward. Das Nähere dieser Angelegenheit gehört in die Geschichte des Landes, und nicht in die Biographie des Herzogs. Wir bemerken hier nur, daß der gegenwärtige Hamburgische unpartheiische Correspondent dieser Spannung zwischen dem königlich-dänischen und herzoglich-gottorfischen Hause seine Entstehung verdankt. Es war nämlich dem Gottorfischen Hofe bei Ausbruch des Krieges zwischen Dännemark und Schweden daran gelegen, eine Landeszeitung zu haben, welche in seinem Interesse schrieb. Bereits im Jahre 1710 kam bei dem fürstlich privilegirten Buchdrucker Herrman Henrich Holle zu Schiffbeck im gottorfischen Amte Reinbeck, an der Hamburger Grenze, das Schiffbecker Posthorn heraus. Im Jahre 1712 erhielt die Zeitung den Namen: hollsteinischer unpartheyischer Avisen-Correspondente. Selbige erreichte aber schon 1714 ihre Endschaft, da Dännemark die Einlassung der Schweden in Tönning für eine Feindseligkeit

ansah, den schleswigschen Antheil des Landes ganz einzog, und den hollsteinischen Antheil einstweilen besetzte. Sobald im Jahre 1720 dem Herzoge Karl Friederich dieser Antheil zurückgegeben ward, erschien die Zeitung 1721 wieder unter dem Titel: Staats und gelehrte Zeitung des hollsteinischen unpartheyischen Correspondenten durch Europa und andere Theile der Welt. Als endlich im Jahre 1730 der Inhaber dieser Zeitung Alters und Schwäche halber selbige seinem Schwiegersohne, dem Buchdrucker Georg Christian Grund zu Hamburg übergab, so nahm sie seitdem den Titel des hamburgischen unpartheyischen Correspondenten an. Der erste Redacteur war der Hofrath Weichmann, der bekannte Herausgeber der niedersächsischen Poesien; hierauf Lisco̧w, und seit 1737 Jacob Friedrich Lamprecht. Die größte Celebrität erhielt sie unter Leislers und Stövers Redaktion. Leisler redigirte sie bis 1793, wo der den 13. April 1822 verstorbene Dr. und Legationsrath Stöver, der jenen in den letzten Jahren unterstützt hatte, die Redaktion allein übernahm. Der gegenwärtige Redacteur ist der Professor Hartmann.

So wie diese Zeitung ursprünglich und bis sie eine unpartheyische ward, im Interesse des gottorfischen Hofes schrieb, so schrieb auf der anderen Seite Hamburgs, in dem königlichen Landestheile, nämlich zu Altona, der Altonaische Mercurius und desselben Relation aus dem Parnasso für die dänische Sache. Diese

Zeitung ward bereits 1692 bey Chr. Reimers gedruckt. Nachher erschien sie in der königlichen privilegirten Buchdruckerey bey Bernhard Simon Dreyer; kam 1728 durch Verheirathung der Wittwe an den Buchdrucker H. C. Hülle, 1739 an dessen Schwestersöhne, die Gebrüder Burmester, und endlich seit 1789 an den gegenwärtigen Besitzer P. Poel. Redigirt wird sie seit vielen Jahren und auf eine ausgezeichnete Weise von dem Dr. Karl Niemann.

In diesem Jahre 1714 machte Karl Friederich die Bekanntschaft eines Mannes, welcher von nun an sowohl in dem Leben desselben, als auch in den holsteinischen Landesangelegenheiten, die erste Rolle gespielt hat. Henning Friederich Bassewitz, Schwiegersohn des ältern von Claussenheim, und Schwager des ephemeren Statthalters von Bergholz, stammte aus einem der ältesten mecklenburgischen Geschlechter. Sein Vater, Philipp Cuno v. Bassewitz, Landrath, ein redlicher, vermögender Mann, ein unerschrockner Verfechter der alten mecklenburgischen Freiheiten, lebte größtentheils in Rostock. Hier ward unser Henning Friederich in Wissenschaften und ritterlichen Uebungen unterrichtet, und sodann auf andere Universitäten geschickt. Nach Mecklenburg zurückgekehrt, ward er sogleich Hofjunker, und kurz darauf Kammerjunker bei Herzog Friederich Wilhelm. Seine körperliche Gewandheit, sein muntrer Geist, eine Mischung von Gutmüthigkeit und Muthwillen, und eine besondere

rücksichtlose Dreistigkeit in Reden und Handlungen, machten ihn am Hofe angenehm. Einst forderte der Herzog ihn scherzend auf, von der Brücke in den Schweriner See zu springen. Er that's, und ward nur mit Mühe gerettet. Seine junge Gemahlin, die neugeadelte v. Claussenheim, gefiel sich weniger unter dem Hofadel. Auf einer Jagdparthie zu Neustadt vermogte sie ihn, die anwesenden Hofdamen in Knittelversen zu persifliren. Er mogte es ein wenig arg gemacht haben. Die Herzogin nahm den Scherz übel, die Hofmeisterin v. Adelsheim, und eine Generalin wollten gerächt seyn, und ihm ward der Hof verboten. Jetzt war seiner Gemahlin der Aufenthalt in Mecklenburg zuwider, und es wurden Entwürfe gemacht, ihn durch ihre vielvermögende Familie in Gottorfische Dienste zu bringen. So lange Wedderkop und Pincier im Geheimrathe saßen, fand dieser Entwurf Schwierigkeiten. Als diese beiden aber im Jahre 1710 gestürzt wurden, kam Bassewitz nach Hamburg, und trat in Unterhandlungen mit dem Geheimrath Bannner. Gegen eine Summe von 13,000 Rthlr. erhielt er die Aemter Husum und Schwabstädt. Er ward Gottorfischer Etatsrath, und zog nach Husum. Damals war es noch nicht seine Absicht, eine Rolle am Hofe zu spielen. Er wollte in seinen Aemtern ein vergnügtes Stillleben führen. Allein er war kaum eingerichtet, so kamen die Schweden ins Land. Die Dänen sequestrirten die Gottorfischen Lande. Die Aemter Husum und

Schwabstädt nebst dem Eiderstädtischen wurden dem Geheimrath v. Schestedt verliehen. Bassewitz that das Aeusserste, diese Aemter, woran er sein ganzes Vermögen verwandt hatte, zu behaupten; allein umsonst. Der Herzog-Administrator, auch seines Bisthums beraubt, hatte sich nach Hamburg begeben. Dahin ging nun auch Bassewitz, und ließ sich in Staatsangelegenheiten brauchen. Der Freiherr von Görz war nach Wedderkop's Fall die Seele des Geheimraths, und des Administrators rechte Hand. Man suchte, während Tönningen im Jahre 1713 bloquirt war, alle Höfe zu bewegen, sich der verlorenen Gottorpischen Sache anzunehmen. Bassewitz ward nach Berlin gesandt, um wegen Besetzung der schwedischen Festungen in Pommern zu unterhandeln. Er erhielt bei der Gelegenheit vom Könige von Preußen einen Demantring, und für seinen Sohn eine Domherrnstelle. Durch diesen Erfolg dreist gemacht, dachte er nunmehro an Ausführung eines großen Plans, wodurch er der Angelegenheit des Herzogs Karl Friederich mit einemmale eine glückliche Wendung geben wollte. Als nämlich der General Steenbock, von Dänen, Russen und Sachsen verfolgt, sich nach Tönningen zog, hatte Bassewitz in Husum die persönliche Bekanntschaft des Fürsten Menzikof gemacht. Bei einer Flasche Wein war diesem letzteren das Wort entfallen, daß der junge Herzog von Gottorf unter den gegenwärtigen Umständen nichts Besseres thun könne, als die älteste Tochter des Kaisers

Peter des Großen zu heirathen, und dadurch Rußland, den bisherigen Bundesgenossen Dännemarks in sein Interesse zu ziehn. Im Geheimrathe fand die Idee Beifall, und der Etatsrath Nägelin, Schwager von Bassewitz, war zu dem Ende nach Petersburg gesandt worden. Menzikof aber wollte sich wegen dieser noch unreifen Angelegenheit nicht mit demselben einlassen, sondern verlangte seinen Schbruder Bassewitz. Dieser erhielt in Hamburg seine Instruction, und reiste nebst seiner Gemahlin den 8. Januar 1714 ab. Er war noch nicht weiter als bis Berlin gekommen, als Tönningen von den Dänen besetzt ward, und denselben die obengedachten geheimen Traktaten mit Schweden in die Hände fielen. Peter der Große war höchst aufgebracht über diese Hinterlist der Gottorfischen Regierung, und es war gewiß nicht der Augenblick, mit dem Heiraths-Antrage hervorzutreten. Der Freiherr von Görz, welcher zufällig auch in Berlin war, und mit Bassewitz speiste, sagte ihm beim Abschiede, wenn er etwa nach Sibirien kommen sollte, so möge er ihm einen Zobelpelz mitbringen. Allein Bassewitz war nicht der Mann, der leicht den Muth sinken ließ. Er setzte seine Reise nach Petersburg fort, und überreichte am 15. März dem Kaiser mehrere Punkte, die Heirathsangelegenheit betreffend. Er fand eine kalte, ausweichende Aufnahme, und erhielt seine Reisepässe. So bald dieser, allerdings erwartete, Ausgang der Sache zu Hamburg, am Hofe des Administrators bekannt geworden war, und zugleich

der Entschluß des v. Bassewitz, diese Angelegenheit, welche doch eigentlich persönlich den Herzog Karl Friederich anging, persönlich mit demselben in Stockholm weiter verhandeln zu wollen: so beschlossen der Freiherr v. Görz und die übrigen Geheimräthe, die ganze Sache zu detraveniren. Zu dem Ende erhielt der Legationssecretair Christen den Auftrag, dem Herrn v. Bassewitz auf der Rückreise die Papiere zu entwenden. In Königsberg wußte ersterer auch, sich seines Auftrags auf eine geschickte Weise zu entledigen, und mit den Papieren nach Danzig abzureisen. Bassewitz entdeckte noch zu rechter Zeit den Streich, ließ sich ein Pferd satteln, holte den Legationssecretair vor Danzig ein, und nahm ihm auf der Landstraße die entwandten Papiere wieder ab. Unglücklicherweise war denselben ein Brief des Freiherrn v. Görz beigelegt worden, wodurch die ganze Intrigue ans Licht kam. Bassewitz wurde von nun an der entschiedne Gegner des Geheimraths und der Gottorfischen Regierung. In Berlin angekommen, wo er gut aufgenommen ward, ließ er sich am 7. July 1714 ein Schreiben des Ministeriums an Herzog Karl Friederich zustellen, und ging damit, ohne nach Hamburg zurückzukehren nach Schweden. Hier verklagte er bei dem Herzoge die vormundschaftliche Regierung in Holstein. Man war in Schweden freilich nicht mit der Administration der Gottorfischen Lande zufrieden; allein der Herzog war noch minderjährig, und konnte vor der Hand nichts thun. In diesem Augenblicke

kam Karl XII. aus der Türkei nach Stralsund zurück. Bassewitz, entschlossen, sich an diesen Monarchen selbst zu wenden, erhielt am 27. Septbr. ein Schreiben des Herzogs an denselben, und reißte damit nach Deutschland ab. Allein der Freiherr v. Görz war ihm bei Karl XII. zuvorgekommen. Karl hatte diesen intriguenvollen, unternehmenden Mann bei der ersten Unterredung liebgewonnen, und auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn in seine eignen Dienste zu nehmen. Dem Administrator und den übrigen Mitgliedern der Gottorfischen Regierung konnte es nunmehro nicht schwer werden, sich eine vortheilhafte Meynung desselben zu verschaffen. Bassewitz verfehlte gänzlich seinen Zweck, und ging darauf nach Wien, wo die vormundschaftliche Regierung ihn als einen davongelaufenen Staatsdiener beim Reichshofrath verklagt hatte. Er blieb das ganze Jahr 1715 daselbst, ohne daß etwas weiteres nach diesen Privathändeln kam.

Unterdessen hatte Herzog Karl Friederich sein funfzehntes Jahr erreicht, und wollte jetzt die Regierung seiner Länder selbst übernehmen; die Regierung, denn von der Verwaltung konnte nicht die Rede seyn, da diese Länder in den Händen der Dänen waren. Da der Administrator und der Gottorfische Geheimrath in der Gunst Karls XII. waren: so rieth diese Parthei selbst zum Antritte der Regierung, um aller Verantwortlichkeit überhoben zu seyn. Indessen ward es dahin

gebracht, daß Herzog Karl Friedrich als souverainer Herzog von Schleswig die Regierung antrat, hingegen wegen Holstein unter vormundschaftlicher Verfügung vor der Hand verblieb; indem nach den deutschen Reichsgesetzen das 18te Jahr zur Wahl eines Kaisers erforderlich war, und andere Bestimmungen über die Volljährigkeit eines Prinzen nicht vorhanden waren. Der Herzog erließ demnach an alle Landräthe ein Schreiben, datirt Stockholm den 28. Januar 1716, worin er erklärte, daß er die Regierung angetreten habe, und die vormundschaftliche Administration untersuchen lassen wolle. Es ward auch zu dem Ende in Stockholm eine Untersuchungs-Commission niedergesetzt, welche unterm 18. April einen ziemlich glimpflichen Ausspruch gab.

Den 23. Decbr. 1715 betrat Karl XII., nach einer Abwesenheit von 15 Jahren, wiederum den schwedischen Boden zu Ystadt in Schonen. Sein Neffe, der junge Herzog von Gottorf, und sein Schwager, Prinz Friederich von Hessen, Gemahl seiner jüngern Schwester, empfingen ihn hier. Der Herzog, als Sohn der ältern Schwester, war nach dem Rechte der Geburt der nächste Thronerbe. Allein während der langen Abwesenheit des Königs, den man nicht in Schweden zurück erwartete, hatte die jüngere Schwester, Ulrica Eleonora, eine große Parthei für sich zu gewinnen gewußt. Der Herzog liebte und verehrte seinen Oheim wahrhaft und

aufrichtig, und da dieser auf Betrieb des Geheimraths v. Görz die Fortsetzung des Krieges gegen Dännemark und Norwegen beschloß, begleitete er ihn auf seinen Feldzügen. Er hatte niemand um sich, bei denen er sich in vorkommenden Fällen Rath holen konnte, außer seinem Kammerdiener Roepstorf und seinem Küchenmeister Helmer. Denn die beiden Geheimräthe Görz und Dernath hatten die Verwaltung der schwedischen Finanzen übernommen, und waren häufig in dieser Angelegenheit auf Reisen.

Nach mehren mißlungenen Versuchen auf Norwegen unternahm der König den 14. Nov. 1718 die Belagerung von Friederichshall. Der Herzog Karl Friederich, und der Prinz Friederich von Hessen waren gegenwärtig. Am 9. Dec. ward die Schanze Güldenlöwe erobert, und nunmehro der Sturm beschlossen auf Friederichshall und auf das dabei liegende Fort Friederichstein. Den 11. Dec. war Adventssonntag. Der König wohnte der Vormittags- und Nachmittagspredigt im Lager bei. Den Abend besuchte er die Laufgraben. Seine beiden einzigen Begleiter waren der Oberingenieur Megret, der die Belagerungsanstalten dirigirte, und der Generaladjutant Sikert. Aus der Festung ward geschossen. Megret entfernte sich von dem Könige, und Sikert darauf auch. Als Megret zum Könige zurückkam, Abends 10 Uhr, fand er ihn getödtet. Eine Kugel war ihm durch die rechte Schläfe

gefangen. Er lehnte den Kopf auf die Brustwehr, die Hand am Degengefäße. Unterdessen kam Sikert mit einigen andern Officieren herbei. Ueber diesen Tod des Königs ist nachher viel gemuthmaßt und behauptet worden. Sikert selbst bekannte sich in einem hitzigen Fieber für den Mörder; allein die Sache ist niemals ganz ins Reine gebracht worden. Megret und Sikert ließen auf der Stelle, nicht den Herzog, sondern den Prinzen Friederich von dem Ereignisse benachrichtigen. Dieser eilte sogleich herbei. Der Leichnam ward in einer Sänfte nach dem Hauptquartier gebracht. Es ward sogleich Kriegsrath gehalten, und beschlossen, den Todesfall geheim zu halten. Inzwischen traf der Prinz die nöthigen Anstalten, seiner Gemahlin die Thronfolge zu sichern. Der junge Herzog war betäubt, wie er die Nachricht von dem Tode seines Oheims erfuhr. Er verschloß sich in seinem Zelte, und wollte niemand sprechen. Er dachte nicht daran, und wollte nicht daran denken, daß an dem Momente die schwedische Krone hing. Die Generäle und andere ihm ergebene Personen drangen in ihn, den entscheidenden Augenblick zu benutzen. Er solle nur, verlangten sie, aus dem Zelte hervortreten, und sich den Truppen zeigen, man wolle ihn auf der Stelle zum Könige ausrufen. Allein der Herzog hing seiner Traurigkeit nach, und war nicht dazu zu bewegen. Der General Dücker ließ sich sogar herab, den Kammerdiener Roepstorf flehentlichst zu beschwören, seinen Herrn herauszuführen. Umsonst. Der

Herzog ließ durch eben diesen Kammerdiener zurück: sagen, er könne und wolle in diesem Augenblicke niemand sprechen. Der Prinz von Hessen war thätiger. Der Gottorfische Geheimrath Dernath, so wie die anderen Räthe des Herzogs, wurden augenblicklich arretirt. Sikert nahm den Hut des Königs und eilte damit nach Stockholm, Oberst Brenner eilte gleichfalls dahin. Den 13. Dec. Nachmittags trafen beide kurz nach einander in Stockholm ein. Um 9 Uhr des Abends versammlete die Prinzessin Ulrike den Senat, und wurde von demselben als Königin in Schweden anerkannt. Am 11. März ward sie zu Upsala gekrönt.

Görz war auf Aland gewesen, um mit Rußland Frieden zu schließen, und eilte mit seinen wichtigen Papieren zum Könige ins Lager. Allein der Prinz von Hessen hatte ihm 5 Personen auf dem Wege entgegengeschickt. Diese trafen ihn den 15. Dec. auf der Landstraße bei Strömstadt. Görz hatte noch nichts von der unglücklichen Katastrophe erfahren, und speiste vergnügt mit ihnen zu Abend auf dem Priesterhofe Tanum. Nach Tisch ward er arretirt, nach Stockholm gebracht, und den 13. März enthauptet.

Der Herzog Karl Friederich, seiner Räthe beraubt, von seinem muthlos gewordenen Anhange verlassen, folgte traurig dem Leichenzuge des Königs nach Stockholm. Dieser ward erst nach dem Lustschlosse Karlsberg

gebracht, und sodann den 26. Februar 1719 in der Ritterholmskirche beigesetzt. Kaum war die Kunde von Karls Tode und v. Görzens Verhaftung nach Holstein gekommen: so begab sich der Graf Bassewitz unverzüglich nach Stockholm, um seinem Herrn seine Dienste anzubieten. Er war willkommen, und ward zum Geheimrath ernannt. Bassewitz hatte nun die traurige Genugthuung, seinen Feind, den Freiherrn v. Görz, gedemüthigt zu sehen. Er konnte es sich nicht versagen, dem Verhöre desselben, hinter einem Schirme versteckt, beyzuwohnen. Er gab sich auch viele Mühe, die Angelegenheit des Herzogs in Schweden wieder zu heben. Allein es war zu spät. Unter diesen Umständen hielt der Herzog es nicht allein für nutzlos, sondern auch für gefährlich, länger in Schweden zu verweilen. Außerdem lag ihm jetzt alles daran, wiederum zum Besitze der Gottorfischen Lande zu gelangen, und dazu war ein längerer Aufenthalt in Stockholm nicht geeignet. Die neue Königin war eben so froh, ihn abreisen zu sehen. Der Graf Dernath, und die arretirten holsteinischen Räthe, Ecklef und Hagen, wurden in Freiheit gesetzt. Der Herzog erhielt ein Reisegeld von 50,000 Rthlr., und der Prinz von Hessen trieb die Höflichkeit so weit, ihn den 2. Mai 1718 eine halbe Meile von der Stadt zu begleiten. Schwedische Schiffe waren beordert, ihn, seinem Verlangen gemäß, nebst seinem Gefolge nach Mecklenburg zu bringen.

So sehen wir den Herzog Karl Friederich auf der Ostsee, bedient von einem Kammerdiener und Küchenmeister; hinter sich ein verlorenes Königreich, und vor sich Erbländer, welche bis auf die Quadratruthe in Feindes Hand sind. Er landete in Rostock, und verweilte einige Tage auf den in der Nähe jener Stadt belegenen, Gütern seines nunmehrigen Geheimraths v. Bassewitz, welcher reicher war, wie sein Herr. Von hier begab er sich nach Hamburg, wo sein Oheim, der Bischof und bisherige Administrator, Christian August, residirte. Er trat nunmehro, 19 Jahr alt, auch die Regierung seiner occupirten holsteinischen Länder an, und Vormundschaft und Administration hatten ein Ende. Vor allen Dingen mußte nun, wiewohl ohne Hof und Land, ein Hof- und Land-Etat organisirt werden. Der Geheimrath Bassewitz erhielt die erste Stelle, und ward Präsident des Geheimraths; sodann wurden Geheimräthe: Ahlefeld auf Haselau, ein tüchtiger und rechtlicher Mann, Joachim Otto v. Bassewitz, ein Bruder des Präsidenten, und Johann v. Claussenheim; ferner des letzteren Sohn, Landrentmeister und Etatsrath; der Sohn von Bernhard v. Claussenheim, Schwager des Geheimrathspräsidenten, ward Schloßhauptmann. Der nachmalige Domdechant in Lübeck, Friedr. Christ. v. Wedderkop, Sohn des alten Geheimrathspräsidenten, Erbpostdirector und Landrath; v. Helmer, Kanzleidirector; v. Sandhagen, Kanzler. Die ältesten Land:

räthe wurden zu Conferenzräthen erhoben. Es wurden Kammerherren ernannt, und zum Verdruß des alten Adels, erhielt der vorige Kammerdiener Roepstorf, der vorher geadelt worden war, die Oberhofmarschalls- und Oberkammerherrnstelle. Claus v. Ahlefeld, aus dem Hause Geltingen, ward zum Oberjägermeister, v. Negendank zum Oberstallmeister ernannt. Sodann wurden Gesandte geschickt nach Stockholm, Copenhagen und Dresden, um des Herzogs Ankunft auf deutschem Boden anzuzeigen. Ferner wurden andere Staatsbediente angestellt in Wien, Paris, Regensburg, im Haag, und in Berlin, um an diesen Höfen das Interesse des Herzogs wahrzunehmen. Man muß gestehn, daß ein Königreich nicht vollständiger ausgestattet werden konnte. Der Herzog selbst legte sich das Prädicat, königliche Hoheit, bei, welches ihm aber erst nach mehreren Jahren von den übrigen Höfen zugestanden worden ist.

Der Bischof und bisherige Administrator ward von aller Verantwortung freigesprochen, und erhielt 300,000 Rthlr. Da aber weder Geld in der Casse, noch eine Einnahme vorhanden war: so wurden ihm die Aemter Oldenburg und Cismar verpfändet. Der Geheimrathspräsident v. Bassewitz machte eine Forderung von 60,000 Rthlr.; der bisherige Geheimrath, Graf Dernath, welchem jetzt der Hof verboten wurde, von 120,000 Rthlr.; die Familie von Schilden wegen

der Görzischen Angelegenheit, von 80,000 Rthlr.; der Graf Reventlau in Wien von 100,000 Rthlr. Die Genugthuung des ehemaligen Geheimrathspräsidenten, des alten Wedderkops, betrug gegen eine Million.

Nachdem diese neue Organisation der Regierung, und diese Finanzangelegenheiten im Juny und July 1719 zu Hamburg abgethan waren, kam die große Frage in Berathung, wie nunmehro dem Herzoge zum Besitze seiner Länder zu verhelfen seyn mögte. Einige Räthe waren der Meinung, der Herzog müsse sein Recht auf die schwedische Krone geltend machen; andere fanden diese Aussicht zu unsicher und zu entfernt. Man blieb vor der Hand bei Wiedererlangung der Gottorfischen Lande stehen, und brachte zu dem Ende eine Heirath mit einer dänischen, englischen oder preußischen Prinzessin in Vorschlag. Am Ende ward es gerathen gefunden, sich vor allen Dingen des Beistandes Königs Georg I., welcher damals in Hannover war, zu versichern. Der Herzog und Bassewitz reisten nach Hannover, und wurden sehr freundschaftlich aufgenommen. Da aber der Staatsminister von Bernstorf, sich in einer so wichtigen Angelegenheit nicht mit Bassewitz einlassen wollte, sondern zu diesem Geschäfte den alten v. Wedderkop in Vorschlag brachte: so reiste man nach Hamburg zurück, und ließ von diesem einen Entschädigungsplan aufsetzen. Wedderkop war der Meinung, man müsse den schleswigschen Antheil der Gottorfischen

Lande, worauf Dännemark einen so hohen Werth setzte, und welches ihm auch bereits von England und Frankreich garantirt worden, fahren lassen, und sich dagegen Pflug gegen Pflug Besitzungen in Holstein abtreten lassen. Dieser Plan fand nicht den Beifall des Geheimrathspräsidenten v. Bassewitz. Der Herzog reiste also im Jahre 1720 wieder nach Hannover. Man machte neue Anträge, welche zwar freundschaftlich, aber wegen Verwickelung politischer Verhältnisse unbestimmt beantwortet wurden. Bassewitz verlor die Geduld, und es kam zu unangenehmen Aeusserungen. Der Herzog verließ, mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, Hannover, und ging nach Berlin. Auch hier ward er freundschaftlich aufgenommen, und nebst seinem Gefolge in die bekannte Tabacksgesellschaft des Königs eingeführt. Man zeigte sich sehr willfährig, ihm zu dienen, und versprach Verwendungen bei den übrigen Höfen. Von Berlin reiste der Herzog nach Dresden, wo es ihm eben erging, wie dort, und wie in Hannover. Endlich begab er sich über Prag nach Wien, und wiederholte bei dem Kaiser seine bis jetzt vergeblichen Vorstellungen gegen die Vorenthaltung seiner Länder von dänischer Seite. Was den im Herzogthum Schleswig belegenen Antheil betraf: so war dies keine deutsche Reichsangelegenheit. Es konnte also in Wien nichts unmittelbar für selbige geschehen. Mit dem holsteinischen Antheile, als Reichsländern, verhielt es sich anders. Der Reichshofrath von Heyden, interessirte sich lebhaft für den

Herzog, und unterm 9. Aug. 1720 erfolgte ein kaiserlicher Befehl, wornach der König von Dännemark, als Herzog von Holstein, schuldig und gehalten seyn sollte, dem Herzoge seinen Länderantheil bis an die Eider noch vor Ausgang des Jahres auszukehren, oder zu gewärtigen habe, daß niedersächsische, obersächsische und westphälische Kreistruppen aufgeboten würden. Gedachten Kreisen ward zugleich die Einsetzung des Herzogs in seine Länder aufgetragen. Die Sache fand von dänischer Seite keine Schwierigkeit. Noch vor Ausgang des Jahres 1720 war der Herzog im Besitze seiner holsteinischen Länder. Der Reichshofrath von Heisen trat in herzogliche Dienste mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Rthlr.

Allein die Einnahmen aus dem kleinen holsteinischen Länderbesitz konnten nicht hinreichen, die contrahirten Schulden, die Reisekosten und die Gehalte der ersten Beamten zu bezahlen. Man konnte und wollte den Verlust der schleswigschen Länder nicht verschmerzen. Zu einem Königsthrone berechtigt, wollte man sich nicht mit einigen wenigen Aemtern und ein paar Städten in Holstein zufrieden geben. Da in Wien weiter nichts zu erlangen war, so warf man die Blicke nach Petersburg. Peter der Große war noch im Kriege mit Schweden, und niemand konnte die Rechte oder Ansprüche des Herzogs auf dieses Reich wirksamer unterstützen, als eben er. Ein sonderbarer Umstand beschleu-

nigte die Abreise des Herzogs von Wien. Ein Jude, **Franz Polak** mit Namen, hatte mit einem österreichischen Oberstlieutenant v. **Reck**, welcher sich jetzt in Brabant aufhielt, und sich mit chemischen Zubereitungen befaßte, vormals in Venedig Händel gehabt, und seitdem auf Gelegenheit zur Rache gewartet. Er wohnte in Hamburg, und stand mit der holsteinischen Regierung wegen Geldangelegenheiten in Verbindung. Eines Tages geht er zum Bischofe Christian August, dem Oheim des Herzogs, und entdeckt demselben, daß der gedachte Oberstlieutenant von Schweden gewonnen sei, den Herzog in Wien durch eine Giftbereitung aus dem Wege schaffen zu lassen. Man nahm in Wien die Sache ernsthaft. Der junge Graf Bernath und der Oberstlieutenant Bonner verfügten sich nach Brabant, und wußten v. Reck nach Holstein zu locken. Hier angekommen, ward er nach Reinbeck in Verwahrung gebracht, und eine scharfe Untersuchung angestellt. Der Angeklagte ward unschuldig befunden, und der Jude zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Bevor aber die Sache aufgeklärt werden konnte, hielt der Herzog und seine Umgebung es für gerathen, Wien zu verlassen, und den Winter in Breslau zuzubringen. Hier in Breslau wurden nun die Unterhandlungen mit Rußland eingeleitet. Vor allen Dingen kam man auf die schon früher in Anregung gebrachte Heirath zwischen dem Herzoge und der ältesten russischen Prinzessin, **Anna**, zurück, welche sich jetzt dem mannbaren Alter

näherte. Der herzogliche Secretair Stambke in Petersburg ward beauftragt, sich zu erkundigen, wie der Kaiser es aufnehmen würde, wenn der Herzog sich entschließen sollte, Rußlands Beistand zu suchen, und persönlich zu dem Ende sich ihm in die Arme zu werfen. Der Antrag des schwedischen Kronprätendenten war am kaiserlichen Hofe willkommen. Es kam eine schmeichelhafte Antwort nach Breslau. Da der Herzog jetzt auf einen mehrjährigen Aufenthalt in Rußland rechnen mußte: so entstand die Frage, auf welche Weise unterdessen die holsteinischen Erblande verwaltet werden sollten. Von den bisherigen vier holsteinischen Geheimeräthen war der Präsident v. Bassewitz um die Person des Herzogs, und folgte ihm nach Rußland; der Geheimerath Johannes v. Claussenheim war gestorben, und der Geheimerath v. Ahlefeld auf Haselau hatte sich zu heftig der russischen Verbindung widersetzt, und daher seine Entlassung nehmen müssen. Es war also bloß der Geheimerath Joachim Otto v. Bassewitz, der Bruder des Präsidenten, übrig. Diesem ward jetzt der jüngere v. Claussenheim, bisheriger Landrentmeister, als Geheimerath zugesellt; und beide waren während der sechsjährigen Abwesenheit des Herzogs die Machthaber in Holstein. Der Geheimsecretair, Etatsrath v. Pechlin, welcher beim Herzoge war, ward nach Holstein zurückgeschickt, um in der Kanzlei zu dienen. Er ward in der Folge Kanzler. Der Kanzleipräsident v. Holmer, der Conferenzrath v. Brockdorf auf

Neuhaus und der Generalmajor v. Wolf wurden ihnen beigesellt. Keine Gesuche durften an den Landesherrn nach Rußland geschickt werden. Die eingesetzte Behörde entschied über alles.

Die Abreise aus Breslau geschah mitten im Winter, und sah einer Flucht ähnlich, indem man immer noch wegen der gedachten Nachstellungen besorgt war. Die Umgebung des Herzogs bestand aus dem Oberkammerherrn v. Roepstorf, mit welchem er allein in einem Schlitten davonfuhr, ferner aus dem Geheimraths-präsidenten v. Bassewitz, dem Geheimrath v. Hesven, welcher ihm aus Wien gefolgt war, dem Oberjägermeister Claus v. Ahlefeld, und dem Generalmajor Steinflicht. Es ist derselbe Steinflicht, welcher in der Folge den unglücklichen König von Polen Stanislaus auf der Flucht von Danzig begleitete, und endlich nach manchen Schicksalen, 1738 Commandant von Hamburg ward. In Curland sammlete das Gefolge sich wieder. Nun ging es nach Riga, wo Peter der Große sich damals im Winter 1721 aufhielt. Der Kaiser fuhr dem Herzoge entgegen, und empfing ihn mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen. Man erzeigte ihm, als souveränem Herzog von Schleswig, besondere Ehre vor allen anwesenden Prinzen, versprach ihm den kräftigsten Beistand, und wies ihm und den Seinigen einen reichlichen Unterhalt an. Vor allen aber fand er eine freundliche Aufnahme bei der Kaiserin Catha-

rina. Sie, in einer schwedischen Provinz geboren, sah in ihm nicht allein ihren künftigen Schwiegersohn, sondern auch den Thronerben von Schweden. Nachdem man den Winter in Riga zugebracht hatte, ging der Herzog nach Petersburg, und lebte daselbst den Sommer über recht glücklich. Sein Schicksal schien endlich einmal eine glückliche Wendung genommen zu haben. Die ihm bestimmte Prinzessin Anna hatte alle Reize der Mutter geerbt; wiewohl noch nicht ganz entwickelt, zeigten ihre Züge schon das wahre Ebenbild derselben. Ein hoher schlanker Wuchs, schwarzes Auge und Haar, eine blühende Gesichtsfarbe, und ein freundliches wohlwollendes Wesen gegen Hohe und Niedere, machten sie sehr liebenswürdig. Er, gleichfalls in der ersten Blüthe der Jugend, war jetzt zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt. Als Eidam des mächtigsten Monarchen der Erde konnte ihm, so schien es, die Wiedererlangung seiner schleswigschen Erbländer nicht fehlschlagen. Seine Rechte auf den schwedischen Thron wurden durch russische Waffen verfochten; und schienen, wenn auch nicht für den Augenblick, doch wenigstens für die Zukunft gesichert; indem die Ehe seiner Tante, der Königin, kinderlos war.

Während der Herzog sich zu Petersburg in Träume der Liebe und Hoffnung wiegte, und sich den Genüssen einer fröhlichen Jugend hingab, wütheten die russischen Heere in Schweden auf eine beispiellose Weise. Der

Herzog hatte in Schweden noch immer eine große Parthey, und die Regierung in Stockholm sah mit Schrecken den Thronprätendenten als muthmaßlichen Eidam des Kaisers in Petersburg. Die Gefahr war zu dringend, um nicht entschlossen zu seyn, sie durch die größesten Opfer, wo möglich, abzuwenden. Unter französischer Vermittlung kam der Friedenscongreß zu Nystadt zu Stande. Man räumte schwedischer Seite alles ein, was die russischen Gevollmächtigten verlangten, nur keinen Artikel zu Gunsten des Herzogs Karl Friederich. Alle eroberten schwedischen Provinzen, Liefland, Esthland, Ingermannland, wurden an Rußland abgetreten. Der Friede zu Nystadt wurde geschlossen den 30. August 1721. Die Freude des Kaisers kannte keine Grenzen. Er hielt in allen großen Städten seines Reichs einen Siegseinzug, legte sich den Titel bei: Kaiser aller Reussen, und genehmigte den Beinamen des Großen, den man ihm willig gab. Die beiden Verlobten kannten nur die Macht der Liebe, aber nicht die Allmacht der Politik. Sie wollten die erste Nachricht von dem Inhalte der Friedenscontracten nicht glauben. Der Geheimrath v. Bassewitz ging nach seiner gewöhnlichen Kühnheit sogleich zum Kaiser, um ihn darüber zu Rede zu stellen. Der Kaiser erlustigte sich eben auf der Flotte, und nahm ihn heiter auf. Er lobte sogar des Ministers Eifer für seinen Herrn; vertröstete ihn wegen Schweden auf bessere Zeiten, und versprach, sich nunmehro der schleswigschen

Angelegenheit desto thätiger anzunehmen. Herzog und Minister beruhigten sich bei diesen Verheissungen, und vergaßen im Genusse einer glücklichen Gegenwart die unsichere Zukunft. So verblieb die Lage der Dinge bis zum Jahre 1723. In diesem Jahre war Reichstag in Schweden. Es geschahen von Seiten des Herzogs neue Schritte, die Thronfolge bestimmt zu sehen. Allein mit wenigem Erfolg. Alles, was man erhalten konnte, bestand in der Anerkennung des Titels königliche Hoheit, und in Bewilligung eines Jahrgehalts von 25,000 Rthlr., bis zur Wiedererlangung des Herzogthums Schleswig. Man muß aber auch nicht vergessen, daß Schweden bei der Thronbesteigung der Königin vor vier Jahren ein Wahlreich geworden war, und die Geburt also nicht mehr ein absolutes Recht auf die Thronfolge geben konnte.

Den 18. Mai 1724 war zu Moskau die Krönung der Kaiserin Catharina. Der Herzog von Holstein hatte die Ehre, die Kaiserin dahin zu begleiten, und bei der feierlichen Handlung in der Kathedralkirche ihr Führer zu seyn. Er begleitete dieselbe wiederum nach Petersburg zurück im July desselben Jahres. Wiewohl die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Anna lange beschlossen war, so war die eigentliche Verlobung dennoch bis jetzt ausgesetzt worden. Endlich fand selbige nach der Rückkehr von Moskau statt den 5. Decbr. 1724. Alle fremde Minister waren zu dieser Handlung

eingeladen worden. Um 5 Uhr des Abends erhub sich der Herzog mit seinem ganzen Hofstaate aus seiner Wohnung nach dem kaiserlichen Winterpallaste. Vierzig Lakaien, mit brennenden grünen Wachslichtern in den Händen gingen voraus. Er ward von dem Kaiser und der Kaiserin sehr zärtlich empfangen. Der Kaiser verrichtete die Ceremonie selbst. Er nahm die Tochter bei der Hand, und führte sie als Braut dem Herzoge zu. Hierauf legte er ihre Hände kreuzweise in einander, steckte ihnen die Trauringe, 100,000 Rubel am Werth, an die Finger, und gab beiden einen Kuß, indem er ihnen ein langes Leben wünschte. Ein Wunsch, der nicht in Erfüllung gegangen ist. Der Erzbischof von Novogrod ertheilte darauf den Neuvermählten den kirchlichen Segen, und die ganze Versammlung endete den Act durch ein lautes Vivatrufen. Die Braut reichte alsdann zuerst dem Kaiser, dann der Kaiserin, dann dem Herzoge, und endlich jedem in der Gesellschaft ein Glas Wein, und empfing darauf die Glückwünsche. Nun wurde ein Feuerwerk abgebrannt, getafelt und getanzt. Der Kaiser tanzte selbst mit seiner Tochter, ehe er sie dem Herzoge überließ. Den andern Tag schickte der Herzog seiner Braut an Geschenken ein goldenes Kästchen mit Juwelen, eine Agraffe von Brillanten, drei Zitternadeln, eine goldene Tabatiere, den Deckel von ächtem Achat, 60 Ellen Drapd'or und kostbare Spitzen. Den nächstfolgenden Tag empfing der Herzog die Glückwünsche von den hohen Collegien

und von sämmtlichen fremden Gesandten. Die Feierlichkeiten überhaupt dauerten 14 Tage.

Peter der Große dachte jetzt ernstlich daran, dem Herzoge wiederum zum Besitze seiner schleswigschen Lande, oder zu einer verhältnißmäßigen Entschädigung zu verhelfen. Die früheren freundschaftlichen Verhältnisse mit Dännemark waren kälter geworden. Die gegenwärtige Spannung ließ einen völligen Bruch befürchten. Da starb der Kaiser unerwartet den 8. Febr. 1725 in einem Alter von nicht vollends 53 Jahren. Seine Gemahlin, Catharina ward sogleich zur Kaiserin aller Reussen ausgerufen. Es ist bekannt, daß Catharina den 27. Januar 1687 zu Riegen in Liefland von bürgerlichen Eltern geboren war. Weniger bekannt ist es, daß sie einen Bruder hatte, dessen Tochter, als Prinzessin Maria, mit den beiden kaiserlichen Prinzessinnen Anna und Elisabeth erzogen, und mit dem Fürsten Sapieha verheirathet worden. Von den sieben Kindern, welche Katharina ihrem Gemale geboren hatte, lebten nur noch zwei Töchter, nämlich Anna, verlobt mit dem Herzoge Karl Friederich, und Elisabeth, erstere geboren den 25. Januar 1707, letztere den 29. Dec. 1709. Allein von der ersten, verstoßenen Gemahlin des Kaisers, Ottokesa Federowna Lapuchin, lebte noch eine Enkelin, Natalia, und ein Enkel, Peter, 10 Jahre alt. Sobald Catharina den russischen Thron bestiegen hatte, war ihre erste Angelenheit, die Heirath ihrer ältesten

Tochter, Anna Petrowna, 18 Jahre alt, mit Herzog Karl Friederich zu beschleunigen. Sobald die Präliminarien in Richtigkeit gebracht waren, stiftete sie, zum Andenken dieser von ihr so sehnlich gewünschten Verbindung, den Orden St. Alexander Newsky, welcher sogleich vielen holsteinischen Staatsbeamten ertheilt ward. Am 1. Juny 1725, oder nach russischem Kalender am 21. Mai, fand endlich die feierliche Vermählung statt. Eine Beschreibung dieser, mit großem Gepränge vollführten, Handlung wird hier nicht am unrechten Orte seyn.

Drei Tage vorher ward die Vermählung durch einen Capitainlieutenant von der Garde, mit drei Trompetern und einem Pauker, auf allen Kreuzgassen Petersburgs bekannt gemacht, und allen Staatsbedienten von der ersten bis zur sechsten Rangclasse befohlen, sich am 1. Juny, 11 Uhr, auf dem kaiserlichen Sommerpallast einzufinden. Den folgenden Tag wurden alle fremde Gesandte zu der Feier eingeladen, und am nächsten Tage die Gemahlinnen derselben.

Fünf Kanonenschüsse gaben am 1. Juny, Morgens 5 Uhr, das Signal zur Versammlung sämmtlicher Truppen. Um 12 Uhr geschah die Abholung des Herzogs aus seinem Pallast folgendermaßen: Den Zug eröffneten fünf Schaffer zu Pferde, Lieutenants, Capitainlieutenants und Capitains von der Flotte; sodann ein Pauker und drei Trompeter; darauf der General-

lieutenant Jagouſinsky, als zweiter Marſchall, in einer kaiſerlichen Kutſche, von ſechs Schecken gezogen. Der Marſchallsſtab war mit Gold bezogen, und mit einem doppelten Adler, ſo wie mit einer herzoglichen Krone von Gold, geziert. Hierauf ſechszehn Schaffer zu Pferde, Majors und Brigadiers. Endlich der Fürſt Menzikof, als erſter Marſchall, in einer kaiſerlichen Kutſche, von ſechs apfelgrauen Pferden gezogen. Auf ſeinem Marſchallsſtabe eine kaiſerliche Krone mit Diamanten beſetzt. Die Schaffer ritten alle auf türkiſchen Pferden aus dem kaiſerlichen Stalle, auf das koſtbarſte aufgeſchmückt. Der Rückzug geſchah in derſelben Ordnung, mit Ausſchließung des herzoglichen Gefolges, nämlich zuerſt der Lieutenant Bleck zu Pferde, als Kammercourier, ſodann Kammer- und Hoffouriers zu Pferde, und darauf ſechs Grenadiere zu Pferde. Hierauf zu Fuß der Kammerwachtmeiſter, zwölf Lakaien, der Hofmuſikus mit ſechs Muſikanten, zwei Jäger, vier Pagen in blauem Sammt gekleidet, zwei Kammerlakaien, ein Fähndrich, Tafeldecker und Mundſchenk, zwei Küchenſchreiber, Kammerpagen und Kammerdiener, der Kammerjunker Thün, der übrige herzogliche Hofſtaat bis auf die Kammerherren; endlich der Oberkammerherr, Graf Bonde, und der Hofmarſchall v. Platen, beide zu Pferde. Jetzt kam der prächtige herzogliche Wagen, gezogen von ſechs neapolitaniſchen kaſtanienbraunen Hengſten; auf beiden Seiten zwei Kammerherren, Brummer, Bergholz, Wachtmeiſter

und Stromfeld. Hinter der herzoglichen Equipage folgte der Wagen des Conferenzraths v. Ahlefeld, gleichfalls sechsspännig. Sechs Lakaien gingen zu Fuße vorher, sechs Stallknechte folgten, auf beiden Seiten zwei Jäger. Sodann kam der Wagen des Gesandten und Hofkanzlers v. Stambke, mit sechs Pferden bespannt, auf beiden Seiten gingen drei Lakaien. Endlich der Wagen des Geheimraths v. Bassewitz, sechsspännig, voran sechs Lakaien, und auf jeder Seite ein Page.

Im Sommerpallast angelangt, ward der Herzog in dem großen Saale zu der Prinzessin geführt, und fuhr mit derselben in der großen Staatskutsche, begleitet von den Marschällen und Schaffern, nach der heiligen Dreifaltigkeitskirche. Die Kaiserin aber fuhr allein dahin in einer Trauerkutsche. Die Copulation ward durch den Bischof von Plescow verrichtet.

Beim Zurückfahren wurden die Kanonen in der Festung gelöset. Die Kaiserin fuhr allein nach dem Pallast zurück. Der Herzog und seine neue Gemahlin, so wie die Prinzessin Elisabeth, in einem andern Wagen. Die junge Herzogin, gekleidet in Drap d'argent, geziert mit dem St. Catharinenorden, im Großherzoglichen Mantel von Purpursammt, und mit Hermelin gefüttert, die kaiserliche Krone auf dem Haupte. Als sie in dem großen Saale des Sommerpallastes angekommen waren, empfing das neu vermählte Paar die Glück-

wünsche der Cavaliers und der Damen. Die Herzogin legte darauf den großherzoglichen Mantel ab, und setzte sich zu Tafel. An derselben speiseten außer ihr die Herzogin von Mecklenburg, die Prinzessin Elisabeth, die Großfürstin Natalia; die Fürstin Menzikof, die Gräfin Gollowkin, und die Generalin Buterlin. Die Herzogin saß auf einem erhabenen Sessel unter einem Baldachin von Purpursammt mit Gold gestickt, auf demselben eine Kaiserkrone von Lorberblättern, mit Diamanten besetzt. Ihr rechts saß die Herzogin von Mecklenburg, und links die Fürstin Menzikof, als Brautmütter; ferner rechts die Gräfin Gollowkin und links die Generalin Buterlin, als Brautschwestern. Ihr gegenüber saß die Prinzessin Elisabeth und die Großfürstin Natalia, und zwischen diesen beiden der älteste Prinz von Hessen-Homburg, als Vorschneider. An dem andern Ende des großen Saales war die herzogliche Tafel. Der Herzog saß unter einem Baldachin von Purpursammt mit Gold gestickt, worüber eine Herzogskrone mit dem holsteinischen Wappen angebracht worden war. Ihm rechts saß der General-Admiral, Graf Apraxin, und links der Großkanzler, Graf Golowkin, als Bräutigamsväter; sodann der General Buterlin, und der Graf Bruce, als Bräutigamsbrüder. Außerdem waren noch vier andere Tafeln in dem Saale eingerichtet, woran 72 Damen und 134 Cavaliers bewirthet wurden. Beim Desert wurden zwei Pasteten auf die Tafel der Herzogin und

des Herzogs gebracht. In jener war ein Zwerg in Läuferhabit, welcher eine Flasche und ein Glas herausnahm, und der jungen Gemahlin Gesundheit trank; in dieser aber ein grüngekleideter Zwerg, welcher auf der Tafel herumtanzte. Bei den Gesundheiten, welche getrunken wurden, wurden die Kanonen gelöset, und Pauken und Trompeten wirbelten darein. Um 8 Uhr wurden in Gegenwart der Kaiserin auf der Leberwiese zwei gebratene Ochsen den Soldaten preisgegeben, und aus zwei Fontainen strömte rother und weißer Wein. Hierauf trat die Kaiserin in den großen Saal in voller Trauer, außer daß sie ein weißes Kopfzeug von Kammertuch aufgesetzt hatte. Sie empfing die Glückwünsche der Damen und Cavaliers, worauf die neu vermählte Prinzessin mit weinenden Augen Abschied nahm, zuerst von der Kaiserin, welche sehr gerührt war, sodann von ihrer Schwester Elisabeth, und endlich von sämmtlichen Hofbedienten. Man warf ihr einen Mantel von Silbergaze um; der Kammerherr Scheffky und vier Pagen trugen die Schleppe, und der Herzog führte sie in die Carosse, ohne daß die Prinzessin die Krone ablegte. Der Heimzug war geordnet, wie die Abholung, nur daß der Herzog und seine Gemahlin zusammen in einer Kutsche fuhren, welche von acht kastanienbraunen Pferden gezogen ward; und daß die geordneten Brautmütter und Brautschwestern das Ehepaar zu Hause begleiteten.

Während der Mittagstafel war die Wand des großen Saales, da wo die Herzogin und wo der Herzog saßen,

mit Gobelinen behangen, welche zu dem Ende in Frankreich verfertigt worden waren, und welche leicht zu erklärende allegorische Figuren darstellten. Selbige bezogen sich auf die politischen Verhältnisse des Herzogs mit Schweden und Dännemark. Die Gobeline an der Wand der Herzogin stellte den reichen Fischfang Petri vor, und die andere, an der Wand des Herzogs, die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu Jerusalem.

Den folgenden Tag war wieder große Tafel im Sommerpallast. Der Herzog und die Herzogin fuhren um 4 Uhr dahin, ungefähr in demselben Aufzuge, wie Tages vorher. Diesmal war nur eine Tafel für sämmtliche Gäste, und der Herzog und die Herzogin speisten mit an derselben. Die Kaiserin aber tafelte auch heute allein in ihren Zimmern mit dem Großfürsten. Beide verfügten sich aber um 9 Uhr in den Garten des großen Saales und nahmen Cour an, worauf sie sich um 10 Uhr wieder entfernten.

Den nächsten Tag, am 3. Juny, war große Tafel im Pallaste des Herzogs, um 4 Uhr. Die Kaiserin fuhr um 7 Uhr dahin, in folgender Ordnung: Voran drei Carossen mit 6 Pferden, und darinnen die vornehmsten Hofbedienten; darauf zehn Lakaien in kaiserlicher Livree. Jetzt die Trauerkutsche der Kaiserin, worin sie und der Großfürst saßen. Die sechs Pferde, in weißer holländischer Leinwand gekleidet, waren mit

schwarzen Decken behangen. Neben der Kutsche gingen 12 Heiducken, 6 Mohren und 6 Pagen. Hierauf eine sechsspännige Gallacarosse mit der Prinzessin Elisabeth und der Großfürstin Natalia. Endlich vier Carossen mit den vornehmsten Hofdamen, alle in höchster Galla. Es ward sodann in fünf Zimmern gespeist. Die Kaiserin saß an einer erhöhten Tafel, mit ihr die Prinzessin Elisabeth, die Herzogin von Mecklenburg, der Großfürst, die Großfürstin, der Herzog und die Herzogin. Der Herr v. Ahlefeld war Vorschneider, der Oberhofmeister Naryskin und der Oberkammerherr, Graf Bonde, bedienten die Kaiserin; der Geheimrath v. Bassewitz und Herr v. Platen waren Tafelmarschälle. Um 10 Uhr fuhr die Kaiserin zu Hause.

Unter den großen und vielen Geschenken, womit das neuvermählte Ehepaar überhäuft wurde, nennen wir nur eine kostbare Kutsche mit acht kastanienbraunen Hengsten, welche der König von Preußen durch seinen Gesandten, von Mardefeld, übergeben ließ; ein Silberservice, an Gewicht 2000 Pfund, welches die Kaiserin schenkte; eine silberne Wiege von der Stadt Petersburg, ein Silberservice von der Stadt Moscau, eine Bibliothek alter und seltener Bücher von der Geistlichkeit. Die Geschenke wurden auf 300,000 Rubel geschätzt. Standeserhöhungen und Ordensverleihungen verherrlichten die Feier. Die Zufriedenheit und das Glück der Kaiserin kannte keine Grenzen. Der ganze

holsteinische Hof in Petersburg ging acht Tage in Galla. Die jährliche Pension des Herzogs ward erhöht auf 240,000 Rubel.

Im folgenden Jahre, den 25. April, ward Herzog Karl Friederich Oberstlieutenant des Garderegiments Preobrazinsky. Um 12 Uhr fuhr die Kaiserin mit einem zahlreichen Gefolge nach der Wiese, wo das Regiment aufgestellt war. Sie saß in einem halbbedeckten prächtigen Wagen, in einem Amazonenhabit von grünem Sammt, und trug eine weiße Perücke und einen Hut mit weißem Federbusche. Die Hutkrempe war von Diamanten. Sie war gegürtet mit einem mit Brillanten besetzten Degen, und hielt in ihrer Rechten den Commandostab. Auf der Wiese angekommen, ward sie von dem Regimente mit klingendem Spiele salutirt. Sie stieg aus ihrem Wagen, und stellte sich als Commandeur und Oberster desselben, vor die Fronte. Hierauf trat der Herzog hinzu, und empfing aus ihren Händen Ringkragen, Feldbinde und Espontons. Das ganze Regiment gab eine Salve. Der Oberkammerherr des Herzogs, Graf Bonde, ward zugleich Capitain von der Grenadiercompagnie dieses schönen Regiments. Hierauf fuhr die Kaiserin um das Regiment herum, und nach des Herzogs Pallast, wo sie zu Mittag speiste. Sämmtliche Officiere des Regiments waren eingeladen.

Wie sehr die Verbindung ihres Hauses mit dem holsteinischen Hause ihr am Herzen lag, erhellt auch

daraus, daß sie ihre jüngste Tochter, Elisabeth, welche damals 16 Jahr alt war, dem ältesten Sohne des Bischofs und vormaligen Administrators Christian August, dem Prinzen Karl, bestimmte. Alle Einleitungen waren gemacht, als sie starb. Sogar in ihrem Testamente hatte sie noch diese Verbindung ausdrücklich befohlen. Sie verband sich noch mit dem Hause Oesterreich, und in einem Nebenvergleiche vom 6. August 1726 erhielt der Herzog die Zusicherung eines jährlichen Beitrags von 100,000 Rthlr., bis er wieder in das Herzogthum Schleswig eingesetzt seyn würde. Spanien versprach jährlich 50,000 Rthlr., Rußland 100,000 Rubel. Der Geheimrath v. Bassewitz, welcher die erste Idee von einer Heirathsverbindung mit Rußland gehabt, und diese Angelegenheit eifrig betrieben hatte, ward vom römischen Kaiser in den Grafenstand erhoben, und erhielt eine jährliche Leibrente von 4000 Gulden. Catharina aber beschenkte ihn mit Gütern in Liefland, welche er in der Folge für 36,000 Rubel an den Fürsten Menzikof überließ. Auch Preußen schloß den 10. August 1726 ein Freundschaftsbündniß mit Rußland, und versprach in einem geheimen Nebenartikel dem Herzoge allen möglichen Beistand, um ihn in das Herzogthum Schleswig einzusetzen.

Als diese Verträge zu Gunsten des Herzogs eingeleitet waren, machte Catharina Kriegszurüstungen. Schweden und Dännemark wurden aufmerksam, und

fragten nach der Ursache. Dem dänischen Gesandten gab man in Petersburg eine kalte, unbestimmte Antwort. Dem schwedischen erklärte der Graf Bassewitz höchst laconisch: Die Flotte sey bestimmt, russische Musikanten nach Schweden zu bringen; nach ihrer Ankunft habe man die Wahl, entweder zu tanzen, oder die Kosten zu bezahlen. In Stockholm und Copenhagen saß man nicht stille. In dem hannöverischen Vergleiche hatten Frankreich und England dem Könige von Dännemark den Besitz von Schleswig garantirt. Schweden trat jetzt diesem Bündnisse bei. So wandelbar ist die Politik der Cabinette. Schweden war noch vor wenigen Jahren der treueste Bundesgenosse Gottorfs gewesen.

Während man von allen Seiten Anstalten und Gegenanstalten traf, änderte sich unerwartet die Scene. Was die Feder und das Schwerdt nicht schlichten konnte, schlichtete der Tod. Den 25. April 1726 war der Bischof Christian August gestorben, und dessen ältester Sohn, Karl, wieder Bischof geworden. Im July fühlte die Kaiserin Catharina heftige Brustschmerzen, und der Hofrath und Leibarzt Stahl erklärte das Uebel für einen gefährlichen Krebs. Man ließ den neuen Bischof von Lübeck, Karl, einen jungen, vielversprechenden Mann, nach Petersburg kommen, um die Verlobung mit der jüngsten Prinzessin, Elisabeth, zu beschleunigen. Man ließ die Zurüstungen zur Krönung der Kaiserin eifrigst betreiben. Alles Schlösser

in die Luft gebaut! Den 6. May 1727 war Catharina gestorben. Den 6. Juny starb der neuverlobte Bischof Karl an den Blattern. Dreimal hatte nun schon ein unerwarteter Todesfall die Hoffnungen des Herzogs Karl Friederich zerstört. Karl XII. fiel vor Friederichshall, und die schwedische Krone ging für ihn verloren. Peter der Große starb unter Plänen und Anstalten zur Wiederherstellung der Schleswig-Gottorfischen Lande, und Catharina starb unter ähnlichen Vorbereitungen.

Nach dem Grundgesetze, welches Peter der Große wenige Jahre vor seinem Tode gegeben hatte, ernannte der regierende russische Monarch den Thronfolger selbst. In Kraft dieses Gesetzes hätte Catharina die russische Krone einer ihrer beiden Töchter, oder vielleicht selbst ihrem vielgeliebten Eidam, dem Herzog von Holstein, vermachen können. Sie that es nicht. Sie hatte in ihrem Testamente den Enkel ihres Mannes, von dessen ersten Gemahlin, den jungen Großfürsten Peter Alexiewitz zum Kaiser ernannt. Auf den Fall, daß dieser ohne Nachkommen sterben sollte, ernannte sie ihre älteste Tochter, Anna, Gemahlin des Herzogs, mit ihren Nachkommen, sodann ihre jüngste Tochter, Elisabeth, und endlich die Schwester des jungen Kaisers, die Großfürstin Natalia. Diese Successionsverfügung war mit Wissen und Einstimmung ihrer eignen Familie gemacht worden. Es war billig, daß die männliche Nachkommenschaft von der ersten Gemahlin Peters des

Diesen den Vorzug erhalte vor der weiblichen Nachkommenschaft von der zweiten Gemahlin. Ueberdies waren die beiden Töchter Catharinens, nach Berechnung der Wahrscheinlichkeit, anständig versorgt. Der Herzog Karl Friedrich, Gemahl der ältesten, war präsumtiver Thronerbe in Schweden, und würde auch wirklich König geworden seyn, wenn er einige Jahre länger gelebt hätte. Die jüngere Tochter aber war verlobt mit dem Bischofe von Lübeck. Uebrigens hatte sie ihre Töchter im Testamente genugsam bedacht. Der Kaiser sollte an jede einen Brautschatz bezahlen von 300,000 Rubeln, und zum Unterhalte jährlich 100,000 R. Zu Gunsten des Herzogs hatte sie auf das bestimmteste verfügt, daß sein Recht an das Herzogthum Schleswig und an die schwedische Thronfolge kräftigst gehandhabt werden sollte; wer sich solches im Staatsrathe eidlich anzugeloben weigern würde, sollte als Feind und Landesverräther angesehen werden. Ewige Freundschaft sollte mit Holstein unterhalten, dem Herzoge während seiner Anwesenheit alle Hochachtung erzeigt, bei seinem Abzuge freie Ueberbringung in seine Länder verschafft, und seinen hinterlassenen Bedienten ein eignes Wohnhaus in Petersburg eingeräumt werden.

Der junge Kaiser bestieg den russischen Thron unter dem Namen Peter II. Er war 12 Jahre alt. Bis zu seinem 16ten Jahre verwaltete ein Reichsrath die Regierung des Landes. Der Fürst Menzikof ward zum

obersten Befehlshaber der Macht, und zum ersten Staatsminister erklärt. Der Herzog, welcher bisher als Sohn des Hauses geachtet worden, war jetzt ein Fremdling. Es konnte nicht fehlen, es mußten zwischen ihm und den neuen Machthabern gespannte Verhältnisse entstehen. Und was sollte er auch nun länger in Rußland? Der Kaiser sollte in Moscau gekrönt werden. Menzikof benutzte diese Gelegenheit, und stellte dem Herzoge vor, daß ihm und seiner jungen Gemahlin die weite Reise beschwerlich fallen mögte; daß man ihm auch zur Wiedererlangung des Herzogthums Schleswig eher behülflich seyn könne, wenn er selbst auf deutschem Boden sei. Der Herzog verlangte nun Schiffe nach Holstein, und den versprochenen Brautschatz seiner Gemahlin von 300,000 Rubeln. Schiffe wurden ihm sogleich angeboten, an dem Brautschatze ward manches gekürzt. Den 5. August 1727 ging der Herzog mit seiner schwangeren Gemahlin und mit seinem Gefolge unter Segel. Da sehen wir ihn zum zweitenmale auf der Ostsee, große Hoffnungen hinter sich. Die Ueberfahrt war glücklich. Kiel war zu seiner künftigen Residenz ausersehen, und zu Kiel betrat er in seinem 27sten Jahre zum erstenmale den Boden seines kleinen Erblandes. Er ward auf das prächtigste empfangen, und zog ein in das Schloß, wo seine Großmutter, Friederica Amalia, Gemahlin des Herzogs Christian Albert, ihren Wittwensitz genommen und 1704 gestorben war. Allein so freundlich auch die Naturumgebungen des

Ortes waren, so sehr man auch darauf bedacht war, das junge Fürstenpaar durch Vergnügungen aller Art zu belustigen, es blieb immer ein großer Abstand zwischen vormals und jetzt, zwischen Petersburg und Kiel. Man traf Anstalten, manche Einrichtungen, deren man sich dort im Großen erfreut hatte, hier nach verjüngtem Maaßstabe nachzuahmen. Es ward sogar zum Andenken der Leibgarde Preobazinsky eine kleine Garde von 100 Mann errichtet.

Der Hof war kaum einige Monate zu Kiel: so erhielt man schon aus Rußland die unerwartete Nachricht vom Falle Menzikofs, und mit ihr den Schlüssel zu dem letzten unfreundlichen Betragen dieses hochfahrenden Fürsten gegen den Herzog. Menzikof war nach des Herzogs Abreise mit dem Kaiser zur Krönung nach Moscau abgegangen, hatte ihn, der noch ein Knabe zu seyn schien, zu sich in sein Palais genommen, und seine Tochter mit ihm verlobt. Der Kaiser konnte das Mädchen nicht leiden, und beschwerte sich darüber bei dem Fürsten Dolgoruki. Der Fürst Alexis Dolgoruki hatte selbst eine Tochter, und faßte denselben Gedanken auf, den Menzikof für sich ausgesonnen hatte. Menzikof ward mit seiner Tochter, der verlobten kaiserlichen Braut, am Ende des Jahres 1727 nach Beresow in Sibirien exilirt, und starb daselbst zwei Jahre nachher. Uebrigens hatte dieser, vom Pastetenbäckerjungen zum Fürsten hinauf gestiegene Mann, große Verdienste um die Kaiserin Catharina gehabt.

Ihm verdankte sie ihr unerhörtes Glück, aus Dankbarkeit hatte sie in ihrem obengedachten Testamente verfügt, daß der Kaiser seine Tochter heyrathen solle.

Alle diese gescheiterten Pläne halfen dem Herzoge in Kiel nunmehro nichts. Bis seine Ansprüche auf Schleswig geltend gemacht, bis seine Hoffnungen auf Schweden in Erfüllung gebracht werden konnten, mußte an die Regierung seines kleinen, aber sichern Besitzes in Holstein gedacht werden. Der Geheimrath v. Bassewitz hatte bisher Freude und Leid mit seinem Herrn getheilt, und glaubte sich nun zu ungemessenen Forderungen berechtigt. Als Präsident des Geheimraths bekleidete er bereits die erste Stelle im Lande. Jetzt ward er außerdem Oberhofmarschall, und bei der kaiserlichen Hoheit, der Herzogin, Oberhofmeister, und erhielt die beiden Aemter Reinbeck und Trittau zum nießlichen Gebrauche. Seine Gemahlin ward Oberhofmeisterin bei der Herzogin mit 1200 Rthlr. Spielgeldern. Er hatte eine ausgebreitete Familie, und trieb den Nepotismus so weit, daß sämmtliche Mitglieder derselben mit den höchsten Stellen im Lande versehen wurden. Sein Bruder, welcher bis dahin, nebst dem Geheimrath v. Claussenheim und anderen ihnen Zugesellten, der Landesregierung vorgestanden hatte, blieb Geheimrath, und war außerdem Curator der Universität und Amtmann in den drei Aemtern Kiel, Bordesholm und Neumünster. Der eine Eidam des Grafen, der General-

mann, v. [illegible], ward Kammerpräsident; und da derselbe als Gesandter in Stockholm war, ad interim des Grafen Schwager, der Etatsrath Nägelin. Der zweite Eidam, Herah. Ludw. v. Platen, ein pommerscher Edelmann, ward Hofmarschall mit einem Gehalte von 4000 Rthlr.; der dritte Eidam, der Graf v. Dewitz, Landrath und Vicekanzler; der vierte Eidam, Graf Wachtmeister, Oberjägermeister. Der Gräfin Bruder, v. Kl…enheim, war Schloßhauptmann und Conferenzrath, ihr Schwester-Tochter-Mann, Graf Bonde, wurde Oberkammerherr, nachdem v. Morgstorf in Ungnade gefallen war. Man hat berechnet, daß allein die Besoldungen in der Familie des Grafen, mehr als den dritten Theil der gesammten Landeseinkünfte verschlungen haben.

Unterdessen lebte der Hof den Winter über sehr vergnügt von dem aus Rußland mitgebrachten Brautschatze. Den 21. Febr. 1728 kam die Herzogin nieder, und gebar einen Prinzen. Die Freude war allgemein im Lande. In der Taufe erhielt er den Namen Karl Peter Ulrich, den ersten vom römischen Kaiser, Karl VI., den zweiten von dem russischen Kaiser, Peter II., und den dritten von der Königin in Schweden, Ulrike, des Herzogs Tante. Allein die Herzogin, rasch und lebhaft, hatte vor und nach der Entbindung zu wenig ihres Zustandes geachtet, und starb den 15. May desselben Jahres. Sie war nur 9 Monate in Holstein gewesen, und hatte in dieser kurzen Zeit

alle Herzen zu gewinnen gewußt. Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete im ganzen Lande Trauer und Bestürzung. Für den Herzog war der Verlust unersetzlich. Er liebte sie zärtlich, und noch sieben Jahre nach ihrem Tode stiftete er ihr zu Ehren den St. Annenorden. Er hat sich nicht wieder vermählt, wiewohl noch in eben diesem Jahre eine Heirath mit einer englischen Prinzessin in Anrege kam. Ihre Leiche ward zuerst in die Schloßkirche zu Kiel gesetzt, und sodann den 3. October 1728 zu Schiffe nach Petersburg gebracht. Hier ward selbige aufs Neue auf ein Paradebett gelegt, und endlich den 12. Nov. mit standesgemäßem Gepränge in die kaiserliche Gruft gesenkt.

Den 14. Juny 1728 kam der Friedenscongreß in Soissons zusammen, um den Ausbruch eines neuen allgemeinen Krieges in Europa zu verhindern. Europa theilte sich damals in zwei Partheien, nämlich in die Allianz von Wien und von Hannover. Zu jener gehörten Oesterreich, Rußland und Spanien, zu dieser England, Frankreich, Schweden, Dännemark, Preußen und Holland. Die Kaiserin Catharina war der Wiener Allianz nur unter der Bedingung beigetreten, daß dem Herzoge Karl Friederich die Restitution des Herzogthums Schleswig garantirt, und demselben bis zu seiner wirklichen Einsetzung in dasselbe die bereits ebenerwähnte Summe jährlich ausbezahlt werde. In Soissons war es also nunmehro, wo diese so lange zwistig

gemeinsame Angelegenheit des Herzogs entschieden werden sollte. Der Graf Bassewitz wollte für seinen Herrn auf dem Congresse selbst erscheinen. Er glaubte, durch Würde und Pracht imponiren, und den Gesandten der übrigen Höfe in nichts nachgeben zu müssen. Nie hat man mitten im Frieden eine glänzendere und zahlreichere Versammlung von Ministern gesehen, wie damals in Soissons. Bassewitz ließ sich mit dem Prädicate eines Ambassadeurs bekleiden. Zur Bestreitung der Kosten dieser prachtvollen Sendung wurden ihm jene österreichischen und spanischen Hülfsgelder angewiesen. Er war des glücklichen Ausgangs der Sache so gewiß, daß er bei seiner Abreise betheuerte, ohne das Herzogthum Schleswig in der Tasche nicht wieder vor dem Herzoge erscheinen zu wollen. Die Sache machte sich dennoch anders. Die vielen Köpfe in Soissons konnten sich über nichts verständigen. Die holsteinische Angelegenheit war überhaupt nur Nebensache daselbst, und blieb am Ende so unerledigt, wie die übrigen wichtigeren. Ueberdies mißfiel der hohe Ton des Grafen; man wollte ihn nicht einmal in der Eigenschaft eines Ambassadeurs anerkennen. Zu Kiel vernahm man diese unerwartete Wendung der Dinge mit höchstem Mißvergnügen. Der Graf war dem Herzoge lange lästig gewesen; man hatte ihn bis dahin für unentbehrlich gehalten, und sich manches gefallen lassen müssen. Von der Entbehrlichkeit hatte man sich durch seine Abwesenheit überzeugt. Man sah sich in den

sichersten Erwartungen getäuscht; alle Geldkräfte des Landes waren an nichtige Unternehmungen und Versuche gesetzt, alle Verwaltungszweige in größter Unordnung. Man mußte, gerne oder ungerne, auf eine große Rolle in der Welt vor der Hand Verzicht leisten. Der Herzog bestellte zu dem Ende im Jahre 1729 eine Untersuchungs-Commission. Den Vorsitz darin hatte der Geheimrath v. Clausenheim. Es ward eine allgemeine Reduction des Regierungspersonals beschlossen. Alle Gehalte und Gnadengelder sollten neu bestimmt werden. Vor allen Dingen wurden die Gesandten an fremden Höfen reducirt. Stambke, Gesandter in Petersburg, trat in den Geheimrath. Der Generalmajor v. Reichel, des Grafen Eidam, Gesandter in Stockholm, ward zurückberufen. Er wollte nicht kommen, bis man eine Apothekerrechnung von 30,000 Rthlr. bezahlt habe. Er ward seiner Stelle entsetzt, und als er dennoch ein paar Jahre darauf in Kiel erschien, ins Gefängniß nach Neustadt abgeführt. Der Geheimrath v. Bassewitz, des Grafen Bruder, erhielt seinen Abschied und einige tausend Thaler. Er ging auf sein Gut Dalwitz in Mecklenburg, und starb bald hernach. Der Graf selbst ward aus Frankreich zurückgerufen. Dagegen hatte Balthasar von Ahlefeld auf Lindau die erste Stelle in der Landesregierung erhalten. Dieser war von nun an die Seele der neuen Verwaltung. Der Graf Bassewitz hielt es unter diesen Umständen gerathen, nicht geraden Weges nach Holstein zurückzukehren. Er ging

vorher nach Wien, und ließ sich zum kaiserlichen Geheimrath machen. Dadurch, wie er glaubte, hinlänglich geschützt, kam er den 26. August 1730 in Hamburg an. Der Herzog war in Neustadt. Als der Graf daselbst anlangte, ward ihm bedeutet, daß man seiner Dienste nicht weiter bedürfte, und er seine Entlassung fordern möge. Er sollte aber vorher Rechnung ablegen, die in Händen habenden Papiere ausliefern, und einen Eid leisten, daß er weder in feindliche Dienste gehen, noch die Staatsgeheimnisse verrathen wolle. Dagegen erbot man sich zu einem jährlichen Gnadengehalt von 2000 Rthlr. Der Graf war nicht der Mann, mit dem so leicht fertig zu werden war. Er weigerte sich alles dessen. Eine persönliche Haft befürchtend, entwich er von dannen, den 3. Sept. in der Nacht. Er hatte einen Brief hinterlassen an den Herzog, worin er mit Ungestüm auf Bezahlung ungeheurer Forderungen drang. Der Herzog ernannte eine Commission, und ließ eine fiscalische Klage erheben. Unter sicherm Geleit erschien der Graf in Kiel, und es wurden ihm 24 Klagpunkte vorgelegt. Es entstand ein mehrjähriger Proceß. Am Ende fand man, da der Wiener Hof sich in die Sache mischte, einen Vergleich rathsam. Der Herzog entließ ihn aller Verantwortlichkeit, und gab ihm eine Anweisung auf die österreichischen Hülfsgelder von 11,000 Rthlr. Der Graf lieferte den 16. Juny 1734 die Papiere aus, und ging darauf nach Wien.

Noch einmal schien dem Herzoge in diesem Jahre 1730 ein unerwartetes Glück aufzugehen. Der russische Kaiser, Peter II., war den 29. Jan., 15 Jahre alt, an den Blattern zu Moscau gestorben. Nach dem Testamente der Kaiserin Catharina sollte nunmehro die russische Krone der Nachkommenschaft ihrer ältesten Tochter, also dem jungen holsteinischen Prinzen, Karl Peter Ulrich, und sodann ihrer jüngsten Tochter Elisabeth, anheimfallen. Allein man überging in Rußland die Nachkommenschaft Peters des Großen gänzlich, und erwählte die Herzogin von Curland, Anna zur Kaiserin.

Eine fast eben so widerwärtige Wendung nahm bald darauf die Angelegenheit wegen des Herzogthums Schleswig. Der König von Dännemark, Friederich IV., war den 12. October 1730 gestorben. Die Politik in Wien und Petersburg hatte sich verändert. Der Graf Seckendorf, als österreichischer, von Brackel, als russischer Gesandte, schlossen in Copenhagen den 26. May 1732 folgendes Bündniß: Oesterreich, Rußland und Dännemark versprechen sich gegenseitige Hülfsleistung, wenn die erstere Macht wegen der pragmatischen Sanction, die zweite wegen seiner europäischen Gränze, und die dritte wegen des Herzogthums Schleswig, angegriffen werden sollte. Dännemark selle übrigens dem Herzoge von Holstein eine Ent-

schädigung von Einer Million Thaler leisten. Der Graf v. Wratislow und der Freiherr v. Brackel begaben sich nach Kiel, und machten den Herzog mit dem Inhalte dieser Tractaten bekannt. Sie sollen ihm sogar außer der Million auch noch die Garantie der schwedischen Thronfolge angeboten haben. Allein alle Anerbietungen waren umsonst. Der Herzog war und blieb fest entschlossen, seine Ansprüche auf Schleswig um keinen Preis zu veräussern. Der Hofkanzler Paulsen ward nach Hamburg zum Grafen Seckendorf gesandt, um Gegenvorstellungen zu machen. Der österreichische Minister zuckte die Achseln, und entschuldigte sich mit dem Drange der Umstände. Der Freiherr von Stark mußte in gleicher Absicht nach England gehen. Um Frankreich zu gewinnen, ließ man sogar Stanislaus in Danzig als König von Polen begrüßen. Dies nahm die russische Kaiserin vollends übel, und entzog dem Herzoge die bisherigen Subsidiengelder.

Da nun alle Aussicht nach aussen vor der Hand verschwunden war: so wandte man, in Erwartung einer mehr günstigen Zukunft, die Aufmerksamkeit auf das Innere. Es war hohe Zeit, denn das kleine unscheinbare Ländchen erlag unter allen diesen, ihm fremden, Anstrengungen. Es waren freilich schon bedeutende Einschränkungen, und wesentliche Veränderungen

in dem Regierungspersonale getroffen worden. Allein der Herzog glaubte noch weiter gehen zu müssen. Es war nemlich in den vorigen verworrenen Zeiten, und während dem Glücksuchen in der Fremde, daheim unter den Staatsbeamten ein Geist der Intrigue und der Plusmacherei vorherrschend geworden, der in einem so kleinen Haushalte höchst verderblich seyn mußte. Es wurden daher mehrere Staatsdiener zur Verantwortung gezogen. Im Geheimrathe endeten von Stamble und von Claussenheim ihren Staatslauf; der erstere kam unter fiscalische Anklage, und ward im März 1735 ins Gefängniß nach Neustadt abgeführt, wo er im November 1739 verstorben ist. Der letztere, sonst ein einsichtsvoller Mann, kam seinem Falle zuvor. Er nahm seinen Abschied, und verlebte den Rest seiner Tage im Ueberflusse, als Domherr zu Hamburg.

Der Herzog genoß nunmehro der Ruhe eines kleinen Landfürsten. Zum Andenken der vorigen glücklichen Tage in Petersburg, legte er einen Lustsitz an im Viehburger Holze bei Kiel, und nannte ihn Petersburg. Der Name des Gehöftes hat sich noch erhalten. Den Sommer brachte er gerne in Neustadt zu, wo gleichfalls ein herrschaftliches Vorwerk war, welches in der Folge die Stadt an sich gekauft hat. Im Winter fand er großes Vergnügen am Schauspiele.

Das Ballhaus in Kiel, welches nachher der Hagedornschen Familie mit großen Privilegien überlassen worden ist, besuchte er häufig. Die bekannte Schauspielerin Neuber hielt sich eine Zeitlang in Kiel auf, und der Herzog pflegte nicht selten selbst eine Rolle zu übernehmen. So wie in früheren Jahren der Kammerdiener und nachmalige Oberkammerherr von Roepstorf sein Freund und Günstling gewesen war, so bekleidete diese Stelle in den letzten Jahren der Oberkammerdiener und bald Oberforst- und Oberjägermeister v. Pähl. In Geschäften hingegen hatte er in den letzten Jahren seiner Regierung besonderes Zutrauen zu dem, als Gelehrten berühmt gewordenen, damaligen Kanzler und Universitäts-Curator, Ernst Joachim v. Westphalen. Dieser, aus Mecklenburg gebürtig, war zuerst 1730 als Bürgermeister zu Kiel in herzogliche Dienste getreten. Er ward schnell hintereinander Legationsrath und geheimer Secretair, Cabinetsrath, Vicepräsident des Oberconsistoriums, Curator der Akademie, Kanzler bei Hofe und im Geheimrath, Ritter vom St. Annen-Orden, und Reichsritter. Im Jahre 1737 belehnte der Herzog ihn mit dem Schaumburgischen Mühlenhof in Hamburg. Bei den Geldverlegenheiten des Herzogs bediente dieser sich vorzüglich Westphalens als Geschäftsmanns. Er brachte eine Anleihe von 300,000 Rthlr. mit der Stadt Hamburg zu Stande, wobei mehrere Kostbarkeiten versetzt werden

mußten. Diese Angelegenheit in Verbindung mit einer Denunciation von Seiten seines Bruders, des Etatsraths Westphalen, gegen den geheimen Legationsrath M. Fr. v. Holmer, zog ihm in der Folge 1752 Untersuchung, Haft und Cassation zu. Allein 1756 ward dies Verfahren gegen ihn für null und nichtig erklärt, und er selbst in alle seine Aemter und Würden restituirt.

Noch in dem letzten Jahre seines Lebens, 1739, gab der Herzog eine neue Rangverordnung. Hier ist sie im Auszuge. Mit Generälen en chef rangiren die Ritter des St. Annenordens, die Geheimräthe, der Curator der Universität. Mit Generallieutenants, der Ordensabt, die Vicepräsidenten des Consistoriums, der Hofkanzler und die Conferenzräthe, der Präsident der Justizkanzlei, der Präsident der Rentekammer, die General-Kriegscommissaire. Mit Generalmajors rangirten der Ordenssecretair, die Cabinets- und vier ältesten Landräthe, der Vicekanzler, der Prorector der Universität, der Vicepräsident der Rentekammer, die Oberkriegscommissaire; der Oberkammerintendant, der Oberceremonienmeister, der Hofmarschall, der Oberjägermeister, der Oberforstmeister, der Oberstallmeister. Mit Brigadiers rangirten die Oberconsistorial- und Kirchenräthe, die Amtmänner und Geheim-Legationsräthe; der Prokanzler der Universität. Mit Obersten der Ordensherold und der Ordenscorporal, Oberconsistorial-

offizieren, Landräthe, Etatsräthe, der Senior der Universität, Finanzräthe, Oberkriegsräthe, Kammerherren. Mit Oberstlieutenants der Ordens-Vicecorporal, der Feldprobst, der Geheimsecretair, der Legationsrath, der Landvogt, der Justizrath, die professores primarii, der Kammerrath, der Kriegsrath, der Kammerjunker, der Polizeimeister, der Vicepräsident des Commerzcollegiums. Mit Majors rangirten die Landschreiber, Kanzleiräthe, professores secundi, die Landrentmeister, der Kammervorschneider, der Hofvorschneider, der Oberförster. Mit Capitains die Ordenstrabanten, die Legationssecretairs, Kanzleiassessoren, professores tertii, Oberkammerdiener, Hofjunker. Mit Capitainlieutenants die professores extraordinarii, Kammerdiener u. s. w. So geht es nach dem Maaßstabe der militairischen Grade herunter bis auf den Corporal.

Mit dieser Rangordnung contrastirte ein wenig der geringe Umfang des Landes. Die Länder worüber der Herzog von der Hand zu gebieten hatte, waren 1. die Landschaft Norder-Dithmarschen. 2. Das Amt Kiel nebst Cronshagen. 3. Das Amt Bordesholm. 4. Das Amt Neumünster. 5. Das Amt Oldenburg. 6. Das Amt Cismar. 7. Das Amt Tremsbüttel. 8. Das Amt Trittau. 9. Das Amt Reinbeck. 10. Die Städte Kiel, Oldenburg und Neustadt. Die sämmtlichen Landeseinnahmen, mit Inbegriff der ge-

meinschaftlichen Zölle betrugen nach der Kammerrechnung pro 1772 nur 219,604 Rthlr. 34 ß 1½ A.

Die Titulatur des Herzogs war: Königl. Hoheit, Herzog Karl Friederich, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und der Ditmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst u. s. w. Der Herzog ließ auch münzen. Es haben sich noch einige Vierschillingsstücke mit seinem Brustbilde erhalten.

War die Gegenwart beschränkt, so blieb dennoch die Aussicht auf Schweden und Rußland unverloren. Es kam nur auf das Ueberleben an. Der Herzog war jünger als die Throninhaber der gedachten Reiche. Allein er war, wie es scheint, unter keinem freundlichen Gestirne geboren. Auch diese letzte, diese wahrscheinliche, Aussicht schloß sich unerwartet. Im Jahre 1739, also in seinem 39sten Lebensjahre, erkrankte er. Er lag auf der sogenannten Petersburg. Es besserte sich im Frühlinge, und er ging, zur völligen Genesung, wiewohl noch in einem schmerzhaften Zustande, nach dem Gute Rolfshagen im Amte Trittau, bei Oldesloe, welches seinem Günstlinge, dem erwähnten Herrn v. Pähl gehörte. Hier verschlimmerte sich die Krankheit. Er starb daselbst den 18. Juny 1739. Er ruht in der Kirche zu Bordesholm. Als im Jahre 1814 das russische Regiment des Obersten Mat-

lem Bordesholm verließ, stellte dasselbe sich vor der Kirche auf, präsentirte das Gewehr, und ehrte durch einen allgemeinen Zuruf das Andenken des Eltervaters ihres Kaisers.

Sein einziger hinterlassener Prinz, Karl Peter Ulrich, war 11 Jahre und 4 Monate alt. Was das Geschick seinem Vater versagt hatte, den schwedischen und russischen Thron, bot es dem Sohne, wie im Schlafe, an. Seines Großvaters Brudersohn, Adolph Friederich, damals Bischof von Lübeck, ein liebenswürdiger Fürst von 29 Jahren, übernahm die Administration des Landes. Allein bereits zwei Jahre darauf, den 6. December 1741, bestieg seine Mutterschwester, Elisabeth, die einzige Tochter Peters des Großen, und unverheirathet, den russischen Thron. Sie ließ sogleich ihren jungen Neffen, als Thronerben, von Kiel nach Petersburg kommen. Bereits am 8. Febr. 1742 langte er daselbst an, trat zur griechischen Kirche über, und ward den 18. November 1742 zum Großfürsten des russischen Reichs erklärt. Jetzt boten die schwedischen Reichsstände ihm auch die Thronfolge Schwedens an. Allein zu spät. Durch Verwendung des russischen Hofes wählte man nun eben jenen Bischof und bisherigen Administrator, Adolph Friederich. Derselbe schiffte sich auf fünf schwedischen Kriegsschiffen zu Stralsund ein, und kam den 14. October

1763 in Stockholm an. Die holsteinischen Besitzungen wurden von nun an von Petersburg aus regiert. Die Administration des Landes versah ein geheimes Regierungsconseil, welches seinen Sitz auf dem Schlosse zu Kiel hatte. Dieser Zustand der Dinge dauerte dreißig Jahre, und wegen der großen Entfernung des Landesherrn schwerlich zum Glücke der Unterthanen. Auf welche Weise diese schönen Besitzungen, welche durch die frühere unglückliche Sitte der Ländertheilung von Holstein getrennt worden waren, zum Segen des Landes wiederum mit demselben vereint worden sind, gehört in die neuere, allgemein bekannte Landesgeschichte.

Zum Beschlusse dieser historischen Darstellung mag noch der officielle russische Bericht über den Uebertritt des Herzogs zur griechischen Kirche folgen. Der feierliche Uebertritt geschah zu Moscau. Nachdem der Großfürst einige Zeit vorher durch einen Geistlichen, den man deswegen aus der Ukraine verschrieben, in der griechischen Glaubenslehre unterrichtet worden, geschah die feierliche Handlung seiner öffentlichen Confession der griechischen Religion in der Hofkirche des kaiserlichen Winterpallastes, in Gegenwart der Kaiserin, des geistlichen Synods, des dirigirenden Senats, der hohen Generalität und aller vornehmen Standespersonen. Die Firmelung verrichtete

dem Erzbischof von Nowgorod, Ambros; der ihm hiebei ein Kreuz, das mit einem Stücke von Christi Leibrock und andern Reliquien umgeben war, anlegte, um solches beständig zu tragen. Vorher wurde durch einen Obersecretair des Senats mitten in der Kirche das Manifest laut abgelesen, wodurch er zum Thronfolger und Großfürsten unter dem Namen Peter Fedorowitsch erklärt, und ihm der Titel: kaiserliche Hoheit, beigelegt. Nach dieser Ablesung legte er mit vernehmlicher Stimme in russischer Sprache sein Glaubensbekenntniß ab, darin er allen und jeden, der orientalischen Kirche zuwiderlaufenden und von ihr gänzlich verworfenen, Lehren entsagte, und dagegen alle seit ihrem Ursprunge empfangenen und bisher behaltenen Lehrsätze der griechischen Kirche öffentlich bekannte. Nachdem er hierauf von dem Erzbischofe die heilige Salbung oder Firmelung empfangen, wobei die Kaiserin selbst Pathe gewesen, wischte der Bischof von Pleskow die gesalbten Stellen mit einem Schwamme wieder ab; und der neue Großfürst bekam von allen anwesenden geistlichen und weltlichen Standespersonen die Glückwünsche. Unter der darauf erfolgten Absingung der Liturgie kniete er an den Stufen des Altars, neigte sich dreimal zur Erde, küßte die heiligen Bilder, und empfing unter beiderlei Gestalt das heilige Abendmahl, worauf ihm zum zweitenmale gratulirt ward. Nach geendigter

Liturgie mußten der Synod, der Senat, die Generalität, der Hofstaat und alle übrigen vornehmen Standespersonen, einen feierlichen Eid auf die Erbfolge des Großfürsten ablegen, worauf zum drittenmale die Glückwünsche abgestattet wurden. Nachdem die Kaiserin und der neue Großfürst wieder aus der Kirche in ihr Zimmer zurückgekommen, hielt der Erzbischof eine kurze und wohlgesetzte Rede, worauf man zur Tafel ging. Die Senatoren und Generäle von der ersten und zweiten Classe hatten die Ehre, mit der Kaiserin und dem Großfürsten zu speisen. Den Abend war die ganze Stadt illuminiert; bei Hofe war abermals Cour, und in dem vordersten Saale ward ein italienisches Concert aufgeführt. Die Kaiserin machte dem neuen Großfürsten ein Geschenk mit einer schönen Toilette und einem Flaschenfutter von massivem Golde, ferner mit einem Ringe und einer Tabatiere, worin ein Wechsel von 200,000 Rubeln lag. Den folgenden Tag, gegen 10 Uhr, erhub sich der Großfürst, als Reichs-Erbfolger, in Gesellschaft der Kaiserin, nach dem Schlosse Kremlin, wohnte in der dortigen Kirche des Erzengels Michael der Liturgie bei, und küßte die allda verwahrte Reliquie des heiligen Demetrius. Die Garderegimenter leisteten die Huldigung, und in allen Kirchen ward das Te Deum gesungen. Drei Tage, von Morgen bis zur Vesperzeit, wurden die Glocken geläutet.

Ende Decembers 1742 reiste er mit der Kaiserin nach Petersburg zurück. Der Großfürst war damals 14½ Jahr alt, und stand, als Herzog von Holstein, unter Vormundschaft. Den 31sten Mai 1745 ward er volljährig, und trat die Regierung dieses Landes selbst an. Der Geheimrath und Hofkanzler, Freiherr v. Pechlin, hatte bei ihm in Petersburg den meisten Einfluß in den holsteinischen Angelegenheiten.